



Dornbirner Originale

Franz Kalb

Dornbirner Gschichtle

Franz Kalb

Die Danner in Dornbirn

Franz Albrich

Alte Kämpfer und neue Häuser

Ingrid Böhler

Nachkriegsidentitäten in Vorarlberg

Renate Huber

Die Dornbirner Export- und Musterschau

Janet Diem

DORNBIRNER SCHRIFTEN

Beiträge zur Stadtkunde

34

Die Schriftenreihe „Dornbirner Schriften“ wird vom Stadtarchiv Dornbirn unter der Leitung von Stadtarchivar Mag. Werner Matt herausgegeben und betreut.

Medieninhaber und Vertrieb:
Stadt Dornbirn
Stadtarchiv, Marktplatz 11, A-6850 Dornbirn

Schriftleitung:
Mag. Werner Matt
Univ.-Prof. Dr. Alois Niederstätter
Mag. Hanno Platzgummer
Dr. Paul Rachbauer
Dr. Ulrike Unterthurner

Abbildungsrecherchen:
Helga Platzgummer

Redaktion und Lektorat:
Harald Rhomberg

Abonnentenbetreuung und Bestellwesen:
Christian Tumler

Autoren:
Franz Albrich, Haldengasse 3, 6850 Dornbirn
Dr. Ingrid Böhler, Institut für Zeitgeschichte, Universität Innsbruck, Innrain 52,
6020 Innsbruck
Mag. Janet Diem, Hofsteigstraße 43d, 6890 Lustenau
Dr. Renate Huber, Landstraße 32/4, 6900 Bregenz
Dkfm. Franz Kalb, Sandstraße 3, 6890 Lustenau

Für den Inhalt der Texte sind ausschließlich
die Autorinnen und Autoren verantwortlich.

Umschlagbild: Martin Rhomberg

© Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Medieninhabers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet werden. Die teilweise oder vollständige Wiedergabe von Texten oder Abbildungen aus dem Heft ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung nach Genehmigung durch die Autoren gestattet.

Gestaltung: Luger Grafik, Bregenz
Druck: Buchdruckerei Lustenau

ISBN: 978-3-901900-21-1

Dornbirn 2008

Inhalt

Vorwort des Herausgebers	6
Werner Matt	
Dornbirner Originale	8
Franz Kalb	
Deftige Zitate	10
Der Kunstschlosser Franz Mäser	12
Der Uhrmacher Konrad Lingenhel	14
Der Metzgermeister Willibald	16
Mohre Vere	18
Die Quitten-Marie	21
Unsere Realschulprofessoren	23
Toni RUF von der Sägen	29
Auch noch zu erwähnen	31
Dornbirner Gschichte	33
Franz Kalb	
Der Stier von der Mörzelalp	33
Die Russen-Beth	38
Der Zwillingbruder	44
Die Taufe des Pelagius Fussenegger	48
Das Jahrgängerbegräbnis	54
Der Bischof und die Feuersbrunst	58
Die Nudelkiste	63
Das erste Fahrrad	67
Gut sein, trägt Zinsen	73
Aus dem Leben des Schmalzpfarrers	77

Auf den Spuren alter Dornbirner Die Danner in Dornbirn Franz Albrich	82
Alte Kämpfer und neue Häuser. Dornbirn als Fallbeispiel einer österreichischen Klein- und Mittelstadt im Nationalsozialismus Ingrid Böhler	93
Nachkriegsidentitäten in Vorarlberg Eine Leseanleitung Renate Huber	122
Die Dornbirner Export- und Musterschau: Textilfachmesse und Volksfest Janet Diem	157
Bildnachweis	188

Vorwort

Man kann die Dornbirner Schriften auch als stadtgeschichtliches Kaleidoskop bezeichnen. Unterschiedliche Beiträge fügen sich zu einem immer spannender werdenden Bild zusammen. Dieses Bild von einem bunten Kaleidoskop trifft für das vorliegende Heft in besonderem Maße zu. Dabei stehen nicht nur die sehr verschiedenen Themen im Blickpunkt, sondern mit Franz Kalb und Franz Albrich auf der einen Seite und Ingrid Böhler, Renate Huber und Janet Diem auf der anderen Seite auch unterschiedliche Generationen. Dies zeichnet zugleich die Bandbreite der stadtgeschichtlichen Forschung in Dornbirn aus.

Franz Kalb steuert mit seinen beiden Beiträgen „Dornbirner Originale“ und „Dornbirner Gschichtle“ sehr bunte Elemente zu diesem Kaleidoskop bei. Er schöpft dabei sein Wissen aus dem großen Topf der in der Bevölkerung noch vorhandenen Erinnerung und bewahrt es durch seine Arbeit vor dem endgültigen Vergessen. Idealerweise werden diese Beiträge durch Zeichnungen von Martin Rhomberg, dem Chefkarikaturisten der „Seagar Rättscho“, ergänzt.

„Auf den Spuren alter Dornbirner“, die erfolgreiche Serie von Franz Albrich, die sich mit bemerkenswerten Personen und Familien beschäftigt, erfährt durch den Artikel über „Die Danner in Dornbirn“ eine wertvolle Fortsetzung. Gerade in einer Zeit, in der immer mehr Menschen sich mit der Geschichte ihrer Familie beschäftigen, zeigt Franz Albrich auf lesenswerte Art, wie eine Familiengeschichte fundiert geschrieben wird.

Das Jahr 2008 rückt die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich im Jahre 1938 wieder ins öffentliche Bewusstsein. Für die jüngere Stadtgeschichte ist der Artikel von Ingrid Böhler über „Alte Kämpfer und neue Häuser“ besonders wichtig. Zeigt sie doch exemplarisch an den Bereichen kommunale Beamtenschaft und der Bautätigkeit, dass die Forschungen zur NS-Zeit noch lange nicht abgeschlossen und sehr lohnende Ergebnisse zu erwarten sind.

Idealerweise folgen dem Artikel über die NS-Zeit zwei Beiträge, die sich – angeregt vom „Jubiläumsjahr 2005“ – mit der Nachkriegs- und Aufbauzeit beschäftigen. Renate Huber analysiert in ihrem Beitrag „Nachkriegsidentitäten in Vorarlberg“ das Spannungsfeld zwischen „Tradition und Fortschritt“. Ein Beitrag, der in Zeiten einer richtiggehenden 68er Hype als grundlegend anzusehen ist. Nicht minder wichtig ist die Geschichte der Dornbirner Export- und Musterschau für das Dornbirn der Nachkriegszeit. Janet Diem beschreibt die Geschichte einer Einrichtung, die neben dem wirtschaftlichen Erfolg sowohl städtebauliche als auch für die lokale Identität wesentliche Impulse setzte.

Allen Beteiligten ein herzliches Dankeschön, insbesondere Reinhold Luger für die Gestaltung, Harald Rhomberg für die Redaktionsarbeit und Helga Platzgummer für die Bildrecherchen.

Stadtarchivar
Mag. Werner Matt

Dornbirner Originale

Franz Kalb

Vorwort

So wie man ein ursprüngliches Werk im Gegensatz zu Kopien oder Abschriften als „Original“ bezeichnet, ist auch ein eigenständiger, nicht in eine Schablone passender Mensch volkstümlich ein Original. Nun gleicht bekanntlich kein Ei dem anderen und Kopien können oft nur von Fachleuten als solche erkannt werden. Daher wird sich unsere Auslese zwangsläufig auf auffällig starke Abweichungen von der Norm beschränken. Abweichungen auf Grund einer Krankheit oder eines Gebrechens sollen hier ebensowenig betrachtet werden wie Verhaltensweisen aufgrund ungewöhnlicher Armut, auch wenn der Mangel dazu verleiten mag besonderen Anlagen ungehemmter als notwendig nachzugeben.

Unsere Auslese soll sich an den vier Eckpunkten „selbstbewusst, intelligent, unempfindlich und schalkhaft“ orientieren, wobei diese Eigenschaften im einen Fall mehr und im anderen weniger stark hervortreten mögen. Originale sind in allen Schichten zu finden, doch sind sie dort eher selten, wo der gesellschaftliche Stand oder das Leitbild des Vorgesetzten von vornherein eine gewisse Norm verlangt. Der unabhängige Handwerker- und Bauernstand erlaubte jedenfalls mehr Freiheiten. Frauen sind unter den bekannten Originalen eher selten, weil sie viel mehr im Hintergrund des Mannes standen und die widmungswidrige Verwendung des Kochlöffels oder der Teigwalze nicht in der Zeitung stand.

Bei Bearbeitung dieses Themas muss man sich fast ausschließlich auf die mündliche Überlieferung stützen. Es versteht sich von selbst, dass es da mehrere Versionen gibt, dass Ausschmückungen und Übertreibungen in Kauf genommen werden müssen und dass unsere Informa-

tionen nicht viel weiter als ein Jahrhundert zurückreichen. Wir können zwar auf Grund alter Protokolle oder sonstiger Schriften manches Ereignis rekonstruieren, aber kaum daraus Schlüsse des ganzen Lebens schließen. Im Allgemeinen treten die besonderen Anlagen eines Menschen mit zunehmendem Alter verstärkt auf.

Zweifellos war schon der Hatler Löwenwirt Bartle Zumtobel ein Original, denn er vermochte dem mächtigen Emser Grafen Karl Friedrich zu trotzen, als dieser 1655 ganz Dornbirn gekauft hatte. Vier Generationen später wirtete im gleichen Haus Franz Josef Ulmer „der Religionsadvokat“, der immerhin fast alle Dornbirner gegen die Reformen Josefs II. mobilisieren konnte. Soll einer sagen, Franz Martin Hämmerle, der Gründer der Weltfirma, sei kein Original gewesen. Hat er doch seine Stoffe auf einem Handwagen nach Bregenz gezogen und dort auf dem Markt feilgeboten. Am Abend spielte er mit seiner Geige in Musikgruppen auf.

Die meisten der hier erwähnten „Originale“ haben, ganz grob gesagt, um 1900 gelebt. Mit der Generation unserer Eltern ist so vieles, an das man sich noch erinnert hat, ins Grab gesunken und deshalb ist es wohl gut, wenn jetzt einmal einiges niedergeschrieben wird, auch wenn das nie vollständig sein kann.

Damit verbunden muss gleich auch die Frage sein, wie es denn in der Gegenwart mit Originalen aussieht. Leider ist heutzutage jeder Mensch recht stark von anderen abhängig, der Politiker von den Wählern, der Beamte vom Gesetz, der Wirtschaftstreibende vor allem von den Kunden. Ja sogar der Pfarrer muss die Kritik jener fürchten, die während der Predigt nicht schlafen. Und auch die Bauern sind heute an allen Ecken und Enden auf andere angewiesen. Ob die hohen Herren in Wien Hofnarren noch dulden würden, wie einst die gekrönten Häupter? In einem Volkslied heißt es: „Die Gedanken sind frei“. Wenn es die Worte zur rechten Zeit am rechten Ort und natürlich sorgfältig gewählt, auch wären, würde das der viel strapazierten Demokratie nicht schaden.

Deftige Zitate

Vieles von dem, was unsere Väter noch wussten, ist spätestens eine Generation, nachdem die Originale ins Grab gesunken sind, für immer vergessen. Ein paar Aussprüche aus der Zeit vor etwa hundert Jahren sollen noch erwähnt sein:

Die Guntner, mit dem „rechten Namen“ Moosbrugger, besaßen das vierstöckige Bauernhaus auf der Fluh, das 1982 ein Raub der Flammen wurde. Nach der Jahrhundertwende waren die paar Buben gerade im rechten Alter, um bei jedem Anlass ihre Kraft zu zeigen. Wenn zwei Gruppen Händel hatten und die Guntner ergriffen für die einen Partei, dann konnten die anderen abziehen. Besser als jeder Wirt und besser als die Polizeier konnten sie den Krawall eindämmen und nie sei es vorgekommen, dass sie gefährliche Schläge austeilten. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, hat man am Berg gemeint: „Schicken'd Guntner gi Serbien und do Hötzendorf dorzuo, dänn isch do Krieg gwunno.“ Dazu hätte es aber viele Guntner gebraucht.

Dr. Dominikus Thurnher alias Minge wurde oftmals zu Wurstmälern eingeladen. Da er seiner Frau, einer Färberin, von den Hausbesuchen ständig Kochrezepte mitbrachte, war sein guter Appetit und seine



Vorliebe für Hausmannskost stadtbekannt. Vor dem Aufkommen der Krankenkassen war mancher Bauer froh, wenn der Doktor für seine Behandlung Ware dran nahm oder zumindest mit der Honorarnote zuwartete. Da hat er sich einmal während des Essens beim Mühlebacher Metzger Josef Anton Kohler beschwert, er habe die Borsten nicht sauber abgeschabt. Daraufhin habe der Metzger gemeint, „wenn jeda a Kilo Suhoor und a Kilo Kriesestüo ds Johr dur easstit, tät ma di gä numma brucho.“

Vom Landeshauptmann Rhomberg wird erzählt, seine Frau habe ihm jeden Morgen zwei Kreuzer ins Gillettäschchen gesteckt, damit er am Bahnhof das Volksblatt kaufen konnte. Eines morgens aber habe er vergebens nach dem Geld gesucht. Da habe die Trafikantin gemeint, er könne es doch morgen zahlen. Er aber sagte, er könne ja über Nacht sterben. Da meinte die Frau treuherzig: „jo denn wär ou nid viel hio.“ Wenn das nicht wahr ist, dann ist es wenigstens gut erfunden.

Einen Spruch von Bachas Sepp, über den wir nichts weiter wissen, hat uns Toni Rüt im Gedicht „Lüt und Veah“ überliefert. Als dieser die Jause wegen eines Gewitters im Anzug nicht schnell genug beendet hat, hat ihn der Bauer mit den Worten zur Eile angetrieben: „Wenn as is das Höu verreangat, denn wemmors Küh jo numma freasso.“ Die Antwort von Baschas Sepp hat gelautet: „Hio isch dänn ou nid do Hufo. As heat bigopp in Moscht ou grengat, dän müosend d’Lüt sogär na sufo!“

Als Klara Wehinger nach dem 1. Krieg ganz allein auf dem Spitzen Stein im Ebnit angelangt war, hat sie gemeint: „Dass i heroben bin, da ist kein Zweifel, wie ich jetzt hinunter komm, das weiß der Teifel.“ Sie soll von ihrem zukünftigen Mann, der Alpknecht in Heumöser war, abgeseilt worden sein. Der Spitze Stein wurde im Volksmund ihr zu Ehren in „Klara“ umbenannt und jetzt kennt man nur noch diesen Namen.

Der Kunstschlosser Franz Mäser

Wohl der lupenreinste unter den Dornbirner Originalen war der 1870 geborene Kunstschlosser Franz Martin Mäser. Während es heutzutage fast in jedem Dorf einen Schlosser gibt, der kunstvolle Türgitter, Stieggeländer, Grabkreuze und Wirtshausschilder fertigt, war Mäser im ganzen Lande gefragt. Wenn sein Name nicht im Dehio steht, dann wohl nur deshalb, weil sich dieser mit Details zu wenig befasst hat.¹

Jedenfalls war der Bischof Sigismund Waitz, von dem wir in dieser Ausgabe noch mehr erfahren, öfters in seiner Werkstatt an der Kloster-gasse, wenn er beim Prälaten Dietrich auf Besuch war. Nach Besichtigung der vorrätigen schmiedeeisernen Kreuze soll Mäser gemeint haben, sein größtes Kreuz könne er ihm nur in der Wohnung zeigen. Damit war Mäsers Frau gemeint, die für diesen und für manche andere Späße mehr Verständnis aufbrachte, als der Würdenträger. Dieser konnte ja nicht wissen, welche Geschichten über ihn selbst im Klerus im Umlauf waren und zum Schmunzeln Anlass gaben.



Eine Frau, die dem Mann nach der Tagesarbeit den Besuch des Stamm-tisches untersagt hätte, hätte schon damals einen Scheidungsgrund hervorgerufen, obwohl alle Ehen noch lebenslang galten. Als Mäser mit der Haustür auf dem Rücken ins „Kreuz“ kam, gab es natürlich ein Hallo und der Schlosser musste den Kumpanen erklären, dass ihm die Agath' den Hausschlüssel versteckt habe. So aber komme er mit Sicherheit wieder ins Haus. Jene, die sich als Augenzeugen dieser Begebenheit ausgegeben hatten, haben inzwischen jedenfalls das Zeitliche gesegnet.

Der „Schmutzige Donnerstag“ spielte wohl bei allen Originalen eine große Rolle. Um die Lindewirtin aus der Küche zu locken, wurde sogar ein Motorradunfall imitiert. Das viele Blut, welches das „Opfer“ vergoss, kam in Schweinsblasen von einem Metzger. Lina, die Lindewirtin, habe angesichts des Blutes sogar Leintücher zerrissen und überall verbunden, wo es rot war. Ob der Schlosser das Unfallopfer oder der Fleischdieb war, ist nicht mehr bekannt.

Nach der Schulordnung der Realschule hatte die Direktion jenen Schülern, die von auswärts stammten und in Dornbirn ein Zimmer gemietet hatten, am Mittwoch nachmittag zu erlauben, ein Gasthaus zu besuchen. Um diesen Besuch kontrollieren zu können, wurde ein schon lange nicht mehr existierendes Lokal in der Riedgasse zu diesem Zweck bestimmt. Mit dem Konsum von Alkohol hat man es sowieso nicht genau genommen. Bei Schulausflügen hat man schon in unteren Klassen Bier aus Humpen getrunken. Nun aber wieder zum Schlosser Mäser: Der Wirt des Lokals an der Riedgasse hat anscheinend das Wunder von der Hochzeit zu Kana nachvollziehen wollen. Ganz ist es ihm nicht gelungen, aber auf jeden Fall konnte man den Wein mit Wasser strecken. Als das publik wurde, habe sich Mäser vor das Gasthaus gekniet und das Kreuzzeichen gemacht. Die Passanten habe er gefragt, ob sie noch nicht wissen, dass da drinnen die Wandlung vor sich gehe. Das wird noch so oft erzählt, dass man es fast glauben muss.

¹ Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Vorarlberg, Wien 1983.

Der Uhrmacher Konrad Lingenhel

Auch Zugezogene wurden mit der Zeit zu Einheimischen, besonders wenn sie berufsbedingt mit vielen Leuten in Verbindung kamen. Unser Uhrmacher stammte aus Riefensberg und konnte bei seiner Frau in der Enz einheiraten, wo Platz für seine Werkstätte war. Die Abgelegenheit des Geschäftes fiel damals nicht so ins Gewicht, und manch einer meinte, ein Handwerker weitab sei billiger, als einer im Zentrum, der einen teuren Laden hatte. Jedenfalls hat einer, der neue Uhren feil hatte, schneller gemeint, da rentiere sich eine Reparatur nicht mehr, um ein paar Kronen mehr könne er eine neue haben. Über die Fachkundigkeit des Feinmechanikers wissen wir nach hundert oder mehr Jahren nicht mehr viel. Jedenfalls war es ein Allerweltsmärchen, er habe jeweils die übriggebliebenen Bestandteile mit der reparierten Uhr zurückgegeben.

Auch einer, der in der Enz wohnte, konnte über das Tagesgeschehen im Bilde sein. Dafür sorgte schon die Kundschaft, die wegen einer Uhr mindestens zweimal vorbei kommen musste und das Mitgefühl mit jenen, die sich etwas von der Seele reden mussten, stand schon dafür, mit der Arbeit einmal innezuhalten, auch wenn das elektrische Licht nicht mehr so schnell ermüdete, wie vorher mit der Petroleumlampe. Was Konrad von der Kundschaft erfahren konnte, wurde ergänzt durch eifriges Zeitungslernen und manch ein Ereignis im Dorf, im Land oder in der Monarchie griff ihm ans Herz und er ließ es damit nicht bewenden. Heutzutage wäre er wohl ein eifriger Leserbriefschreiber. Damals hat er an jene Personen oder Behörden geschrieben, von denen er sich ein Einschreiten erwartete, auch in den Anliegen seiner Kundschaft.

Kurz vor den Wahlen konnte er auf diese Art einiges erreichen, aber gemessen am Aufwand war der Erfolg eher enttäuschend. Da ist es kein Wunder, wenn er immer noch höhere Stellen anscrieb und zuletzt meinte, religiöse und sittliche Anliegen gehörten direkt vor den Papst, die weltlichen aber vor den Kaiser. Dass ein Untergebener direkt adressierte Briefe öffnen durfte, leuchtete ihm nach seinem Wissen über das Briefgeheimnis nicht ein.

Nun gab es im Ersten Weltkrieg eine harte Maßnahme, von der er nicht wusste, ob dafür der Papst oder Kaiser zuständig sei. Die Glocken sämtlicher Kirchen und Kapellen, auch wenn sie viele hundert Jahre alt waren, mussten abgenommen und für den Krieg eingeschmolzen werden. Wahrscheinlich hat er sich bei Benedikt XV. darüber ausgelassen, dass der christlichste aller Kaiser profaner Machtgier erlegen sei. Beim Kaiser aber hat er gemeint, wenn man die Glocken brauche, um den Krieg zu gewinnen, sei er sowieso schon verloren. Im nachfolgenden Krieg wäre er nach Dachau gekommen, aber damals hat ein kleiner Beamter in der Hofburg sicher gemeint, dieser Mann wäre zu psychiatrieren und sicher bei den Verrückten zu verwahren. Konrad Linghel kam also in die allen bekannte Anstalt hinter Rankweil und hat dort gewiss keine schönen Zeiten erlebt.

Als aber der unglückselige Krieg zu Ende war, konnte man den weisen Propheten – und wie viele solcher hätte es gegeben – nicht länger anhalten. Er ist zurückgekehrt in seine Werkstatt in der Enz. Zu schreiben hätte es bis zum heutigen Tag noch viel gegeben, aber der Kaiser konnte ihm gewiss nichts mehr nützen oder schaden.



Der Metzgermeister Willibald

Handwerksmeister, die schon am ganz frühen Morgen im Betrieb sein mussten, damit alles richtig lief, konnten sich bei ausreichendem Personalstand so gegen 9 oder 10 Uhr vormittags einen Schoppen leisten. Es war nichts besonderes, wenn sich einige Zulieferer eines Gasthauses dort trafen und dann, wenn es gerade passte, mehrere Getränke und auch eine Jause konsumierten. Dass die Gasthäuser vom frühen Vormittag bis zur Polizeistunde offen hatten, war sowieso klar. Heutzutage muss man ja manchmal etliche Häuser anfahren, bis man irgendwo etwas bekommt.

Ein solcher Meister war auch der gebürtige Lustenauer Willibald, den alle Schüler so kannten, nicht nur, weil sie der Mutter in der Metzgerei etwas besorgen mussten, sondern weil sie von ihm manches geschenkte „Löable“ genießen durften, lang bevor daheim die Suppe auf dem Tisch stand. Wenn Willibald guter Laune war und er vom Gasthausfenster aus eine Schar Buben aus der Schule kommen sah, dann rief er sie vor das Haus und warf jedem ein Brötle in die Hand, egal ob die Mutter bei ihm oder beim Erler einkaufte. Damals kostete so ein Brötchen sage und schreibe 7 Groschen und ein Schüler, der das nicht nach ein paar Schulstunden mit dem größtem Appetit verzehrt hat, wäre sicher krank gewesen. Allerdings gab es Häuser, in denen die Not so groß war, dass ein mitgebrachtes Löable daheim auf alle Kinder verteilt werden musste.

Es ist auch vorgekommen, dass der großzügige Spender den Frühschoppen bis in die Abendstunden ausgedehnt hat. Das war nur möglich, weil im Laden die ungewöhnlich tüchtige Frau stand und ein verlässlicher Geselle alles zulieferte, was im Lauf des Tages gebraucht wurde. Dass das Kundschaftstrinken per Saldo nicht immer eine Gewinnpost war, hat auch schon mancher andere Kaufmann bemerkt, aber seither kennt man ja das Wort „Umwegrentabilität“ und eine solche lässt sich zum Voraus schwer berechnen. Dass dem Meister in seinen fröhlichen Stunden so mancher Schabernak eingefallen ist, wird man verstehen und manchmal kam ein Zechgenosse auf eine Idee, für die unser Meister sofort zu gewinnen war.

Dass auf diese Weise das damals noch viel mehr vom alten Brauchtum geprägte Jahr zusätzlichen Reiz bekam und in einer Gesellschaft, in der sich noch alles kannte, mit viel Hallo kommentiert wurde, wird man auch verstehen. Alljährlicher Höhepunkt war gewiss der „Schmutzige Donnerstag“, an dem es Brauch war, den Hausfrauen ihren Braten aus der Küche zu entwenden, während sie aus einem Vorwand irgendwo hingehalten wurden. Die Methoden des Volksbrauchs wurden von Jahr zu Jahr raffinierter und auf Köchinnen, die meinten, „mi arwüschender nid“, hatte man es besonders abgesehen. Dass der großzügige Metzgermeister den Schaden dreifach ersetzte, versteht sich von selbst.

Einmal wurde er von heftigem Zahnweh geplagt. Da der Schnaps nicht helfen wollte, musste er sich wohl oder übel zum Doktor Stefanelli begeben, der etliche Jahre lang seine Praxis links an der Bahnhofstraße hatte. Nun war dieser allerdings seit der letzten Behandlung in sein neues Haus am Altweg umgezogen, aber das konnte ja nicht jeder wissen. Willibald jedenfalls setzte sich in das gewohnte Wartezimmer, wo ein Fräulein auf der Maschine klapperte. Diese merkte bald den Irrtum und klärte ihn auf, dass er hier in einer Rechtsanwaltskanzlei sei, wo ihm nicht geholfen werden könne. Drauf meinte der verirrte Patient: „Aso, ihr tuond z’Odr lo.“ Das will so viel heißen, als den Leuten das Blut schröpfen. Das Aderlassen war einst eine von Wundärzten gepflegene Methode, mit der man glaubte, alle möglichen Krankheiten heilen zu können.



Einst machte er eine Wallfahrt nach Weingarten. Als Besitzer eines Pferdes hat ihn der Blutritt sehr interessiert. Im Omnibus war er an einem Werktag nicht nur zufällig der einzige Mann. Als an der Grenze nach zollpflichtigen Waren gefragt wurde, hat er grollend geantwortet: „Nei, lutr bruchte War.“

Seit 1936 gab es im Hatlerdorf wieder eine eigene Musikkapelle. Als der erste Musikant beerdigt wurde, war Willibald von den Darbietungen des Vereins so gerührt, dass er 1000 Schilling zahlte für das Versprechen, ihm bei seiner Beerdigung auch so zu spielen. Tausend Schilling aber waren damals ein halbes Vermögen. Leider konnten die Musikanten das Versprechen nicht einlösen, denn fast alle waren Soldaten, als Willibald von dieser Welt Abschied nehmen musste. Hoffentlich kann er sich jetzt an der himmlischen Musik erfreuen. Die irdische hätte er sowieso nicht mehr gehört.

Mohre Vere

Wie es in Dornbirn üblich war, nannte man den 1776 im Oberdorf geborenen Franz Xaver Mohr einfach „Mohre Vere“, denn so weit gestreut war das ursprünglich wohl aus dem Bregenzerwald stammende Geschlecht nicht, dass es zur Unterscheidung eines weiteren Übernamens bedurft hätte. Dessen ältester Sohn Michael ist Priester geworden und soll auch ein besonderes Original gewesen sein. Die Tochter Katharina heiratete den Hatler Johann Georg Winder. Dessen Sohn hieß wie der Großvater und bewirtete das Gasthaus Schiffl in der Hanggasse. Da ihnen der Name „Mohres“ anhaftete und das Haus überall als Mohro Veris bekannt war, wurde es auch offiziell zum „Mohren“ umbenannt. Der Enkel dieses Mohrenwirts hieß eigentlich Ferdinand oder Ferde, aber weil zwischen Vere und Ferde in dieser späten Generation kaum mehr ein Unterschied gefühlt wurde, sagte man, man kehre beim Mohro Vere ein, obwohl er Ferde hieß und überall so genannt wurde.

Im Lebenslauf des Ferde gab es am Anfang nicht nur die üblichen markanten Daten, wie Taufe, Einschulung und Firmung, sondern ein Ereignis

nis, das er selber beschrieben hat. Er war mit einem älteren Buben mit in den Kindergarten genommen worden, wo damals die Kreuzschwester Ignazia Ziesel ganz allein etwa 80 Kinder im Haus und auf täglichen Spaziergängen zu betreuen hatte, in all den Jahrzehnten unfallfrei. Einmal aber brauchte es doch einen besonderen Schutzengel. Der etwa vierjährige Ferde war ins Lehmloch gefallen, einen großen, tiefen Teich und wurde von der Nichtschwimmerin Ignazia im vollen Ordenshabit herausgeholt und damit gerettet. Heutzutage würde eine solche Nachricht um die ganze Welt gehen. Damals hat man nicht einmal einen Arzt oder ein Spital gebraucht. Trockene Kleider, und damit war alles Vergangenheit.

Der glücklich gerettete Ferde wuchs zu einem intelligenten, aber nicht immer bequemen Schüler heran. Schon damals suchte er im Geiste zu jedem Wort gleich einen Reim. Er hat für das Gasthaus Bierdeckel fabriziert. Auf der einen Seite stand „Loug amol was hienna stoht!“ und auf der anderen „Zahlo sött ma vor ma goht.“ Bei der vielfachen Lehrerfrage nach dem Beruf des Vaters war er unschlüssig, ob der Gastwirt oder der Landwirt Vortritt hat. Das bedeutete für den jungen Ferde viel Arbeit im Schulalter, aber beim Hüten des Viehs konnte er doch allerlei Schabernak ausdenken. Seine außerordentliche Beobachtungsgabe kam ihm dabei zugute.

Nach dem überstandenen Krieg, der ihn bis nach Amerika führte, konzentrierte sich seine Freizeit auf zwei Schwerpunkte: Die Hatlar Sänger und die Fasnatzunft. Wie hat er doch den Liederhort all die Jahre hindurch neben seiner guten Stimme durch seine trockenen Witze und harmlosen Streiche bereichert. Die Sängerfeste und Ausflüge waren Glanzpunkte in seinem Leben und wurden nicht zuletzt durch ihn zu Glanzpunkten für die Sangesbrüder und -schwestern.

Als nach langer Notzeit die alte Fasnat-Tradition wieder aufleben sollte, hat man zuerst an den Ferde als Zugpferd gedacht. Heißt es doch schon bei Armin Diem: „D’ Hatlar händ für dännar Züg an oagno Husvorstand.“⁴¹ Natürlich wollte man nicht nur die Vergangenheit wieder erwecken oder sogar überbieten, man wollte auch wissen, wie man

anderswo Fasching feiert. So kam die Faschnatzunft trotz des hohen Frankens auch nach Basel. In launiger Stimmung wurde festgestellt, dass Ferde dem damaligen Bundeskanzler Leopold Figl trotz des Altersunterschieds recht ähnlich sehe. So wurde er scherzhalber nur noch als „Bundeskanzler“ angeredet und das merkte ein Schweizer Journalist im Lokal. Er bat um ein Interview, bei dem sich Ferde, wie es scheint, recht geschickt angestellt hat. Jedenfalls musste man den Zeitungsmann noch rechtzeitig enttäuschen, damit es keine diplomatischen Verwicklungen gibt, weil sich ein Österreichischer Bundeskanzler inkognito in der Schweiz aufhält.

In seinem traditionsreichen Gasthaus waren auch immer jene Leute anzutreffen, die die Tradition hochhielten und Ferde wusste auch immer Auskunft, wenn man Quellen der mündlichen Überlieferung nachging. Er ist mancher Tätigkeit mit dem nötigen Ernst nachgegangen und wurde überall dort zum Schalk, wo sich eine Gelegenheit bot. Wie wir lesen, hat er einem Verteiler von Stimmzetteln Zettel einer anderen Partei zugemischt. Nach dem Tod des Verteilers hat Ferde seine „Untat“ in der „Stubat“ sozusagen gebeichtet. Auch seine sonstigen Possen waren wohl ebenso harmlos, so dass er jetzt in Frieden ruhen möge.



Die Quitten-Marie

Eigentlich passt diese Dame weniger in die Reihe der Originale, obwohl jedermann, der um Auskünfte zum Thema gebeten wurde, gleich gefragt hat, ob denn die „spinnige Oberdorferin“ schon aufgeschrieben sei. Nun ist es doch so, dass Behinderte in dieser Reihe nichts verloren haben, auch wenn sie noch so stadtbekannt waren. Es hatte aber auch die Marie Seiten aufzuweisen, die sie eher als „durchtrieben“ taxieren lassen. Mit dem psychiatrischen Standard der Gegenwart zu messen, erscheint jedenfalls problematisch, denn die weitere Forschung dürfte ja noch unerwartete Erkenntnisse bringen. Wahrscheinlich wären auch andere Originale, sogar solche in höherer amtlicher Stellung, nicht sicher vor einem verheerenden Befund.

Maria Sohm ist um Nikolaus 1887 als Tochter des Schulleiters Josef Anton im Weißacher in eine angesehene und vermögende Lehrersippe hineingeboren worden. Zu ihrem Übernamen sei sie gekommen, weil sie im Hungerjahr 1917 vom Baum der verwandten Nachbarin Quitten geholt habe. Zur Rede gestellt, soll sie zur Antwort gegeben haben: „Meinst, ich verhungere wegen dir?“ Jene, die sie noch als alte Dame gekannt haben, vermögen nicht zu beurteilen, wie hübsch sie in ihrer Jugend war. Jedenfalls war sie immer sehr vornehm gekleidet und hat auch im Alter noch helle und grelle Farben bevorzugt. Sie wollte immer als Fräulein angeredet werden, als das nur noch bei Kellnerinnen, Telefonistinnen und Lehrerinnen üblich war.

Wahrscheinlich hat man ihr schon in der Familie beigebracht, wie vorteilhaft es sei, einen angesehenen und begüterten Mann zu heiraten, weil damals landläufige Hausfrauen allen Grund hatten, unter der Last der Arbeiten und Sorgen zu seufzen. Da sich nun „Füegelis Buob“, wie man hier sagte, nicht gerade einstellen wollte, fing sie an, Luftschlösser zu bauen und dazu waren die vordersten der örtlichen Gesellschaft gerade gut genug. Platonische Geliebte haben ja den Vorteil, dass alles wie am Schnürchen ablaufen kann, weil die Realität selten so heiter ist, wie die Phantasie.



Der erste Geliebte war ein bekannter Fabrikant und Stadtrat. Jedenfalls hat sie 15 Lenze gezählt, als dieser sich entschließen konnte, mit 47 Jahren den Hafen der Ehe anzusteuern. Die Anzahl der unehelichen Kinder, für die er gerade stand, ist kaum exakt zu ermitteln. Es ist für die damalige Zeit, in der die Jungfernschaft der Unverheirateten noch als normal galt, recht unverständlich, wenn die Maria ausposaunte, auch sie sei von diesem reichen Herrn geschwängert worden. Damit hat sie sich die Chancen für eine künftige reale Ehe jedenfalls verbaut. Es gibt noch heute Stimmen, die hartnäckig behaupten, die Maria habe tatsächlich ein Kind vom Fabrikanten gehabt. Das müsste schon sehr raffiniert angestellt worden sein, wenn hierorts keine Aufzeichnungen darüber zu finden sind. Es wäre jedenfalls im Interesse des verheirateten Vaters gewesen, denn ihr war ja an der Publizität gelegen.

Eine platonische Liebesperiode dauerte immer so lang, bis ein neuer Angebeteter auftauchte, denn sie konnte ja im Geiste nicht allein bleiben. Da war nacheinander ein Notar und ein Bankdirektor, die es lange Zeit aushalten mussten, mit dem Namen der Quitten-Marie unschuldig in einem Zug genannt zu werden. Es zeugt von Raffinesse, wenn sie lange Zeit bei der Kinokasse stand und wartete, bis die Magd des gerade Verehrten Karten holte, um dann den Platz daneben zu wählen. Auch zwischen den Säulen von St. Martin ließ sich am Sonntag bei warmem Wetter lange warten, um zur rechten Zeit neben den Erwählten in die

Bank zu kommen. Es sollte doch alles sehen, wie wahr ihre stetigen Mitteilungen waren. Dass sie eine Ehe des „Geliebten“ einfach ignorierte, ist eine andere Facette dieses lebenslangen Fräuleins.

Die Marie konnte recht bissig werden, wenn man sich so stellte, als wisse man nichts von ihrem Verhältnis und fragte, „jo wean muonond se?“ Man musste ihr das große Glück, ihre seelische und wirtschaftliche Geborgenheit einfach glauben. Eigentlich zu beneiden!

Unsere Realschulprofessoren

Für die meisten Dornbirner Buben, die eine höhere Schule besuchen wollten oder auf Wunsch der Eltern besuchen sollten, war die örtliche Bundesoberrealschule die erste Adresse. Eine Hauptschule für Knaben gab es im großen Dornbirn überhaupt nicht. Eltern, die einen gewerblichen Betrieb hatten, schickten ihre Söhne in die Handelsschule nach Lustenau und fortschrittliche Bauern in die landwirtschaftliche Schule des Klosters Mehrerau. Nur in seltenen Fällen, besonders wenn eine Erbtante auf einen Pfarrer in der Familie hoffte, kam schon für zehnjährige der Besuch eines auswärtigen Gymnasiums in Frage.

Direktor oder Rex, wie man auch sagte, war an der Dornbirner Mittelschule der frühere Unterrichtsminister Dr. Emil Schneider, auch „Buchle“ genannt. Er stammte aus Höchst und hatte schon vor der Ministerzeit hier unterrichtet. Er hatte in den Dreißigerjahren im Widerstreit der Meinungen keinen leichten Stand und musste, weil die Schule die meisten Entlassungen wegen politischer Betätigung in ganz Österreich hatte, vor den Schülern Tränen vergießen. Im Professorenkollegium überwogen die älteren Herren, wobei für uns schon ein Fünfundzwanzigjähriger als alt galt. Wenn wir unsere Erlebnisse mit den Professoren und unsere Streiche, die wir gespielt hatten, jenen Männern erzählt hatten, die etwa 20 Jahre vorher dort die Schulbank drückten, waren sie über unsere Kritik meist verwundert. Sie meinten, damals bei diesem oder jenem Herrn noch viel gelernt zu haben, was sie auf der Universität oder im Beruf genützt habe.

Nun waren die älteren Herren zum größeren Teil „abgearbeitet“, denn der lebenslange Schulalltag hatte sie ermüdet und am Ende der Stunde verwiesen sie auf das Buch, in dem hoffentlich stand, was sie zu umständlich, zu kurz oder gar nicht gesagt hatten. Den Film „Feuerzangenbowle“ hätte man bei uns ohne teure Schauspieler drehen können. Natürlich hat man auch in der Direktion gewusst, welchem Herrn man die Führung einer Klasse bis zur Matura zutrauen konnte und hat besonders in Mathematik jährlich ausgewechselt, damit man bei einem jüngeren Herrn aufholen konnte, was man beim letzten versäumt hatte. Sicher waren Professoren, die eine im Fach „verwahrloste“ Klasse zu übernehmen hatten, auch nicht zu beneiden.

Dass an unserer Schule auch Mädchen waren, galt für jene Zeit als ausgesprochenes Kuriosum. Um außerhalb der Schulstunden jeden, auch den harmlosesten Kontakt zu vermeiden, hatten sich die Schülerinnen sogar in den Pausen in das eigens eingerichtete Mädchenzimmer zu begeben. Dass die Turnstunden getrennt stattfanden, erscheint plausibel, aber auch bei Ausflügen wanderten die Mädchen mit der Turnlehrerin auf eigenen Pfaden. Wenn auf der Rückfahrt mehr oder weniger zufällig beiderlei Schüler in einem Waggon waren, mussten sie wenigstens getrennt aussteigen, denn am Bahnhof konnte die oberste Moralinstanz, der Religionsprofessor Christian Hiller stehen. Dass sich dieser in der Geographie der Stadt ausgekannt hat, beweist seine „Beichtexhorte“, wo er lehrte: „Gott ist überall: Er ist am Zanzenberg und auf der Birkenwiese, er ist in der Enz und im Gütle, er ist auf dem Bödele und im Ebnit, er ist in den Stauden und im Ried, er ist am Pfeller und im Haslach und überall sieht er deine Gedanken, Worte und Werke.“

Der Trentiner Elias Banaletti war nicht immer gerade feurig in seinem Vortrag. Er ist in seiner Heimat mehrsprachig aufgewachsen, unterrichtete aber nun hauptsächlich das ihm nicht in die Wiege gelegte Englisch. Unsere Englisch-Bücher bestanden aus lauter losen Blättern. Wahrscheinlich haben schon frühere Klassen einzelne Seiten bei der Schularbeit heimlich benützt. Banaletti war auch der einzige Lehrer für das Freifach Latein. In der Geschichte des Altertums muss-

ten wir viele gängige Sprüche auswendig lernen. Die Grammatik dazu brachte uns der Elias bei. Das wichtigste war die Note im Zeugnis, die später manchem wohlkam. Wie sogar in der Seagar Rättscho zu lesen war, betrieb der Trentiner den Weinhandel. Die Fässer kamen als Stückgut von Trient oder Rovereto und wurden mit Pferdefuhrwerken zu den Gasthauskellern geführt. Sie überstanden den Transport über den Brenner ohne Schwefel und Verschnitt so tadellos, dass unsere Väter meinten, es gebe an der Qualität nichts zu zweifeln.

Der einzige gebürtige Dornbirner unter den Lehrpersonen war Franz Xaver Wehinger, alias Gehrer Wisis Martis Franz, der bei den Schülern „Tschimper“ hieß. Er wohnte in einem Bauernhaus an der Litte im Oberdorf und hatte etliche Waldteile geerbt. Wenn man im Turnunterricht an Winternachmittagen nach Gims stieg, wo es fast immer Schnee genug gab, begegnete man gewöhnlich dem Professor mit einer Schlittenfuhr. Es war auffällig, dass er als einziger schon die Zehnjährigen mit „Sie“ angeredet hat. Bestimmte Störenfriede, die bei einem jungen Lehrer habacht stehen mussten, haben den Tschimper oftmals so gereizt, dass er mit feuerrotem Kopf die Klasse verlassen hat. Da hätte man wohl von der Direktion schärfer einschreiten können.

Viele Jahre lang war Josef Gasser unser Deutsch-Lehrer. Seine Stunden waren so interessant, dass es einem leid tat, wenn man vor lauter Trubel nicht alles mithören konnte. Es war außerdem schade, dass er nicht auch Geschichte bei uns vortragen durfte, denn dann hätten wir von den Montfortern auch etwas erfahren, nicht nur von den Babenbergern, die die Wiener natürlich besser kannten. Gasser war keiner von den „Abgearbeiteten“, aber als der März 1938 kam, war er froh ob des Pensionsalters und hat sich endgültig verabschiedet.

Damit nicht nur von den Alten die Rede ist, soll hier auch ein jüngerer nicht vergessen sein. Denn was an ihm alt war, waren seine wahrscheinlich geerbten Anzüge und die Taschenuhr. Mit dieser wusste er so exakt umzugehen, dass sein letztes Wort mit dem ersten Ton der Pausenglocke sekundengenau übereinstimmte, als das Wort „Timing“ noch unbekannt war. In der ersten Stunde hat er sich mit folgenden

Worten vorgestellt: „Mein Name ist Ernst Schäfler - S, C, H, Umlaut A, F, L, E, R - komme aus Wien und unterrichte Mathematik, die Stunde kann beginnen.“ So komisch die Figur war, so gut war sein Unterricht. Mit ihm in allen Jahren wäre die Matura ein Kinderspiel geworden.

Der Tiroler Ferdinand Patscheider hatte uns schon nahe der Matura in die schöne Literatur einzuführen. Er war sehr schnell gerührt und auch sehr schnell wild, ohne dass man als Schüler recht erkennen konnte, warum. Das Knarren eines halb geöffneten Fensters konnte genügen, um ihn ganz aus der Fassung zu bringen. Besonders empfindlich war er gegen den Föhn. Da konnte es vorkommen, dass er erklärte: „Ich kann heute nicht unterrichten, tuts was ihr wollts“. Da hatte nun jeder für kommende Stunden und Schularbeiten etwas vorzubereiten und war froh ob solcher Föhntage. Der Professor ist dann die ganze Stunde zwischen den Bänken auf und ab gegangen.

Wir haben uns nun mit jenen Lehrkräften zu befassen, die ihre Hörsäle, Kabinette und Sammlungen im Erdgeschoss zu betreuen hatten. Beileibe nicht alle Gegenstände aus den Sammlungen haben wir jemals gesehen, weil nur das herausgeholt wurde, was im Unterricht gebraucht wurde. Verschiedenes stammte schon aus der Unterrealschule und als um 1903 das neue Gebäude erstand, hat die junge Stadtgemeinde unter dem Bürgermeister Dr. Johann Georg Waibel keine Kosten gescheut, die vorhandenen Räume mit Anschauungsmaterial zu füllen.

Da war neben der Wohnung des Schuldieners die Abteilung Chemie installiert und es gab dort eine Tür, die mit „Schülerlaboratorium“ beschriftet war. Das stammte wohl aus einer Zeit, in der das Haus noch nicht überfüllt war, denn wir jedenfalls haben den Raum nie betreten. Kustos dieser Abteilung war der Klagenfurter Adolf Adalbert Meßner, ein Chemiker mit Leib und Seele. Unter uns Schülern hieß er „Nitsche“ und dieses Wort hat damals jeder verstanden. Da sollen sich die Lehrer nach einer Konferenz einmal im Hirschen über die Namen unterhalten haben, die ihnen die Schüler angehängt hatten. Dabei habe Meßner gemeint: „Mich nennen sie sogar nach einem berühmten

Philosophen.“ Wer es mit diesem Professor einmal verdorben hatte, für den war es schwer, die Scharte wieder auszuwetzen. Da konnte einer leicht für eine gute Arbeit ein „Nicht genügend“ bekommen. Kein Wunder, dass es auch Schüler gab, die diesen Pädagogen auf der Latte hatten. Schon lang vor unserer Zeit wurde erzählt, ein Schüler, der vor dem Hinauswurf stand, habe den Gashahn aufgedreht und die Schuldinerin habe den Professor bewusstlos am Boden gefunden. Es wird nicht mehr möglich sein, diese Erzählung auf den Wahrheitsgehalt zu überprüfen. Da Meßners Frau an die Wohnung gefesselt war, musste er sich auch um den Bedarf des Haushalts kümmern. Da hat er gewöhnlich einen besseren Schüler zum „Heiß“ geschickt, um Semmeln und Bosniaken zu holen und gleich bestimmt: „Eine Semmel gehört dir.“ Diese hat jeder gleich in den Hosensack gesteckt und auf ein Läuten im 2. Stock des Postgebäudes hat die Frau im Morgenmantel geöffnet und dem Boten eine zweite Semmel zugesteckt. Die verwöhnten Kinder von heute haben keine Ahnung, wie man sich damals über zwei Semmeln freuen konnte.

Franz Xaver Agerer alias Pfutzger aus Schönwies im Oberinntal war für das Reich der Physik zuständig. Das Physikbuch, das wir alle in der Schülerlade ausgefasst hatten, war schon seit vielen Jahren das „Neue“ und er hat noch das alte als Unterrichtsbehelf verwendet, weil das viel, viel besser war. Geprüft hat er kurz vor der Konferenz und zwar nach dem Alphabet, so dass jeder nach seinem Namen ungefähr ausrechnen konnte, bei welchem Kapitel er drankommt. Von diesem Professor sind einige Aussprüche überliefert, von denen man nicht recht weiß, wie weit sie nur gut erfunden sind. Wenn etwas besonderes vorgefallen war, hat er die Klasse nach dem Namen des Klassenvorstandes gefragt und regelmäßig geantwortet: „Oh das ist grad der Rechte.“ Als er selber einmal Klassenvorstand war, hat er die Antwort der Schüler gar nicht wahrgenommen und gewohnheitsmäßig geantwortet, dass dieser gerade der Rechte sei. Da gab es einmal einen „Beiwagen“, wie die jungen Praktikanten genannt wurden. Als sich dieser bei einem Experiment nützlich machen wollte, hat er ihn zurückgewiesen mit den Worten: „Gehst weg, du verstehst ja doch nix.“ Einmal hat er eine Schülerin ermahnt mit den Worten: „Alfonsa hascht

g'schwätzt?“ Da stand die Kollegin neben ihr auf und meinte: „Nein, Herr Professor, das war ich.“ Der Professor hat natürlich recht behalten müssen und geantwortet: „Oh, ich hab mir schon gedacht, dass du es warst.“ Als einmal in Wien ein Schüler tödlich aus einem Fenster gestürzt war, kam ein Rundlauf und die Hofaufsicht wurde verschärft. Da rief Agerer den Schülern, die sich weit oben aus einem Fenster gelehnt hatten, zu: „Oh, gehts rein dort, wenn einer runter fällt, wills keiner g'wesen sein!“



Der dritte Regent im Erdgeschoss war Hans Baer, der Biologe. Damals hieß das Fach allerdings Naturgeschichte und in seiner Sammlung gab es konservierte Tiere und Pflanzen, fast wie zuletzt in der alten Naturschau. Obwohl es im Haus etliche Herren mit Bart gab, wurde er schon lang „Bartle“ genannt. Er hatte im Rohrbach ein Haus gebaut, wo damals Fuchs und Has gute Nacht sagten. Jetzt wäre er dort in zentraler Lage des 5. Bezirks. Am Sonntag konnte man ihn in kurzen Drillichhosen mit seiner Frau überall in der Landschaft treffen, nach Pflanzen oder Schmetterlingen Ausschau haltend. Bei der Prüfung hat er die Antworten gern kommentiert und „Jawohl“ oder „Sehr gut“ gesagt und schließlich einen Vierer ins Büchlein geschrieben. Im Ersten Weltkrieg sei er für die Entlausung zuständig gewesen, für einen Biologen eigentlich recht passend. Wenn es gelungen ist, das Gespräch auf

den Krieg zu bringen, dann war die Stunde schon gelaufen. Während einige Herren im März 1938 den Hut nehmen mussten, winkte dem Bartle die Beförderung zum Direktor. Gewiss war er deutsch-national eingestellt, aber man hätte im Unterricht nie gemerkt, dass er der Bewegung aus dem Norden besonders zugetan war. Er war über den Umschwung so tief ergriffen, dass er die Festrede vor mehr als 500 Schülern und dem Lehrkörper nur bis zur Anrede schaffte. Er musste vom Rednerpult in ärztliche Behandlung und ist wenige Monate später verstorben. Wir hätten ihm ein Wirken als Leiter der Schule gern gegönnt. So aber musste er wenigstens nicht mehr erleben, dass seine Begeisterung in einer Enttäuschung endete.

Toni Rüb von der Sägen

Ein waschechtes Dornbirner Original war zweifellos der Gastwirt und Heizmaterialhändler Toni Rüb. Als Mundartdichter, Laienschauspieler, Vereinsmanager und Redakteur wirkte er jahrzehntelang und hat mit seinem angeborenen Humor und seinem natürlichen Mutterwitz immer wieder zu begeistern vermocht. Seine Gestalt mit dem auffälligen Vollbart, wie ihn damals wohl nur Kapuziner und Alpnechte getragen haben, gehörte einfach zu Dornbirn, besonders aber zum Bockacker und zur Sägen dazu.



Eine Dorfgemeinschaft, wie sie zu Beginn des letzten Jahrhunderts im doch schon recht „städtisch“ geworden Sägen zustandekam, ist nur ihm und einer Reihe gleich gesinnter und ähnlich veranlagter Männer zu verdanken. Noch zu Kaisers Zeiten erstanden in etlichen Winkeln Dornbirns Faschingszeitungen, die sich zwar vor Majestätsbeleidigungen hüten mussten, sonst aber die lieben Nachbarn gehörig aufs Korn nahmen und dabei öfters auch ins Politische abglitten. Von allen diesen Blättern ist die „Seagar-Rätscho“ als einzige bis heute übrig geblieben und das wohl zuerst dank des damaligen Redakteurs und Leitartiklers Toni. Was zu stark aufgetragen war, musste als Verantwortlicher der Strohmann Isidor Schertler aus Geißbirn bei Bildstein auf sich nehmen, dem auch das Einsperren nicht weh tat. Im Ständestaat und in der folgenden Periode war dann die Politik und die Obrigkeit wieder tabu.

Toni Rüb und seine Mannen haben auch dazu beigetragen, dass die alten Bräuche, besonders diejenigen im Fasching, nicht in Vergessenheit gerieten. Der gumpige Donnerstag und er bromige Freitag wurden im Kalender von vornherein angestrichen. Das Eigenschaftswort „sealbheer“ für solche Witzboldbanden ist seither ausgestorben. Es bedeutet wohl nicht „selbstherrlich“ im Sinne des Dudens, sondern eher „übermütig“, also über ängstliche und saure Zeitgenossen erhaben. Dass die „Gemeinde“ Sägen auch ihren eigenen glanzvollen Ball im „Rössle“ veranstaltete, bei dem manches unbekannte Talent zum Vorschein kam, darf nicht wundern. Auch hier hieß der Regisseur Toni Rüb.

Für die Turnerabende schrieb Toni alljährlich einen Einakter auf dornbirnerisch. Dabei hat er für sich selbst eine Rolle zurechtgelegt, in der er sich buchstäblich mit der ganzen Kraft seiner humorvollen Persönlichkeit hineingedacht hat. Nicht umsonst wurden diese vielfach wiederholten Aufführungen zu einem Magneten im Dornbirner Winter, als es noch kein Fernsehen und keine Nachtlokale gab. Dass manches für empfindliche Frauenzimmer eher zu derb war, hat wenige gestört. Jedenfalls war alles echt und volkstümlich.

Es ist nicht allen bekannt, dass Toni Rüb auch Stücke auf lustenaue-
risch und wälderisch schrieb. Dazu genügte es nicht, nur die Vokabeln
zu kennen und zu wissen, wie man „ho“ oder „nossas“ anwendet, da
musste man schon tief eintauchen in die Landschaft und die Eigen-
heiten der Nachbarn, damit man dort neben einem Hannes Grabher
oder einem Gebhard Wölflle auch ankam.

Auch noch zu erwähnen

Es hat in Dornbirn zu Menschengedenken Originale gegeben, von de-
nen man nicht viel mehr weiß, als den sogenannten Übernamen. In der
„Stubat“ hat der Verfasser vor Jahren in einer Fortsetzungsreihe die
Personennamen behandelt und dabei dieses Kapitel schon angeschnit-
ten.¹ Der letzte Aufsatz Rudolf Hämmerles vor seinem plötzlichen Ab-
leben berichtet uns über einige Armenhäusler, Leute, die nichts mehr
zu verlieren hatten. Er erwähnt dabei Zacher, den Prediger, dessen
Schlagwort der „Gewissenswurm“ war, das Zausele oder den sanften
Heinrich, der dem Kaiser nachtrauerte, weil der Budel Schnaps noch
um sechs Kreuzer zu haben war und auch Hansirg, von dem man schon
gar nicht mehr weiß, ob er mit dem „Nitsche“ identisch war oder ob es
sich da um zwei Helden handelt, die dem Spitalverwalter das Leben
sauer gemacht haben.²

Vielfach haben auch Faschingszeitungen nicht nur Örtlichkeiten, son-
dern auch Personen mit besonderen Namen bedacht. So ist die Rede
von einem Zigerbuckel, der auf Rickatschwende hauste oder vom Le-
berkästiger, der wohl noch andere Eigenschaften auf sich vereinigt
hat. Wir Alten erinnern uns noch an den Tschagger in einer Hütte unten
bei der Furt, der wohl Armin Diem zum 2. Akt der „Dornbirner Gant“
inspiriert haben mag. Im Hatlerdorf gab es einen Schweizer, den Kat-
zenmesmer, der alte und überzählige Katzen mit einem Sack geholt
und mit den Fallen anscheinend das Auslangen gefunden hat. Damals
waren die Tierärzte nur für die Nutztiere erschwinglich.

Echte Originale haben ihre Übernamen lachend ertragen oder sie waren sogar stolz darauf. Wenn einer, den man Stiermelker oder Bockwibler nannte, sauer wurde, hat das erst recht die Verbreitung des Namens gefördert. Ein „Nazeler“ hat auf eigene Rechnung die Textilabfälle bei F.M. Hämmerle verwertet und wurde deshalb „Lumper“ genannt. Das war nicht mehr als eine grobe Berufsbezeichnung. Die ehrenwerten Nachkommen hätten gut daran getan, den Namen zu ertragen. Allerdings war da einer, der im Ersten Weltkrieg weit entfernt von der Front ein schönes Leben führen konnte und nachher nicht mehr ins normale Leben zurückgefunden hat. „Lumpers Max“, wie man ihn nannte, hat die Geburtstage und Namenstage einer großen Zahl von Mitbürgern im Kopf zu behalten vermocht und natürlich auch den ganzen Jänner über das neue Jahr angewünscht. Damit soll er ohne Hunger über die Runden gekommen sein.

¹ Franz Kalb, Dornbirner Übernamen, Vulgo- oder Hausnamen. In: Stubat 6 (1995), S. 7-8; Stubat 7 (1996), S. 6-7; ders., Die Dornbirner Geschlechter. In: Stubat 21 (1999), S. 5-6.

² Rudolf Hämmerle, Zum Abbruch des alten Dornbirner Spitals. In: Vorarlberger Nachrichten, 8.6.1984.

Dornbirner Gschichte

Franz Kalb

Vorwort

Vor etwa zwanzig Jahren hat der Verfasser für eine wöchentliche Sendung des ORF Vorarlberg im Hörfunk zehn Kurzgeschichten zusammengestellt, die auf Erzählungen von heute nicht mehr lebenden Personen aufgebaut waren. Der Wahrheitsgehalt wäre schon damals nur noch teilweise überprüfbar gewesen. Da die Wiedergabe in der Sprache der älteren Erzähler erfolgt ist, sollen einige Fußnoten zum Verständnis beitragen.

Der Stier von der Mörzelalp

Nach dem Revolutionsjahr 1848 waren dem Land wieder ruhigere Zeiten beschert. So konnte auch die vierkantige Kavalleriekaserne auf der Saubrach einem humaneren Zweck gewidmet werden.¹

Zu früherer Zeit waren die Dornbirner aller vier Viertel ausnahmslos Bauern. Wer nicht selbst ein Anwesen besaß, arbeitete bei Verwandten oder Bekannten, fand dort Unterkunft und Nahrung, aber auch Betreuung in alten und kranken Tagen. Das änderte sich mit dem Aufkommen zahlreicher Fabriken, wo die Löhne gerade zum Leben von der Hand in den Mund reichten und wo an eine Vorsorge für Krankheit, Behinderung und Alter meist nicht zu denken war. Immer mehr musste für solche Fälle die Fürsorge der Gemeinde einspringen und da bot sich die leere Kaserne fast wie von selbst als Armenhaus an. Da gab es Schützlinge, mit denen es das Leben nicht gut meinte und daneben auch andere, die durch ihren Lebenswandel, wie man glaubte, den Bettelstab selbst verdient hatten. So gut es ging, wurden diese Armenhüsler auf dem

Gemeindegut oder im Haushalt beschäftigt, wo manch einer sich das Essen und auch noch eine kleine Zubeße verdienen konnte. Je nach Temperament haben sie ihr Schicksal schlecht und recht, in frommer Ergebung oder auch mit Witz und Humor ertragen.

Es ist nicht wichtig, wie sich der Schützling, von dem hier erzählt wird, mit dem rechten Namen schrieb. Im Armenhaus und bei allen, die ihn kannten, war er der „Nitsche“. Dieses Schimpfwort kennt man außer in Dornbirn auch im nahen Bregenzerwald. Es kann in der heutigen Bedeutung etwa mit Trottel oder Depp gleichgesetzt werden, dürfte aber nach der Wortform am besten mit „Nichtsnutz“ zu übersetzten sein.

Zu jener Zeit war der Kronenwirt (Martin Rhomberg, geb. 1854) als allernächster Nachbar auch Verwalter des Armenhauses. Daneben betrieb er selbst eine große Landwirtschaft und hatte in jenem Sommer gerade einen jungen Stier auf der Alpe Obermörzel am First.² Damals mussten die Zuchtstiere noch ohne Herdebuch ausgewählt werden und das rechte Quantum an Temperament konnte man ihnen in den ersten Wochen schwer ansehen. Jedenfalls war Kronenwirts Stier viel zu temperamentvoll.

Nicht nur, dass die erfahrenen Mörzeler Alpknechte damit ihr Leiden hatten. Molkenträger³ mussten in Bruderthan, der Nachbaralpe Hilfe holen, wenn sie zur Hütte wollten. Jene, die von Dornbirn oder Mellau durstig zum Mörzelspitz kamen, mussten ihr Leben vor dem Stier retten, wenn sie in der Hütte nach Milch fragen wollten. Schließlich ließ der Senn dem Kronenwirt berichten, der Stier sei jedenfalls auf der Weide zu gefährlich. Eine Stallfütterung könne aber nur am Land in Frage kommen.

Nun war es sicher nicht Jedermanns Sache, einen bösen Stier über fünf schlechte Wegstunden heimzuholen und es ist verständlich, dass der Kronenwirt bei der Suche nach einem Freiwilligen seine Schützlinge im Armenhaus nicht vergaß. Mittlerweile hatten sich aber die Geschichten vom Mörzeler Stier beidseits der Ach schon herumgesprochen und wenn da und dort das ganze noch aufgebauscht wurde, so

durfte der Besitzer nicht knauserig sein, wenn er einen Mann für die leidige Arbeit finden wollte. Fünf ganze Gulden sollten dafür stehen und das war es dem Nitsche wert, den Stier, mit dem er wohl schon vor der Alpzeit umzugehen hatte, ans Land zu bringen. Mit großem Respekt, wie den „Taucher“ von Friedrich Schiller oder gar den tapferen heiligen Georg, hat ihn die Küchenschwester⁴ betrachtet, als sie am frühen Morgen seinen Schnürsack mit Käs, Brot und Malzkaffee füllte. Auf dem ebenen Weg zur Platte⁵ hat der Wagemutige schon die verdienten Gulden in Schnaps und Landtabak, oder vielleicht auch in ein neues Sonntagshemd, umgerechnet. Über die Alprieße⁶, den Knopfweg⁷ und das Nestgehr⁸ kam der gesunde, kräftige Mann schnell ans Ziel. Die Welt gefiel ihm auf sonniger Höhe doppelt gut und er wäre mit dem Herrgott ganz zufrieden gewesen, hätte es nur nicht die unglückselige Einteilung in Arme und Reiche gegeben. Aber mit fünf Gulden kam er ja den Bevorzugten um ein gutes Stück näher.

Als Nitsche dem Mörzler Senn seinen Auftrag bekanntgab, geizte dieser nicht mit Butter und Zieger und was Nitsche nicht mehr hinabwürgen konnte, fand Platz im Schnürsack, denn niemand konnte wissen, wie lang der Weg mit dem Tunichtgut werden konnte. Dieser aber stellte sich ganz friedlich, ließ sich zwischen den Hörnern kraulen, den Strick umlegen und folgte dem Mann Schritt für Schritt hinaus



zur Scheid⁹. Die beiden waren wie zwei Freunde, deren gemeinsames Schicksal es war, von der Welt verurteilt zu sein, nur weil sie anders waren als der Durchschnitt. Obwohl Nitsche auf die Belohnung keine Stunde zu lang warten wollte, ließ er den Stier an saftigen Stellen gemächlich grasen. Einmal bekam er Salz aus der dunklen, schwieligen Hand und gerade noch ohne Laterne konnte er ihn in Kronenwirts Stall¹⁰ an seinen Platz binden.

Wir werden wohl verstehen, dass Nitsches erster Weg nicht quer zum Armenhaus führte, wo der Riebel und ein Laubsack auf den Müden gewartet haben. In der „Krone“, die er mit Hut und Stock und Rucksack betrat, begann gerade die Feuerwehr die zweite Löschübung des Abends. Wirt, Wirtin und Kellnerin flitzten herum, damit jeder bald das bestellte Getränk vor sich hatte. Natürlich war der Hausherr froh, den Nitsche gesund da stehen zu sehen und auch zu hören, dass der Stier ebenso gesund im Stall drüben sei. Aber ans Zahlen dachte er in dem Trubel nicht. Vielleicht hatte ihn, da alles gut abgelaufen war, die hohe Auslobung schon gereut, vielleicht überlegte er auch, ob es nicht klüger wäre, dem Nitsche Sonntag für Sonntag ein kleines Taschengeld zu geben, statt des ganzen Betrages, der für viel mehr als einen einzigen Rausch ausreichte. Auf alle Fälle sah der Wirt im Moment vieles für wichtiger an, als den Nitsche, der nun einmal ein ihm untertaner Armenhäuser war. Als sie einmal im Gedränge aneinanderstießen, sagte er wenig freundlich in gleichmäßiger Betonung die einsilbigen Worte: „Muoss das eotz si?“

Das war dann dem Helden des Tages doch zuviel. Im Dunkeln band er den Stier los, der ihm auf dem gleichen Weg folgte, den sie wenige Stunden vorher umgekehrt gegangen waren. Der Mörzeler Bub¹¹ hatte sich gerade am Brunnentrog den Schlaf aus den Augen gewischt, als Nitsche dort den Stier losließ. Als auf dessen Hilferufe Senn, Biser und Küher¹² aus der Hütte traten, hörte der davoneilende Nitsche nur noch Schreie hinter sich. Nitsche wusste, dass er einer der letzten war, wenn es um Vermögen und Ehre gegangen ist, aber er war wie kaum einer überzeugt, als aufrechter Mann gehandelt zu haben. Seine Tage verliefen fortan, als ob nichts gewesen wäre und der Verwalter

erwähnte den Stier mit keinem Wort. Dieser aber musste auf Mörzel geschlachtet werden, nachdem er auch die Älpler der Nachbarschaft in Schrecken versetzt hatte. So konnten die Alpknechte dem Nitsche dafür dankbar sein, dass sie statt des ewigen Muses nun die besten Fleischspeisen auf dem Tisch hatten.¹³

¹ An der Stelle des jetzigen Pflegeheims, Lustenauerstraße 2.

² Alpe Obermörzel im Mellental, Hütte auf 1664 m.

³ Damals mussten die Alperzeugnisse auf einem Holzgerät (Reaff) bis ins Gütle getragen werden. Ein Zentner (100 Pfund = 50 kg) war das Durchschnittsgewicht.

⁴ Ordensschwester (Kongregation vom hl. Kreuz) im Küchendienst des Hauses.

⁵ Platte an der Gütlestraße, Beginn des Anstiegs.

⁶ Große Mure vor dem Rappenloch.

⁷ Alter Alpweg über oder unterhalb Knopf (1092 m).

⁸ Steiler Fußweg von der Alpe Nest zum Firstkamm.

⁹ Frommes Bildzeichen am Firstkamm.

¹⁰ Jetzt Parkplatz des Hotels Krone.

¹¹ Jüngster Alpknecht, im Bregenzerwald Pfister genannt, vielfach noch schulpflichtig.

¹² Senn: Zuständig für die Sennerei, Meister auf der Melkalpe. Biser: Beisenn, Gehilfe des Sennen. Küher: Verantwortlich für den Weidetrieb. Zum täglichen vierstündigen Melken waren alle Mitarbeiter außer dem Buben eingeteilt. Eine Alpe mit 90 Kühen brauchte sechs Mitarbeiter.

¹³ Außer Mehl und Salz wurden in der Regel keine Lebensmittel auf die Alpe geliefert.

Die Russen-Beth

Es ist nicht wahr, dass die Frauen zu früherer Zeit überhaupt nichts zu sagen hatten und dass nur die Männer den Lauf der Dinge bestimmt haben. Wenn seit Jahrhunderten unter den heiligen 14 Nothelfern drei Frauen stehen¹, dann ist das ein besserer Prozentsatz als wohl in jedem Gemeinderat oder Parlament. Die Frau, von der hier erzählt werden soll, war allerdings keine heilige Nothelferin und auch keine Emanze, sondern einfach eine so eigenwillige Person, dass sich alte Leute noch oft an sie und ihre Sprüche erinnern.

Die Russen-Beth war von Geburt eine Achmühlerin. Es gibt verschiedene Erklärungen des Hausnamens „Russes“ und vielleicht war einer der Vorfahren mit Napoleon in Russland. Es bleibt aber vergeblich, eine fremdländische Ader zu suchen, denn die Beth war eine echte Dornbirnerin von Namen und Stammen. Obwohl sie auch in ihrer Jugendzeit nicht so still und unauffällig war, wie andere Mädchen, hat sie doch ein Urenkel des Landammanns Johann Georg Winder in sein neues Haus am Beckenhag hinter der Ziegelhütte² geholt, wo sie als tüchtige Hausfrau nach Friedrich Schillers Schema schalten und walten sollte. Weil ihr Mann den Hausnamen „Mohres“ mitbekommen hatte, wurde die Russen-Beth in der neuen Gegend auch zur Mohren-Beth.

Nach hundert Jahren lässt sich nicht mehr ergründen, wie glücklich die Ehe zwischen dem Mohren und der Russin war. Auf jeden Fall hatte sie die Hosen an, zumindest bildlich, und konnte sie anbehalten, denn ein Entweder-oder gab es nicht. Ehen dauerten eben wortwörtlich bis sie der Tod scheidet und gute Eigenschaften hatte auch die Beth. Viel Arbeit in Haus, Stall, Feld und Holz erlaubte es gar nicht, lang zu philosophieren. Und bei der Arbeit hielt die Beth treulich mit. Allerdings muss gesagt werden, dass ihr der Stall und das Feld viel besser gelegen waren, als das Haus, die Kleidung und die Körperpflege. Da ihnen nur ein Kind beschieden war, hätte man glauben können, die Frau hätte ihren Teil vergleichsweise leicht schaffen können. Aber in kinderreichen Familien ging es, wenn alles gesund war, meist besser. Die größeren Kinder betreuten die kleineren und schon früh verlangte

man von den jungen Leuten altersgemäße Arbeiten. Bei der Beth aber wuchs nur ein Sohn heran, der sich zu allem gut gebrauchen ließ, aber der Besitz war beträchtlich und für die Hausarbeit der Beth reichte es immer weniger.

Nun hätte man damals für alles, was es in der Landwirtschaft gab, in der Nachbarschaft guten Absatz finden können, denn im Gebiet von Egeten standen viele neue Häuser von Handwerkern, Stickern und Fabrikern und immer neue kamen dazu.³ Wer aber die Beth kannte oder gar ihr Haus betreten hatte, der bekam nicht nur Abscheu vor der Milch, sondern auch vom Käse, den Eiern, dem Fleisch, den Kartoffeln, dem Gemüse und dem Obst. Dabei gedieh auf der „Härte“, einem einstigen Schwemmland der Ach, alles außerordentlich gut, so dass die Beth gerne vorbeigehende Kinder mit Gaben beschenkte. Besonderen Segen hatte sie mit den gelben Mirabellen und als die Leute die süßen Früchte nicht mehr haben wollten, hat sie junge Bäume verkauft, einen Schilling das Stück noch in den Zwanzigerjahren.⁴ Selbstverständlich hat man alles aus Beths Stall und Feld gegessen. Manch einer verdiente sich ein Scherflein aus dem Verkauf. Der Verbraucher durfte ja nur nicht wissen, aus welchem Haus die Blutwürste oder Teiglerbirnen⁵ stammten.

Zur leichteren Verwertung des Segens Gottes lud sie auch junge Arbeiter von der Ziegelhütte um ein paar Heller an den Mittagstisch. Diese hatten schon sechs Stunden lang strenge Arbeit hinter sich und schauten mehr auf die großen Fleischstücke, als auf die Sauberkeit der Teller. Einmal aber hatte sie das Elf-Uhr-Läuten⁶ überhört und kam gerade vom Stall, als die hungrigen Kostgänger ihre Pause hatten. Da erfasste sie unvermittelt ein Zorn auf die Ziegelhüttler, den Hatler und Dorfer Mesner und auf alle, die schuldig sein konnten, dass sie ohne Essen dastand. Kurz entschlossen schüttete sie Essig und Öl auf den vorbereiteten Blattsalat und verdünnte den vom Morgen übrig gebliebenen Kaffee. Als dieses Menü auf dem Tisch stand, meinte sie: „So Buobo-n-eassond. Wenn as uom nid passat, muoss ar halt an a-n anders Ort.“ Bei klarem Verstand hätte die Beth doch wissen müssen, dass das kein Mittagessen war, schon gar nicht für Schwerarbeiter.

Sie hätte ja leicht Eier einschlagen können oder Speck aus dem Kamin holen. Es wäre interessant, mit welchem Fremdwort die heutigen Psychotherapeuten diesen Umfaller, ja die ganze Persönlichkeitsstruktur, bezeichnen würden.

Von allen Geschichten, die die Egeter⁷ noch kennen, ist jene vom Bad in der Ach doch die Bekannteste geblieben. An einem der heißesten Tage des Sommers, als die Schwüle drückend auf den Gemütern lastete, arbeitete Beth schon den ganzen Nachmittag auf ihrem großen Acker im Heinzenbeer. Hier hatte vor Jahrhunderten irgend einer mit Namen Heinz ein Wehr, also einen Damm gegen die Ach gebaut, um seinen Einfang vor den wilden Wassern zu schützen. Jetzt waren dort die besten Äcker und Wiesen und niemand konnte wissen, dass nach weiteren hundert Jahren alles verbaut sein würde.

Auch Beth störte die Hitze, als sie das Unkraut zwischen den Zeilen mit einer Haue⁸ loskratzte. Sie hatte schon den ganzen Mostkrug ausgetrunken und die Schürze abgelegt, um bequemer voranzukommen. Auf einmal leuchtete in ihr eine Erinnerung an die Jugendzeit auf. Als Kinder waren sie bei solchem Wetter an die nahe Ach gegangen und hatten sich im Bloder⁹ hinter der Achmühler Brücke abgekühlt. Was wäre dabei, wenn sie hier herunter in der nahen Ach einmal baden würde? Sie legte die Haue in eine Zeile und war durch die Stauden schnell am Wasser. Dort tummelten sich noch einige Frauen und Mädchen, aber bis die Beth einen guten Platz gefunden hatte, waren diese schon am Weggehen. Langes Sonnenbaden gab es damals sowieso nicht und schon die kleinsten Mädchen trugen einen Strohhut gegen die Strahlen. Die vornehmen Damen aber gingen zu dieser Zeit zum Schutz ihrer Blässe mit Handschuhen und Sonnenschirm des Weges.

Nun hatte die Beth keinen Badeanzug bei sich, aber auch das war nicht ungewöhnlich. Badekleidung trugen reiche Leute, die auf Kur fuhren, nach Ragaz oder gar bis ans Meer. Männer badeten in Unterhosen und Frauen trugen ein knöchellanges, geschlossenes Hemd mit Ärmeln oder Trägern. Im Wasser blieb das Hemd obenauf und wenn man langsam herausstieg, bedeckte es wieder den ganzen Körper. Allerdings

zeichnete es, nass geworden, die Formen ab, aber das weibliche Geschlecht war ja unter sich, denn von der Gemeinde war genau verordnet worden, welche Badeplätze den Frauen und Männern vorbehalten waren und das blieb seit Menschengedenken gleich. Da die Beth ihr Hemd nachher wieder brauchte, musste sie trachten, dass es nicht nass wurde. Sie hob es also knapp über den ruhigen Wasserspiegel und als sie fast bis zum Hals eingetaucht war, zog sie es über den Kopf und warf es zu den anderen Kleidern ans Ufer. Das brauchte bei dem steinigen Grund viel Geschicklichkeit, wollte man nicht in die nächste Predigt kommen und das, obwohl jeder Pfarrer wissen musste, dass es sogar im heiligen Rom „unverschämte Weibsbilder“ gegeben habe, die sich ungeniert ganz ohne Hemd abmalen haben lassen.

Beth kam sich im Bad vor wie ein neuer Mensch und konnte so leicht frisch und sauber auf einmal werden. An einigen Stellen schabte sie etwas länger und vielleicht war es möglich, heuer ohne Häckler¹⁰ durchzukommen, der sie in früheren Jahren ärger geplagt hatte als manchen Alphirten vom Wöster. Nun trieben sich aber einige Buben herum, denen es wohl Spaß machte, durchs Gebüsch oder hoch von den Bäumen die Badeszenen zu beobachten. Und während Beth das Bad in vollen Zügen genoss, hängten sie ihre Kleider zu oberst auf eine hohe Eiche. Als Beth endlich aus dem Wasser kam, tönte es von hoch oben: „Gigs Beth, kascht s’Häs do hom hola!“ Sie aber brauchte in ihrer Art alle gängigen Schimpfwörter und Flüche, aber die Buben wollten sie noch eine zeitlang „trätzen“¹¹, wie sie erzählten. Als aber ihre Vokabeln erschöpft waren, verschwand sie schnell im Gebüsch und bis die Buben vom Baum geklettert waren, sah man sie nirgends mehr. Sie strebte kreuz und quer über die Wiesen heimwärts und weil alle Feldarbeiter schon Feierabend hatten, blieb sie bis zur Eisenbahn ungesehen.¹² Dort stand aber der Schrankenwärter pflichtgemäß auf dem Posten. Von weitem rief sie ihm zu: „Bahwächter loug om, Hut ischt Hut und Hor isch Hor“. Das war zwar für den Beamten ein abwechslungsreiches Erlebnis aber bestimmt kein Eisenbahnfrevel zum weitermelden. Von rückwärts erreichte die unbedeckte Beth leicht ihr Haus und weil damals die Schlüssel nicht mitgenommen, sondern einfach in ein Versteck gelegt wurden, war sie bald wieder angezogen.¹³

Hemd, Kleid, Schürze und Hut aber lagen am anderen Morgen geordnet vor der Haustür.

Hätte die Russen-Beth wie die Hausfrau in Schillers „Glocke“ gewaltet, wäre sie längst vergessen. So ist sie noch in alter Leute Munde als eine „Besondere Heilige“. Denn so unheilig kann sie gar nicht gewesen sein, weil auf einem ihrer Grundstücke, auf dem sie oft und oft im Schweiß des Angesichts gearbeitet hatte, nunmehr eine Kirche steht.¹⁴



- ¹ „Barbara mit dem Turm, Gretl mit dem Wurm, Kathrein mit dem Radl, sind die drei heiligen Madl.“
- ² Ziegelhütte an der Ecke Lustenauerstraße-Beckenhag.
- ³ Im sogenannten Negrelliplan von 1826 stand westlich der Sägerbrücke nur ein Haus. Nun waren es Hunderte.
- ⁴ Der Verfasser hat 1928 selbst mit dem Botenlohn einen Baum gekauft, der viele Jahre gute Früchte trug.
- ⁵ Birnensorte, die sich zum Dörren eignete. Das gab die „Truckno Äbsa“, ein Spezialgericht, das den Dornbirnern den Namen „Süeßlarschnitz“ einbrachte.
- ⁶ Bis vor wenigen Jahrzehnten wurde nicht um 12, sondern schon um 11 Uhr zu Mittag geläutet. Man sagte: „As lüt d'Wibor-Angscht“, weil das Kochen eilte. Am Freitag läutete man mit allen Glocken. Das war „do Knöpflar“, weil kein Fleisch gekocht werden durfte.
- ⁷ Flurname für das Gebiet Lustenauer-Höchsterstraße, jetzt durch den Bezirksnamen Schoren überholt.
- ⁸ Arbeitsgerät für den händischen Ackerbau.
- ⁹ Vertiefung unterhalb einer Wasserschwelle.
- ¹⁰ Hautkrankheit infolge von Unreinlichkeit, übliches Leiden der Alpirten.
- ¹¹ Necken.
- ¹² Das Bahnwärterhaus war das einzige, an dem sie vorbeigehen musste. Jetzt ist die Strecke verbaut.
- ¹³ Das „Schlüssel legen“ war in Privathäusern die Regel, obwohl es schon Landstreicher und Zigeuner gab.
- ¹⁴ Pfarrkirche Bruder Klaus.

Der Zwillingenbruder

Was die Schulbildung betrifft, hatte Dornbirn schon früh mit den alten Städten gleichgezogen. Bereits im 16. Jahrhundert kennen wir hier den ersten Lateinschullehrer, lange vor dem Edikt der Kaiserin Maria Theresia gab es in allen Vierteln¹ allgemeine Volksschulen und um die Mitte des 19. Jahrhunderts betrieb Martin Kalb (geb. 1810) eine private Fortbildungsschule, die zur Vorläuferin unserer heutigen Gymnasien wurde. Der Lehrberuf wurde lange Zeit als Ehrenamt angesehen und die Lehrer galten als besonders gebildet. Damit waren sie auch vor allen anderen befähigt zu Schreiber- und Schriftführerämtern und sonst noch zu allem möglichen, was niemand tun wollte, weil es nichts oder fast nichts einbrachte. Da auch die Besoldung der Lehrer für heutige Begriffe unverschämt schlecht war, blieb jeder auf seine Landwirtschaft oder andere Tätigkeiten angewiesen. Dadurch waren die Lehrer allesamt praktisch veranlagt und tätig und konnten den Schülern neben dem Einmaleins und dem Alphabet viel Wichtiges ins Leben mitgeben. Die körperliche Züchtigung in der Schule ist der jetzt alten Generation noch ungut in Erinnerung, war aber der letzte Ausweg, wenn etwa einer Flöhe unter dem Lehrerpult freisetzte oder den Zopf des davor sitzenden Mädchens ins Tintenglas tauchte. Nicht mehr nachvollziehbar ist die schlechte Luft in den niederen Klassenzimmern, welche die Lehrer wohl oder übel ertragen mussten.

Ein Musterbeispiel eines Lehrers der alten Schule war Stübers Albert, der im Volk so genannt wurde, weil seine Eltern vom Bergort Stüben² ins Tal zogen. Auf diese Weise haben nämlich alle Ortsnamen vom Dornbirner Berg Eingang in die Liste der tausend Dornbirner Vulgonamen gefunden. Stübers Albert war in der Ebene aufgewachsen, aber mit seiner Heirat zog er wieder ein Stück den Berg hinauf, als ob der Zug dorthin im ererbten Blut gelegen wäre. Wie jeder Lehrer hatte er seine Nebenämter und eines davon war das des Organisten. Seit 1681 wurde im Stiglinger Viertel der Kaplan „Organist“ genannt, weil er bei St. Martin, wo er auch wohnte, das Orgelspiel zu versehen hatte.³ Aber seit langem war im vierten Viertel eine eigene Kirche, in der meist Schullehrer die Orgel spielten. Das Gebot, am siebten Tag

zu ruhen, wurde nicht so wörtlich genommen, denn nicht nur im lateinischen Amt, sondern auch am Nachmittag beim Rosenkranz musste die Orgel ertönen. Das Orgelspiel war für den Stüber eine willkommene Abwechslung und es machte ihm nicht viel aus, dass er außer dem Lohn Gottes nicht einmal den einhelligen Dank der Expositurgemeinde erntete. Buxtehude, Bach und Bruckner als einsame Größen konnte er nur verehren. Aber gemessen an der Qualität des Instruments, war sein Spiel mindestens so gut, wie in den anderen Kirchen ringsum.⁴ Es störte den Lehrer auch nicht, dass sich der Blasbalgtreter für viel wichtiger hielt, weil ohne seine kräftigen Luftstöße kein klingvolles Gotteslob zustande gekommen wäre.⁵

Nach der Spätkirche, wie man des Sonntagsamt auch nannte, suchte der Lehrer wie alle anderen Männer eines der vielen Wirtshäuser rundum auf, abwechslungsweise, je nachdem, wen man gerade traf oder aus geschäftlichen oder familiären Gründen treffen wollte. Aber während die meisten Männer bis zum Mittagessen an den Familientisch kamen, musste der Organist jedesmal überlegen, ob sich der Heimweg in die Höhe noch lohnte, da ja um punkt halb 2 mit der Orgel der Nachmittagsgottesdienst einzuleiten war. Dass es über den ganzen Mittag nicht bei einem einzigen Viertel blieb, ist leicht verständlich und eine Promillgrenze für Organisten hat das Bischöfliche Ordinariat niemals festgesetzt. Ganz alte Leute wissen noch, die Musik habe an solchen Nachmittagen fröhlicher, beschwingter oder munterer geklungen. Entweder hat sich der Organist leichter in die Gefühlswelt des Komponisten hineindenken können oder er hat sich nur erlaubt, die technischen Möglichkeiten der Orgel besser auszuschöpfen. Das Lied „Es blüht der Blumen eine...“⁶ klang so inbrünstig, wie wenn die vorausgesagte neue Schöpfung schon Wirklichkeit wäre. Beim „Auf zum Schwur, mein Heimatland...“ waren jedenfalls alle Register gezogen.⁷

Ganz selten ist es vorgekommen, dass der Organist mitten in einer Jassrunde zur Kirche eilen musste und hartnäckige Mitspieler konnten auf einer Fortsetzung nach dem Rosenkranz bestehen, besonders, wenn sie bisher am Verlieren waren. Dann wechselte der Einsatz gewöhnlich noch mehrmals den Besitzer und wenn der Lehrer aufbre-

chen wollte, hielt man ihn zurück. Auf seinen Hinweis, dass er ja morgen früh vor den Schülern seinen Mann stellen müsse, meinte einer, er könne ja seinen Zwillingbruder, den Jakob, hinschicken, der sehe ihm so ähnlich, dass es niemand merke.⁸ Da erwachte im Lehrer der angebornene Schalk und die weinselige Stimmung förderte den Beschluss, einmal die Probe aufs Exempel zu machen. Wahrscheinlich war weder dem Lehrer noch seinem Bruder recht wohl bei der Sache und die Schüler haben sich wohl gewundert, dass der Lehrer sie den ganzen Vormittag nur lesen ließ und weder Lob noch Tadel austeilte. Aber das Spiel ist gut ausgegangen. Wenn eine Wette damit verbunden war, stand der Gewinner eindeutig fest. Aber der Lehrer hatte es nun nicht mehr so leicht, mit dem Hinweis auf die Schule frühzeitig aufzubrechen. „Wenn es gar nicht mehr geht, macht das der Bruder Jakob“, meinten die Stammtischkollegen. Aber der Lehrer hatte sich vorgenommen, den Jakob nicht mehr für die Schule in Anspruch zu nehmen.

Aber einmal hatte er Namenstag⁹ und da waren der Herr Pfarrer, die Geselligen vom Kirchenchor und etliche Berufskollegen in seiner Runde. Jedenfalls dauerte es sehr lang und am Morgen war er tatsächlich außer Stande Unterricht zu halten. Dem Manne, der sonst in all den Jahren pünktlich und eifrig seine Pflicht erfüllte, hätte man jede Entschuldigung gelten lassen, aber irgend jemand hatte den Bruder Jakob schon für 8 Uhr in die Klasse bestellt. Dort betete dieser mit den Schülern das Vaterunser und ließ, wie letztes Mal, das Lesebuch aufschlagen. Abwechselnd lasen die Schüler zuerst aus einer Abhandlung über die Babenberger, dann das Schillergedicht über den Grafen von Habsburg und schließlich die Geschichte von Maximilian in der Martinswand. Als etwa die Hälfte dran war, klopfte es an die Tür und derjenige, der eintrat, war niemand geringerer als der leibhaftige Schulinspektor. Wahrscheinlich hatte er diese Kontrolle schon lang im Kalender vermerkt oder überhaupt den Montag für den Außendienst vorgesehen. Wir wollen also gar nicht nach einem Neider fahnden, der der hohen Behörde einen leisen Wink gegeben haben könnte. Seine Omnipotenz wunderte sich reichlich, dass er sich vorstellen musste, wo er doch überall als Bezirksvogelschreck schon von weitem erkannt

wurde, aber er hieß den Lehrer, weiterzumachen. In der Pause gelang es dem Jakob, vom Wetter, vom Rheumatismus und von Bosnien zu reden, aber für die nächste Stunde wünschte sich der Inspektor die Stellung von Prüfungsfragen. Was blieb anderes übrig, als sich des Lestoffes zu erinnern. Als aber die Schüler Friedrich mit der leeren Tasche¹⁰ und Richard Löwenherz¹¹ auch den Babenbergern zurechneten und dafür vom Lehrer belobt wurden, meinte der Inspektor grimmig „Danke, Herr Kollege, das genügt wohl!“ Der herbeigerufene Schulleiter konnte nur ahnen, was da los war und Bruder Jakob erkannte gleich, dass nun die volle Wahrheit das beste für alle sei. Der richtige und wieder genesene Lehrer wurde strafweise an die einklassige Bergschule Winsau versetzt, die zwei Gehstunden weit oben und hinten lag.¹² Noch heute erinnern sich dort alte Leute an die Schulzeit beim Stüber Lehrer und an all das, was sie für den praktischen täglichen Gebrauch dort gelernt hatten. Der Bruder Jakob aber fühlte jedesmal einen Stich in der Herzgegend, wenn er am Schulhaus vorbeiging und er schickte ein Stoßgebet zum Himmel, er möge von solcher Ungemach hinkünftig verschont bleiben.

¹ Außerdem in Mühlebach, jedoch noch nicht in den Bergorten.

² Kleine Wohnparzelle zwischen Unter- und Oberfallenberg.

³ Damit konnte der Pfarrer von St. Martin eine selbstständige Haselstauder Seelsorge lange Zeit verhindern.

⁴ Die Nähe des Orgelbauers Behmann in Schwarzach war vorteilhaft.

⁵ Vor der Elektrifizierung musste die Luft mittels eines getretenen Balges in den Windkasten und die Pfeifen geblasen werden.

⁶ Altes Marienlied, noch im „Gotteslob“ 1926.

⁷ Tiroler Herz-Jesu-Lied, Vorarlberger-Version.

⁸ Jakob Kalb, Familienbuch K 472, geb. 23.9.1878.

⁹ Damals wurden Namenstage festlicher als Geburtstage begangen.

¹⁰ Friedrich IV. von Österreich-Tirol, Habsburger.

¹¹ Richard I. von England.

¹² Winsau an der Straße Dornbirn-Alberschwende.

Die Taufe des Pelagius Fussenegger

Wenn einmal eine Begebenheit erzählt wird, die schon ein paar hundert Jahre zurück liegt, dann gibt es sicher keinen alten Mann mehr, der dazu etwas beitragen könnte aus der Überlieferung von seinem Ähne¹ her. Da muss man das Wenige, was noch schriftlich überliefert ist, schon sehr durch die eigene Phantasie ergänzen, damit der Leser eine plastische Vorstellung von den Zuständen und Begebenheiten bekommen kann. Dafür ist nichts zu beschönigen oder abzuschwächen, denn die Nachkommen in der 10. Generation wird man deswegen nicht mehr beleidigen.

Michael Fussenegger war seit 1667 Inhaber eines emsischen Erblehens zu Mühlebach.² Die dazugehörige Hofstatt mit Bündt lag mit einer Seite an der alten Landstraße, mit der anderen am Weg zum Burgstall der ehemaligen Sigberger Ritter. Schon sein Vater Georg war zuvor Lehensnehmer auf dem gleichen Hof gewesen und der erste seines Geschlechts in Mühlebach, wo zuvor unter den Hörigen die Hämmerle fast alles bewirtschafteten, was die Emser Grafen gegen ortsüblichen Zins zu verleihen hatten. Dem Michel zur Seite stand seine getreue Ehwirtin Margarethe Röthin von der Sägen, die er in noch jugendlichen Jahren an den Traualtar zu St. Martin führte. Sie war, wie man sagte, aus besserem Haus, und wie es scheint, gab es da schon ein Kind und neben der Gemeinde sorgte auch der erlauchte Graf Karl Friedrich³ dafür, dass die Sache ins Lot kam und die Familie das Auslangen hatte. Schließlich war er ja selbst auch kein Heiliger und musste daher umso mehr Verständnis für junge Leute aufbringen, die nicht alles nach dem Buchstaben erfüllten.

Auf dem Fussenegger-Hof zu Mühlebach ließ sich bei fleißiger Arbeit und etwas Glück mit dem Wetter eine Familie bescheiden erhalten. Auf der Bündt, im Egert und im Bösen Ried⁴ wuchs Heu für zwei Kuhwinterungen, aber auch für die dritte Kuh, die beim Tod des Vaters als „Bester Fall“⁵ abzuliefern war, gab es in wenigen Jahren Ersatz, denn es ließ sich da und dort etwas Heu dazugewinnen, wenn man nur gehörig dahinter war. An der Suchen unter der Halde, beim Eichbrunnen

am Riedweg und am Sand beim Böckler⁶ reifte meist Vesen. Auf den beiden Riedäckern wurde meist Flachs gesät, auf dessen Zubereitung sich die Röthin besonders gut verstand. Da als Zins auch 35 Viertel Hafer⁷ abzuliefern waren, konnte der Michl noch einen Drittelacker⁸ bekommen. Davon ging schon ein Drittel als Lehenszins ab und dazu ein Zehntel für den Zehent, der auf alle Feldfrüchte zu leisten war. Es brauchte ein gutes Jahr, wenn der Hofzins an Hafer noch herauschaute. Da Fusseneggers Kinder von Jahr zu Jahr größer wurden und mehr Riebel schöpften, beschaffte sich der Hausvater den nötigen Hafer von einem Berger im Tausch gegen Vesen, Rüben und Kraut. Leute, die nicht jede Kleinigkeit aufwogen und auch einmal etwas dreingaben, wenn es das leiden mochte, machten oft Generationen lang ihre notwendigen Tauschgeschäfte. Besonders gut kam Michl mit dem Nachbar Thomas Moosbrugger zurecht, denn er wusste von seinem Vater, wie schwer es ein Zugezogener in Mühlebach hatte unter den vielen Ülern, die in Wirklichkeit Hämmerle hießen oder unter den Drexeln, die selbst noch nicht so lang aus Ems gekommen waren. Man half sich gegenseitig aus, wo es ging, und als des Michls Weib krank darnieder lag, wurde Katharina, die älteste vom „Wälder“, wie der Moosbrugger hier hieß, ihre aufopferungsfähige Pflegerin. Zwischen die freudigen Ereignisse, die die Fussenegger zur Pfarrkirche führten, die Hochzeit und die Taufen, mischten sich auch traurige, wenn eines der Kinder zu Grabe getragen werden musste.⁹

Einen schweren Gang nach St. Martin musste die Familie des Michl antreten, als sie mit der Leiche der Frau und Mutter Margarethe betend dorthin zogen. Für Michl war es ein großer Trost, dass die Pflegerin auch jetzt im Haus blieb und überall zum Rechten sah. Als das Trauerjahr vorbei war, fragte Michl seine Magd Katharina, ob sie nicht für immer als Hausfrau bleiben wolle. Er sei zwar nicht mehr der Jüngste aber noch rüstig, und er werde fortan wie die jungen Männer ohne Bart gehen. Und da die Magd etwa überblicken konnte, was ihr bevorstand an schwerer Arbeit, aber auch an Geborgenheit bei einer Familie nahe dem Elternhaus, fiel es ihr nicht schwer, dem Michl zuzusagen. Also gab es wieder einen freudigen Gang nach St. Martin und am Rückweg ein Mahl an der Sägen, wo neben der Familie Roth auch die dortigen

Jugendfreunde des Michl, der Krämer und der Mehler¹⁰, alles aufboten für ein richtiges Fest. Wie es nicht anders sein konnte, wünschte man dem Paar nicht nur Eintracht und Gesundheit, sondern auch baldige Nachkommenschaft und kaum war ein Jahr um, schrie ein junger Michler aus Leibeskräften in der altererbten Familienwiege.

Nun hatte man allen Grund, dankbar zu sein für die gute Geburt und das gesunde Kind, aber das Ereignis fiel in eine sehr arbeitsreiche Zeit. St. Petrus hatte es mit dem Wetter im August nicht gut gemeint. Die Ach war in der Egeten¹¹ ausgebrochen und erforderte neue Wuhrunen. Mehrmals musste man in die Alpen, um beim Abtrieb in die Schneefluchten¹² zu helfen. Nun, da es endlich schön wurde, war das Getreide überständig und das Ohmat¹³ nur zum Teil unter Dach. So hatte man nicht nur beim Fussenegger, sondern auch bei Göte und Gota alle Hände voll zu tun. Trotzdem musste ein Bote zu den Paten laufen, sie möchten sich zur Taufe bereit machen, denn wie es damals war, wollte man keine Stunde länger als nötig einen Heiden im Haus haben. Der Göte hatte schon seit Morgengrauen bei der Juchen¹⁴ gemäht, aber nach dem Morgenessen zog er seine Sonntagstracht an, um gegen Mühlebach zu eilen, wo Gota und Hebamme den Täufling schon hergerichtet hatten. Der Göte war am Herweg über die Achmühle gekommen, aber die Ach ging noch zu hoch, um mit dem Kind drüber zu kommen. Da war die Brücke an der Sägen sicherer.¹⁵

Als sie beim Pfarrhof klopfen, versprach die Köchin, Pfarrer und Mesner zu verständigen. Sie mögen indessen vor der Kirchentüre warten.¹⁶ Zum Glück war es dort auf der Westseite noch schattig, denn der Herr stellte ihre Geduld auf Probe. Er hatte, wie es schien, im nahen „Engel“¹⁷ eine wichtige Besprechung mit seinem Vater, dem Ammann¹⁸ und obwohl er Johann Baptist¹⁹ hieß, kam ihm eine Unterbrechung durch die Taufe eines Mühlebacher Hörigenkindes nicht sehr gelegen. Erst als ihn der Mesner zum zweiten Mal ermahnt hatte, leerte er das Glas, kleidete sich in der Sakristei an und kam zum Kirchenportal. Erst haspelte er die Exorzismen²⁰ herunter und schon zog er voran durch das sonnenhelle Kirchenschiff zum Taufstein. Dort fragte er ungeduldig nach dem Namen für das Kind und es konnte trotz der Eile nicht

entgehen, wie blass dabei das Patenpaar plötzlich wurde. Hatten sie tatsächlich vergessen, nach dem Namen zu fragen. War es möglich, schnell einen Buben nach Mühlebach zu schicken oder konnte es sein, dass die schon selber jemanden mit der Nachricht hergeschickt haben. Was würde der Michl sagen, wenn sie nach seinem Schwecher²¹ einen Thomas taufen würden? Da war guter Rat teuer aber Pfarrer Danner wollte nicht lang auf einen Rat warten. Er erinnerte sich blitzschnell, dass er heute morgen in Rot die Messe des Tagesheiligen, des römischen Märtyrers Pelagius²² zelebriert hatte. Er nahm das Taufwasser, drückte mit der anderen Hand das Kissen unter dem Kopf unsanft zurück und sprach mit lauter Stimme: „Pelagius, ego te baptizo in nomine patri ...“ Göte und Gota waren außer sich und bei den wei-



teren Gebeten und Handlungen geistig abwesend. Der Pfarrer war zum Glück einheimisch. So musste er sie gar nicht nach dem Namen fragen, die nach dem Täufling und den Eltern im Taufbuch für ewige Zeiten eingetragen werden mussten. Auch draußen am Friedhof waren sie noch sprachlos. Endlich meinte der Göte: „Eigentlich hat uns der Pfarrer die Entscheidung abgenommen, jetzt sind wir – huss und duss. Jetzt ist der Vormittag sowieso hin. Gehen wir halt auch in den Engel.“ Den ersten Schoppen Schmalenegger²³ trank die Gota recht zügig leer und vergaß dabei fast, dass auch der Kleine bald wieder etwas bekommen sollte. Beim zweiten Schoppen musste der Göte, der selber im Oberdorf einen Weingarten hatte, kräftig nachhelfen, damit der Tauftag weiters einen würdigen Verlauf nehmen konnte. Jedenfalls trug die Gota das Kind nur in der Vorstadt und an der Sägen. Über die Felder hatte der Göte das Bündel in die Hüfte geklemmt. Kaum zu Hause, tönte ihnen aus dem Gaden die wüdrige Frage der Mutter entgegen: „Hei, wie ho-äßt dar nöü Chrischt“. Da wurden die Paten zum zweiten Mal käsweiß und der Göte merkte, dass sie noch nicht „huss und duss“ waren. Der Pfarrer hatte einfach bestimmt, Plazidus war es nicht und Pankratius auch nicht, aber so ähnlich. Obwohl man damals das Jahr viel mehr nach dem Heiligenkalender maß, konnte sich der gewöhnliche Christ nicht alle hebräischen, griechischen und lateinischen Namen merken, die dort standen. Der Michl musste daher am Sonntag nach dem Amt²⁴ vor der Sakristei klopfen, wo ihm der Frühmesser aus dem Taufbuch den Namen Pelagius nochmals vorsagte. Dann aber drückte er sich am Engel, am Lamm, am Kreuz und am Rössle vorbei und sagte den Namen laut vor sich her, bis er ihn daheim in der Stube laut verkünden konnte, auf dass er nimmer vergessen werde.

Und vergessen wurde er nicht. Pelagius Fussenegger setzte die Tradition seiner Familie zu Mühlebach fort, hatte mit seiner Frau Maria Gmeinder sieben Kinder und starb mit 69 Jahren. Seine Nachkommen im Haus an der alten Landstraße wurden nach ihm allgemein „Pilages“ genannt. Man frage heute einen heimischen Mühlebacher, ob er Pilages kennt. Vielleicht ist dieser selbst einer von der Sippe.

- ¹ Großvater.
- ² Stadtarchiv Dornbirn, Urk. 679.
- ³ Der sonst äußerst strenge Graf musste wegen seines eigenen Lebenswandels in Sittenfragen zurückhaltend sein.
- ⁴ Flurnamen um Mühlebach.
- ⁵ Abgabe beim Tod des Familienoberhauptes bei Leibeigenen.
- ⁶ Flurnamen im Hatler Feld.
- ⁷ Ca. 2 Malter = ca. 4265 Liter = ca. 192 kg.
- ⁸ Nach dem Zehent war ein Drittel des Bruttoertrages als Naturalzins abzuliefern.
- ⁹ St. Martin war die einzige Pfarrkirche Dornbirns mit dem einzigen Friedhof.
- ¹⁰ Söhne des Ulrich Hämmerle von Mühlebach, Familienbuch H 16.
- ¹¹ Gegend des jetzigen Gasthauses Schwanen an der Lustenauer Straße.
- ¹² Bei Schneefall musste in tiefere Weiden abgetrieben werden.
- ¹³ 2. Heuschnitt, früher Ende Juli bis Anfang August.
- ¹⁴ Wiese zwischen Sägen und Vorderachmühle.
- ¹⁵ Die einzige Achbrücke war an der Sägen, an der Achmühle nur eine Furt.
- ¹⁶ Die Kirchentüre war im Westen an der Schulgasse.
- ¹⁷ Jetzt Gasthaus zum Roten Haus.
- ¹⁸ Landammann Michael Danner.
- ¹⁹ Johann Baptist = Johannes der Täufer.
- ²⁰ Dämonenbeschwörung nach dem alten katholischen Taufritus.
- ²¹ Schwiegervater oder Schwager.
- ²² Pelagius, Bischof und Märtyrer, 28.8, in Konstanz besonders verehrt.
- ²³ Von der sonnigen Halde Schmalenegg bei Kehlen.
- ²⁴ Hauptgottesdienst.

Das Jahrgängerbegräbnis

Hierzulande bilden die Jahrgänger in Dörfern und Städten lose Vereine, deren ungeschriebener Zweck in der Pflege der Geselligkeit gelegen ist. Zwar setzen sich die Schulklassen nicht nach dem Kalenderjahr der Geburt zusammen, aber spätestens bei der Musterung bilden die Männer eine Art Schicksalsgemeinschaft und für die Mädchen des gleichen Jahrgangs war es früher Ehrensache, den Schmuck der Hüte und Reverse ihrer Altersgenossen zu besorgen. Dem folgten und folgen noch immer gemeinsame Ausflüge, nach denen dann und wann auch eine Ehe zustande kam. Wenn das Interesse am Treiben der Jahrgänger in den besten Jahren manchmal schon aus Zeitmangel nachlässt, haben doch viele mit zunehmendem Alter das Bedürfnis, sich mit den Gleichaltrigen wieder zu treffen und sei es nur, um Jugenderinnerungen wieder aufzufrischen. Natürlich ist alles freiwillig und manche zahlen den kleinen Jahresbeitrag nur, um nicht aus der Reihe zu tanzen. Wieder andere setzen auf die „schöne Leich“ mit Kranz und Grabrede, obwohl sie selber nichts mehr davon haben. Wenn auch Ausflüge, Tanz-, Kegel- und Grillabende in der Regel das Programm ausfüllen, so gibt es daneben auch Gemeinschaften, in denen sich die Jahrgänger besonders in höherem Alter gegenseitig Hilfe leisten, Behinderte betreuen, Kranke besuchen, fehlende Einrichtungen vermitteln oder im Umgang mit Behörden behilflich sind.

Heutzutage, wo die Frauen viel selbstständiger geworden sind und es manche gibt, die zugeben, zum Turnen, zum Gesangsverein, ja sogar in den Nähkurs nebenbei auch deshalb zu gehen, damit sie einmal unter die Leute kommen, besteht kein Grund, mit scheelen Augen auf die Jahrgänger zu sehen. Denn diese unterscheiden sich von anderen Gemeinschaften vor allem dadurch, dass keine jüngeren Mitglieder nachkommen und dass die Tradition höchstens von denen fortgesetzt werden kann, die hundert Jahre später geboren werden. So kommt es auch seltener als bei anderen Vereinen vor, dass jemand aus dem Erbe etwas für sie hinterlässt oder vorher schon eine zukunftssträchtige Stiftung macht. Es könnte ja sein, dass er selbst der Letzte ist, einer, der allein auf den Ausflug gehen müsste, wenn er dazu noch die

Freude und die Kraft hat. Von einer solchen Veranstaltung heißt es auf lustenauerisch: „As kunt ko Buou, i bien schon drü-vier Johr allouo.“¹ Öfters kommt es aber vor, dass jemand seinen Angehörigen den Auftrag hinterlässt, anlässlich seiner Beerdigung jene Gemeinschaften besonders zu bewirten, die ihm im Leben nahegestanden sind. Dass da auch die Jahrgänger dran kommen, ist ebenso verständlich, wie die Tatsache, dass es auf der Welt immer solche gibt, die besonderen Appetit und Durst zeigen, wenn es umsonst geht. Das wusste Wäschers² der Älteste und drum hatte er bestimmt, zwei Viertel Rotwein für alle Jahrgänger, die ihm zur Leiche kommen, zwei Viertel und nicht mehr! Es sollte an seinem Begräbnistag ja nicht nur Weihwasser fließen. An die hundert 85-er³ dürften schon an seinem Grab gestanden sein, als der Obmann mit lauter Stimme sagte: „Leb wohl Du allerbesten Freund, wir werden Dich sehr vermissen. Wir versprechen Dir, dass wir Dich nie vergessen und Dir für alle Zeiten ein ehrendes Andenken bewahren!“ Und fast so viele waren es auch, die auf dem schmalen, geraden Weglein der „Rose“⁴ im Hatlerdorf zustrebten, wo man schon wusste, dass man heute die Limonade im Keller lassen konnte, denn kaum einer hatte ein Auto und ein bekannter Arzt hatte ja einmal gemeint, im ersten Gang sei er immer noch gut heimgekommen.

Nun stellte man den Rebensaft, oder was der Weinhändler so nannte, gleich in Literkaraffen auf die Tische, denn schließlich hatte man ja in der Schule gelernt und wusste, dass jeder Liter vier Viertel hat und auf eine Kleinigkeit mehr kam es dem Wirt ja auch nicht an. Dass mancher Frau am Vormittag schon ein Achtelglas reichte und andere im Trinken recht geübt waren, war kein Verstoß gegen die Gleichheit und Brüderlichkeit. Man stieß an zum Gedenken an den verlorenen Freund, der leider nicht mehr dabei sein konnte und wünschte sich gegenseitig noch ein langes, gesundes Leben und viele gemeinsame Stunden. Zuerst waren es einige Geschäftsleute, die sich wegen unaufschiebbarer Erledigungen verabschiedeten. Gegen Mittag mussten die meisten Frauen heim an den Herd und das zu einer Zeit, als die Kellnerin noch großzügig weitere Karaffen brachte, sobald die anderen wieder voller Luft waren. Der eine oder andere hatte schon lang etwas zum Essen bestellt, damit er eine Unterlage hatte und um die Mittagszeit

holten das die anderen nach. So nebenbei hatte man dann auch erfahren, welche Jahrgänger gleich mit weiser Voraussicht für den ganzen Tag Urlaub genommen hatten. Andere gab es, die meinten man könne diese doch nicht allein lassen, obwohl sie sich selbst für den Tag noch viel anderes vorgenommen hatten. Niemand konnte bestreiten, dass man so jung nicht mehr zusammenkommt und dass man nicht wissen konnte, wie oft es einem noch beschieden ist, in diesem Kreis fröhlich zu sein. Und als die Wirtin dem Obmann sagte, dass von jetzt ab alles auf die Rechnung der Besteller gehe, dachte niemand mehr ans Heimgehen. Es war ein harter Kern von anderthalb Dutzend Leuten, von denen noch ein paar abfielen, als am Abend die Stallarbeit begann oder beginnen hätte sollen. Zwei Frauen ermunterten sich gegenseitig zum Bleiben, damit nicht nur eine einzige übrig bleibt, unter so vielen Männern. Sie wurden reichlich mit süßem Gebäck belohnt, denn jetzt hatte mancher, der vorher genau ausrechnete, ob er auch sein Quantum Wein bekam, die Spendierhosen an. Man begann auch zu singen, wie man es früher auf dem Hausbänke oder bei der Stubat tat. Es war erstaunlich, wie alle die Strophen der alten Lieder noch gut auswen-



dig konnten. Rührselig klang des Lied „Wenn die Blümlein draußen zittern“ durch den fast geleerten Saal. Aber auch von den neuen Liedern sangen viele den Text der ersten Strophe so gut wie die Jungen. Man hätte gemeint, es wäre der Gesangverein, als man mit dem Lied einsetzte: „So ein Tag, so wunderschön wie heute, so ein Tag, der dürfte nie vergehn.“

So verflohen die Stunden und bevor man es dachte, kam die Wirtin und verkündete die Polizeistunde.⁵ Sie meinte unbarmherzig, sie wolle nicht Strafe zahlen, obwohl alle glaubten, heute müsste auch ein Obolus an die Obrigkeit noch drinnen sein. Schließlich ging es ihr, was sie nicht mehr sagen musste, um die Nachtruhe für das Personal und sich selbst, denn ein neuer Tag brachte wieder neue Arbeit. Ein paar Männer standen auf und die anderen versuchten zu folgen. Wenn sie auch nur noch leidlich stehen und gehen konnten, meinte doch einer: „Das war der schönste Jahrgängerausflug seit eh und je.“ Ein anderer verbesserte ihn und meinte: „Das war kein Ausflug, das war eine Ausschusssitzung.“ „Du spinnst wohl“, meinte ein Dritter, „ich bin gar nicht beim Ausschuss und ein paar andere auch nicht.“ Fast hätte es noch einen Streit gegeben am Schluss dieses friedvollen Tages, wenn nicht die energische Wirtin dazwischen gefahren wäre. Mit ihrer ganzen Autorität erklärte sie ihren Zechern, dass das kein Ausflug, kein Jubiläumsabend und keine Sitzung war. Sie seien am Vormittag von der Beerdigung des Wäschers gekommen. Wenigstens der Obmann sollte schon noch wissen, dass das der beste, unvergessliche Freund war, den sie zu jeder Stunde ihres Lebens vermissen und dem sie zu allen Zeiten ein ehrendes Andenken bewahren wollen.

¹ Hannes Grabher, Gedichte, Selbstverlag Lustenau 1977, S. 308.

² Hausname einer Gechelbacher Familie.

³ Geburtsjahr 1885, damals lag 1985 noch in weiter Zukunft.

⁴ Jetzt ist dort die Bundesstraße und der Parkplatz.

⁵ Die Rosenwirtin wurde auch „Zwölfe-Wib“ genannt. Die Polizei habe dort nie einen Fang gemacht.

Der Bischof und die Feuersbrunst

Niemand konnte behaupten, dass die Dornbirner keine gut katholischen Leute waren. Schon zu Kaiser Josefs Zeiten sind sie auf die Barrikaden gegangen, als es um die Feiertage und die Prozessionen ging.¹ Und wenn neue Kirchen gebaut wurden, legten sie im Frondienst Hand an und füllten die Opfersäcke reichlich. Wenn ein Bischof zu einer Kirchweihe, zur Visitation oder Firmung kam, wurde er selbstverständlich mit Triumphbogen und Baldachin empfangen. So wurde es auch bei Bischof Sigismund² gehalten, denn die Dornbirner wussten zu ehren, wem Ehre gebührt. Die meisten merkten auch gar nicht, dass der Bischof das Volk kritisch musterte, wenn er in die Pfarreien kam und die Geistlichkeit gab sich alle Mühe, wenigstens selbst den besten Eindruck zu machen, wenn manche Schäflein halt einfach nicht gelehrt waren. Im Hatlerdorf war er mitten im ersten Krieg einmal gewesen, um das Requiem für den gefallenen Feldkuraten Josef Gorbach³ zu halten und obwohl fast alle Hatler das von ihm herausgegebene Buch mit den Briefen des Kaplans kauften, sparte er später nicht mit Kritik: Die „Hatlerderfler“ seien keine vornehmen Leute, denn sie wüssten nicht die Kniebeuge zu machen, wenn sie ihrem Bischof den Ring küssten!

Im Zentrum der neuen Stadt war es etwas besser, aber wenn er, statt weiland Johann Georg Schleh, die Emser Chronik hätte schreiben müssen, hätte wohl auch sein Urteil gelautet: „Die Dornbirner sind ein grob, arbeitsam Volk.“⁴ Zwar waren seine Heimatstadt Brixen und seine Residenzstadt Feldkirch auch kleinbürgerlich, aber da gab es eine uralte städtische Tradition und Kultur. In Dornbirn aber hatten die Fabrikanten, die einzigen, mit denen man neben etlichen Priestern und Professoren umgehen konnte, Kühe im Stall und schämten sich nicht, diese selber zu melken. Und was ihm neulich passiert war, müsste eigentlich dem Heiligen Vater geschrieben werden, wenn Seine Heiligkeit nicht mit Mussolini und anderen Sorgen belastet wäre. Da wollte er bei einem Schlosser ein schmiedeeisernes Kreuz bestellen und obwohl er angemeldet war, stand dieser schmutzig an der Esse und schmiedete ein glühendes Eisen zurecht. Und als er näher kam, hämmerte der Schlosser umso fester, dass die Funken bis vor seine

violett genestelten Schuhe sprühten. „Einhalten, einhalten!“ schrie der Bischof, aber der ehrfurchtslose Mann glaubte, ihn, den gelehrten Kirchenfürsten, der allein über die Briefe des heiligen Apostels Paulus ein sechsbändiges Werk geschrieben hatte, belehren zu müssen. „Exzellenz“, meinte er, „im Stande der heiligmachenden Gnade müssen Sie den Tod nicht fürchten“. Musste dieser Lümmel ihm das sagen? Konnte er sich nicht vorstellen, wie groß der ewige Schaden für das Kirchenvolk wäre, wenn sein oberhirtliches Wirken durch einen solchen Leichtsinn plötzlich ein Ende nähme. Jedenfalls musste er am anderen Morgen beim Psalm „Judica“⁵ unwillkürlich an den zynischen Schlosser im Besonderen und das ungehobelte Volk von Dornbirn im Allgemeinen denken und beim „Confiteor“ gleich bereuen, dass er seine doch gutwilligen Schäflein mit den Feinden des Königs David und den Bedrängern der heiligen Kirche gleichzusetzen wagte.

Wenn nun eine andere, weniger bekannte Geschichte erzählt wird, soll damit nicht das Bischofsamt getroffen werden und schon gar nicht die Kirche. Es lässt sich aber nicht vermeiden, dass man merkt, wie sehr in jedem hohen Würdenträger halt doch der menschliche Mensch steckt. Der Bischof konnte nämlich fortan die Dornbirner nicht ignorieren, weder ihr geballtes Gebet, noch ihre geballten Spenden. Wie schnell war doch die abgebrannte Ebnetir Kirche wieder aufgebaut worden!⁶ Zwar hatte er persönlich und der gräfliche Patrons herr je ein Fenster gestiftet. Aber es hatte auch jene liberalen Kreise gebraucht, die zwar tun, was sich gehört, aber nicht bei jedem Anlass vorne knien. Was für ein Gfrett hatte dagegen der arme Schöch⁷ in Vorkloster! Die Heldendankkirche⁸ wollte trotz des berühmten Holzmeisters⁹ nicht fertig werden, weil das Geld zu langsam floss. Es war daher Balsam für die Ohren des Bischofs, zu vernehmen, dass ein Dornbirner Fabrikant anlässlich seines hohen Geburtstags für diese Kirche im Gedenken an die Gefallenen der Firma einen bedeutenden Betrag flüssig machen wollte. Und obwohl er für diesen Samstag schon eine Abendbetrachtung mit den ehrwürdigen Schwestern von Riedenburg¹⁰ zugesagt hatte, ließ sich die persönliche Gratulation damit verbinden, wenn er sich, wie andere Bischöfe auch, in einer Luxuslimousine¹¹ kutschieren ließ.

Als der junge Firmenfahrer pünktlich in der besten Sonntagsmontur mit dem blank geputzten Daimler auf die Fahrt mit dem Bischof wartete, läuteten in ganz Dornbirn die Kirchenglocken in den dunklen Abend. Dass zum Abschied eines Bischofs, der einen Privatbesuch machte, geläutet wurde, kam ihm ungewöhnlich vor. Das Einsteigen war etwas beschwerlich mit der langen Soutane, aber nun rollten sie dem Marktplatz zu und bogen in die Riedgasse ein, die „Direttissima“ nach Bregenz.¹² Blitzartig wurde es dem jungen Mann klar, dass das Geläute nicht seinem Fahrgast galt, sondern dass gesturmt wurde, weil des Brunnenbecken Holzhaus¹³ lichterloh in Flammen stand. Er war zuversichtlich, noch vorbei zu kommen, aber bei der Klostersgasse stand schon eine Menge Leute und eben trug man ein Kanapee aus dem brennenden Haus mitten auf die Straße. „Wir müssen wenden!“ sagte er zum Bischof. Bald meinte er „Das geht nicht“, als hinter ihnen die erste Spritze mit lautem Trara auf dem Pflaster stehen blieb. „Die sollen das Metzgerhaus¹⁴ schützen, nebenan ist doch alles umsonst“ lautete seine nächste Bemerkung, aber der Bischof blieb trotz des Tumults still auf dem Rücksitz. War er ins Gebet versunken oder etwa beleidigt? Im Moment fiel dem Fahrer nicht einmal ein, wie er einen



Bischof formgerecht anzureden hatte, aber das sollte in dieser Lage nicht die Hauptsache sein. Die Dachziegel knallten und schon drang Brandgeruch durch die Autofenster. Dem Fahrer wurde unheimlich in dem Chaos. Wenn ein Balken seitlich herunter fiel, konnte das Auto Feuer fangen. Nicht auszudenken, dass der Bischof samt der Spende verbrannte! In höchster Not hatte ihm der heilige Geist die rechten Worte eingegeben: „Euer Gnaden muss ich einen Moment allein lassen, hier kann uns nur ein Polizist heraushelfen.“ „Tu er das!“ war die kurze Antwort. Bald war auch ein Gesetzeshüter da und kommandierte einige Männer, die den Wagen mit etlichen Rucken am Platz umdrehten. In der Dunkelheit konnten sie nicht sehen, wen sie da hochhoben, aber für das Umdrehen eines Bischofs gab es sowieso keinen Ablass. Viel zu langsam ging es über Schläuche, hart neben Einsatzfahrzeugen, lärmenden Menschen, bellenden Hunden und scheuenden Pferden dem rettenden Marktplatz zu. Nun aber sah der hohe Herr auf die Uhr. Mochte ganz Dornbirn verbrennen wie einst Sodom, er wollte hier heraus zu den ehrwürdigen Schwestern. Die würden schon ungeduldig auf die Abendbetrachtung warten.

„Zeige er jetzt, dass er ein guter Automobilchauffeur ist. Gehe er auf Trab! Die Leute sollen fliehen, wenn es ihr Bischof eilig hat!“ Aber schon beim Hotel Rhomberg¹⁵ gab es ein Hindernis. Ein Wagen hatte etwas von der Ladung verloren und auch die Tram¹⁶ auf der Gegenseite musste fahrplanwidrig stehen bleiben. Als es endlich wieder weiter ging, meinte der hohe Fahrgast: „Jetzt darf es für ihn kein Hindernis mehr geben; flüchte er wie die Israeliten durch das Rote Meer! Wenn er nochmals stehen bleibt, halten wir nichts mehr von ihm. Da kommen wir ja auf Schusters Rappen geschwinder zu den ehrwürdigen Schwestern.“ Während dieser Vorwürfe sah der Fahrer mit Schrecken, dass die Bahnschranken Richtung Bregenz geschlossen waren. Gegen diese Kette von Verhängnissen half kein Stoßgebet. Er nahm daher allen Mut zusammen und sagte aufgeregt: „Hochwürdigste bischöfliche Gnaden, wenn er im Trab durch die Schranken fährt, dann muss ich vors Gericht. Wenn es für ihn kein Hindernis mehr gibt und er nicht mehr stehen bleiben darf, dann bekomme ich, so ich noch lebe, Abzüge vom Lohn, bis der Schaden gedeckt ist. Hier stehe ich, ich kann

nicht anders. Das steht zwar nicht in der Heiligen Schrift. Es soll von einem abtrünnigen Übersetzer stammen.¹⁷ Wer hier fährt, ist nicht er, das bin ich, ein kleiner, junger Angestellter, in dessen verantwortungsbewusste Hände die Sicherheit und das Leben eines großen Kirchenfürsten, Ihre Sicherheit, Ihr Leben, heute gelegt ist.“

¹ Diverse Abhandlungen, z.B. Franz Kalb, Dornbirner Sturmtage um 1790. In: Dornbirner Schriften 5 (1988), S. 11-16.

² Dr. Sigismund Waitz (Brixen 1864 - 1941 Salzburg), 1913-1938 Generalvikar für Vorarlberg und Apostolischer Administrator für den österreichischen Teil der Diözese Brixen.

³ Gestorben 1915 im Lazarett Steinhof in Wien.

⁴ Johann Georg Schleh, Hystorische Relation, oder Eygentliche Beschreibung der Landschafft vnderhalb St. Lucis Stayg vnd de Schallberg beyderseits Rheins biß an den Bodensee, so vnder die Rhetiam gezehlt, vnnd die vnder Rhetia mag genennt werden. In welcher nicht allein die fürnembsten Stätt vnnd Oehrter der gantzen gegne daselbst herumben, sonder auch derselben Herrschafften vnd Inwohner mancher ley Sitten, Art, Gebrauch, Herkommen vnnd Wappen, sampt einem fleissigen Register, gantz trewlich vnnd außführlich beschriben werden, Hohenems 1616, S. 30.

⁵ Das Stufengebet gehörte bis zum Vaticanum II zu jeder Messe.

⁶ Brandkatastrophe 1927, Weihe der neuen Kirche 1930.

⁷ Dr. Johannes Schöch, später Generalvikariatsrat.

⁸ Heldendankkirche in Bregenz-Vorkloster, Bauzeit 1924-31.

⁹ Dr. Clemens Holzmeister, österr. Architekt.

¹⁰ Kloster, Schule und Internat in Bregenz.

¹¹ Ein Personenkraftwagen wurde im Volksmund als „Luxusauto“ bezeichnet.

¹² Noch lange führte die Riedgasse über die Bahnlinie in den Schwefel und weiter nach Bregenz.

¹³ Haus Riedgasse 9.

¹⁴ Metzgerei Spiegel, Riedgasse 7.

¹⁵ Bahnhofstraße 11, damals im Eigentum der Konsumgenossenschaft.

¹⁶ Elektrische Bahn Dornbirn-Lustenau, 1902-1938.

¹⁷ Zitat von Martin Luther vor dem Reichstag zu Worms.

Die Nudelkiste

Schon weit in der Vergangenheit haben es die oberen Hundert zu Dornbirn verstanden, etliche Berufe und Geschäfte nebeneinander zu betreiben, wenn daraus ein Gewinn zu erwarten war. Ebensogut haben sie sich immer wieder den oft rasch geänderten Verhältnissen angepasst. Weil niemand in die Zukunft blicken konnte, hatte mancher auch ein oder zwei Eisen mehr im Feuer, als er verkraften konnte. Bis an den Anfang des letzten Jahrhunderts war das eine Selbstverständlichkeit. Wirtshaus, Krämerei, Landwirtschaft, Fuhrhaltereie, Viehhandel, Holzhandel, Sägerei, Weberei und Stickerei seien nur beispielhaft aufgezählt. Dazu kamen Funktionen in etlichen Ausschüssen, vom Brunnen- oder Kapellenausschuss bis zum Gemeinderat oder gar zum Landtag.

Auch der Säckler im Hatlerdorf war zu allen Zeiten Gastwirt, Krämer und Landwirt. Den Hausnamen hatte er nicht, wie viele meinten, weil einer der Vorbesitzer mit einem Säckel das Kirchenopfer eingehoben hat, als gegenüber noch die Hatler Kapelle¹ stand. Ein Säckler, von denen es mehrere in Dornbirn gab, war Erzeuger von Lederwaren, aber schon für den ersten Mann der Wirtin hat sich dieses Geschäft nicht mehr ausgezahlt. Die Industrie hat mit der Arlbergbahn billigere Waren geliefert.

Von den Zweigen des verbliebenen Betriebs der ehemaligen Säckler war die Krämerei sicher am vielfältigsten. Hatte man nicht alles lagernd, hieß es gleich, man müsse wegen jedem Dreck ins Dorf laufen, wie man damals zum heutigen Dornbirner Stadtzentrum noch sagte. Hatte man aber eine Ware am Lager, dann wollte sie gewiss niemand, es war totes Kapital und man musste froh sein, irgendwann knapp auf seine Rechnung zu kommen. Die Gemischtwarenhandlung von damals bot alles Essbare, außer Fleisch, Wurst und Brot und natürlich auch außer Milch und Gemüse, weil da die meisten Selbstversorger waren. Daneben gab es Petroleum für das Licht², das wichtigste für Haushalt, Stall und für die Handarbeit der Frauen und auch Rauchwaren, sofern eine Trafik damit verbunden war. Während sich im sogenannten Dorf

die Händler spezialisieren konnten, der eine auf Farben, der andere auf Spielzeug, ein Dritter auf Kurzwaren, wurde in einem Hatler Laden von allem etwas verlangt.

Ein ganz großes Problem war damals das Aufschreiben ins Schuldenbüchle.³ Da brauchte es viel Fingerspitzengefühl im Umgang mit der Kundschaft, denn wenn man den Hahn zudrehte, lieferte die Konkurrenz auf Pump weiter und selber konnte man die Forderungen mit schwarzer Kreide in den Kamin schreiben. Da half es nichts, darüber zu wettern, dass die Weiber eine zu große Hoffart treiben und den Kindern, die man gewöhnlich zum Einkauf schickte, konnte man die Karten sowieso nicht auf den Tisch legen. Es wäre gut gewesen, hätte man auch im Säckler die Verantwortung für den Laden in eine Hand gelegt, aber da gab es Stoßzeiten im Gastbetrieb und erst recht in der Landwirtschaft und so bediente, wer gerade Zeit hatte bis in den späten Abend und am Sonntag jedenfalls am Vormittag. Für eine geregelte Nachbestellung fehlte meistens die Zeit. So war man froh, wenn die sogenannten „Vertreter“ kamen und auf Grund des Bestandes in den Laden und Fächern den zukünftigen Bedarf schätzten, an Kaffeeersatz, Schuhcreme, Bleistiften, Milchsieben und hundert anderen Dingen.

Da hatte der Vertreter einer Tiroler Nudelfabrik das Glück, dass der Vorrat ziemlich erschöpft war. Er schätzte den Bedarf großzügig und konnte zudem versichern, dass seine Firma auch Spaghetti und Macaroni nach Trient, Rovereto und ins Val Sugana liefere. Aus dieser Gegend waren viele Arbeiter nach Dornbirn zugezogen und drum brauchte man von Jahr zu Jahr mehr Teigwaren. Während der Tiroler oben sein Gulasch aß, unterschrieb die Wirtin gern den vollen Bestellschein.

Wenige Tage danach saß der einheimische Kehler Nudler⁴ missgelaunt im Säckler bei einem Kundschafts-Viertel und wusste zu erzählen, dass ihm die Konkurrenz in vielen Läden zugekommen sei. Seine Hoffnung, wenigstens da nicht leer auszugehen, wurde leider enttäuscht, denn wie sollte man noch mehr Nudeln auf Lager nehmen, gerade jetzt, wo immer mehr Kunden aufschreiben ließen.

Eines Tages wurde die Magd kurz vor dem Mittagessen in den Laden geschellt. Die Osperin⁵ wollte schnell Nudeln für die Suppe. Weil das Fach leer war, erinnerte sich die Magd an die Tiroler Lieferung, aber die war nicht zu finden, nicht im Laden, nicht im Unterhaus, nicht im Keller und nicht in der Tenne. Während sich die Osperin mit Sternlein⁶ zufrieden gab, suchte die Magd weiter nach den verschwundenen Nudeln. Beim Essen bestätigte der Knecht, die große Kiste am Bahnhof geholt zu haben. Mit Georg hatte er sie ins Unterhaus getragen, das konnten beide bezeugen. Der Wirt war zum Glück außer Orts und alle hofften, die Kiste doch noch zu finden, bis er wieder da war. Am Abend traute sich die Wirtin den Vorfall zu berichten und hoffte natürlich, der Wirt könnte helfen, das Rätsel zu lösen. Nach längerem Nachdenken konnte er's denn auch: Da hatte eines Abends, es war Mittwoch oder Donnerstag, ein Mann den kleinen Flügel der Haustüre zusätzlich aufgemacht, einen mittelgroßen Handwagen rückwärts ins Unterhaus geschoben und versucht, die dahinter stehende Kiste aufzuladen. Da er das allein unmöglich zustande brachte, sei er, der Wirt, hinzugekommen und habe ihm geholfen. Der Mann habe nachher den kleinen Türflügel wieder gehörig zugemacht und sei davon gefahren, in welche Richtung, wisse er nicht mehr. Er habe den Mann nicht gekannt, aber es sei kein fremdes Gesicht gewesen und auch das „Vergelt's Gott“ habe richtig einheimisch geklungen.



Als sich der erste Ärger gelegt hatte, verkündete der Patron des Hauses der Familie und dem Gesinde die Verhaltensregeln. Erstens durfte nichts an die große Glocke gehängt werden. Weiters wurden alle angewiesen, bei jeder Gelegenheit herumzuhören, ob irgendwo ein Hinweis auf den „Schelm“ aufgeschnappt werden könnte. Die ersten Fühlungsnahmen zeigten aber, dass es sich wohl nicht um einen Spaß handelte und im weiten Bekanntenkreis hatte niemand eine Ahnung von dem Vorfall. Auch das straßenweise Überdenken und Aussieben der für die freche Tat überhaupt in Frage kommenden führte zu nichts. Es war einer, der mit den Verhältnissen gut vertraut war, aber es gab doch keinen einzigen, dem man als Versuchsballon eine Rechnung über die ganzen Nudeln hätte schicken können. Von der Gendarmerie versprach sich der Säckler nichts. Schließlich war es gar nicht sicher, wie ein Richter den Fall auslegen würde und was ihm selbst dabei blühen könnte, von der Blamage ganz abgesehen. Fürs erste bestellte er beim Kehler Nudler die verschwundene Menge nach. Dieser brachte am Abend eigenhändig und frachtfrei die Ersatzware, die gleich unter Verschluss kam. Dann trank er mit dem Säckler zwei halbe Liter zum Trost. Er selbst konnte sich freuen, dass auch das Vierteile der letzten Woche nicht für die Katz war.

Langsam haben auch die wenigen Eingeweihten die Nudelkiste vergessen. Wahrscheinlich hat der kaltblütige Dieb noch zu Lebzeiten für die freche Bereicherung Buße getan, denn es ist nie gehört worden, dass ein Gespenst zur Mitternachtsstunde eine Kiste durch die Straßen des Hatlerdorfs zog.

¹ An der Hatlerstraße zwischen Badgasse und Kapellengasse.

² Die letzten Haushalte wurden im 2. Weltkrieg elektrisch beleuchtet.

³ Die Barzahlung bei Lebensmitteln hat sich erst um 1950 durchgesetzt, als die SPAR dafür eine Begünstigung gab.

⁴ Nudelfabrik an der Kehlerstraße.

⁵ Vulgonaame nach Oswald Huber, geb. 1704.

⁶ Suppeneinlage in Sternform.

Das erste Fahrrad

Im Laufe des letzten Jahrhunderts wurden alle möglichen Tretvehikel konstruiert und auf den Markt gebracht, unter denen sich letzten Endes unser Fahrrad durchsetzte, das in vielen Millionen Exemplaren auf der ganzen Welt gute Dienste tut und das im Zeichen der Gesundheit und des Umweltschutzes wieder von Leuten geschätzt wird, die nicht wegen der mageren Geldtasche zum Radfahren verurteilt sind. Wenn man ein hundertjähriges Fahrrad mit einem heutigen vergleicht, kann man wohl viele Verbesserungen feststellen, aber am Prinzip hat sich nicht viel verändert. Heute lernt man das Radfahren mühelos im Kindesalter; unsere Großeltern oder Urgroßeltern mussten das Balanzieren mühsam üben, wenn sie sich im späteren Alter noch zur Anschaffung eines Rades entschlossen hatten. Vor allem das Aufsteigen auf Herrenräder von rückwärts über den Steigbügel verlangte allerhand Geschick¹ und dort, wo jetzt der Einkaufs-Markt Sutterlüty steht, betrieb ein sogenannter „Radfahrhändler“² eine eigene Fahrschule für die Neulinge unter seinen Kunden.

Immer werden Neuheiten auf dem Markt vorab von der Jugend freudig begrüßt, während sich die älteren Semester meist reserviert verhalten. Wasser auf die Mühlen der zurückhaltenden Eltern war die Einstellung des berühmten Gesundheitspfarrers Sebastian Kneipp³ aus Wörishofen, der bei einem Vortrag im Vereinshaus scharf gegen die Mode des Fahrens mit Velociped Stellung nahm, weil damit, wie er wörtlich sagte, gewisse Körperteile gereizt würden.

Aber auch aus finanziellen Gründen war dafür gesorgt, dass die Radfahrer die Straßen nicht so schnell überfüllten. Höchstens ein Fabrikantensohn konnte sich ein Fahrrad zur Matura oder zum Zwanziger erwarten. Alle anderen mussten sich den Wunsch durch langes, hartes Sparen vom kleinen Trinkgeld erfüllen, das sie jedesmal bekamen, wenn sie den „Zahntag“ der Mutter ablieferten.⁴ Auffällig ist, dass kaum einer das Rauchen aufgab, um schneller zu einem Fahrrad zu kommen, da Nichtraucher, wie es scheint, als unmännlich galten. Aber schließlich erfüllte sich jedem Geduldigen doch einmal der Wunsch,

denn um 1900 lesen wir schon von Klagen über die vielen rücksichtslosen und schnellen Radfahrer und daraufhin wurden die ersten Polizeivorschriften erlassen.⁵ Manch einer musste sein sauer erworbenes Kleinod in der Nachbarschaft einstellen, weil die Eltern nichts davon wissen durften. Der Müller Seppantoni vom Mühlebach hatte sein bar bezahltes Rad lange Zeit in der Tenne unter Heu versteckt, bis die Mutter plötzlich darauf stieß. Auch einem untadeligen Burschen in den Zwanzigern ist in einem solchen Fall die Beichte vor den Eltern nicht leicht gefallen.

Der Marte vom Hatlerdorf hatte einsichtigere Eltern und als ihm nur noch 22 Kronen fehlten, steckte ihm die Mutter diese heimlich zu. So konnte er am Samstagabend nach der Arbeit das funkelnigelnagelneue Waffenrad⁶ abholen und heimschieben, denn fahren hatte er ja noch nicht gelernt. Das wollte er anderntags im Ried einmal probieren. Als ihm das Aufsteigen beim dritten Anlauf gelungen war und er geradeaus auf der Lustenauer Straße dahinfuhr, hatte er ein gutes Gefühl und je weiter er kam, umso selbstverständlicher hielt er sich im Gleichgewicht. Achtgeben musste er auf die Tramschienen⁷, die schon manchem Radfahrer zum Sturz gebracht hatten, doch da er nun schon einmal fuhr, dachte er nicht ans Absteigen und fuhr geradeaus nach Lustenau hinein. Beim Gasthaus „Engel“, wo mehrere Straßen mündeten, sah sich der Neuling auf einmal überfordert. Da kam von Hohenems her ein Pferdegespann und vom Oberfeld⁸ ein Radfahrer.



Außerdem waren etliche Kinder und Erwachsene auf dem Weg in den Rosenkranz, in die „Bisnachtkirche“, wie man in Lustenau sagte. Eigentlich hätte Marte absteigen sollen, aber vor ihm ging ein Mädchen, an dem er doch noch links oder rechts vorbeikommen hätte müssen. War es besser links, nein rechts, nein doch links. Da war es schon zu spät. Er fuhr dem Mädchen von hinten mitten in das Sonntagsgewand, dass es laut schrie und nach vorwärts auf die Straße fiel. Das Täschchen lag auf den Schienen, das Kleid war verschmutzt und als sie aufstand, tropfte Blut aus der Nase. Natürlich ergriffen alle Umstehenden Partei für das Rösle, wie das Mädchen hieß, schimpften mit dem ungeschickten „Braschler“⁹ und einer, der ihn „saudumma Löhle“ nannte, meinte, wenn man das anzeige, komme er ins Loch, damit die Leute wieder sicher seien auf der Straße. Der einzige Trost war dem Marte das Opfer selber, das wieder lächelte, als das Blut nicht mehr floss und treuherzig meinte, am besten sei es, wenn er jetzt mit ihr heimgehe.

Die Eltern auf der Hausbank machten ein verwundertes Gesicht, als das Rösle mit einem Fremden kam und die Mutter merkte gleich, dass das fast neue Kleid nicht nur dreckig war, sondern auch einen „Schranz“ abbekommen hatte. Als alles berichtet war, schickte der Vater nach dem Doktor Schlachter¹⁰, und es war für den Marte wie eine Erlösung aus Höllenqualen zu hören, dass das Mädchen den Sturz mit ein paar Schürfungen überstanden hatte. Er erklärte, den Schaden gern zu ersetzen, er würde jeden Monat einen Gulden¹¹ bringen für den Doktor und für ein neues Kleid. Daraufhin brachte ihm das Rösle ein Glas kühlen Most aus dem Keller und mit der Heimfahrt über das Schweizerhaus endete dieser unvergessliche erste Radausflug.

Als der Marte zum zweiten und dritten Mal ins Haus des Rösle's kam, war er schon ein guter Radfahrer und erhielt nicht nur den obligaten Most, sondern auch einen „Briend“, wie man in diesem Dorf mit der sonderbaren Sprache sagte. Damit begannen dem Marte die monatlichen Besuche zu gefallen, doch wie ein Blitz aus heiterem Himmel trat ein Ereignis ein, das nicht nur das Rösle und ihn, die Dornbirner und die Lustenauer berührte, sondern die ganze Welt erschütterte. Man glaubte in Wien, den bösen Serben, die doch schuld waren am

Mord des Thronfolgers¹², eins aufs Dach geben zu müssen, und schon stand ganz Europa gegeneinander auf. Der Marte musste auf der Alpe Schönenwald¹³ hinter dem First seinen einrückenden Bruder ersetzen und die Lustenauer hatten wegen des Kriegs auch nicht gemerkt, dass Marte schon lang nicht mehr da war, umso mehr als das Rösle bei Verwandten aushelfen musste, wo der Mann in Galizien war. Und als Martes Jahrgang die Assentierung, wie damals die Musterung hieß, hinter sich hatte, wollte er über Drängen seiner Mutter mit den Lustenauern quitt werden. Dort traf er nur Rösles Mutter, mit der er länger über die vielen Verluste und Einschränkungen durch den Krieg redete. Geld wollte sie keines mehr nehmen. „Wir wollen den Herrgott bitten, dass er uns allen über die schwere Zeit hinweghilft. Kehr wieder zu, wenn Du auf Urlaub bist und in die Nähe kommst!“ meinte sie.

Kurz vor Pfingsten wurde die Ausbildung in Martes Kompagnie zu Caldonazzo¹⁴ überraschend unterbrochen. Sie schleppten Waffen und Ausrüstung in hohe Dolomitenberge hinauf, wo noch Schnee lag und wo sie bald den neuen Gegner, die Italiener, kennenlernen sollten.¹⁵ Viele schwere Monate mit Hunger, Kälte, Lawinen und allen erdenklichen Strapazen hatten sie durchzustehen.

Eines Tages kam zur Kompanie ein neuer Zugskommandant, der Fähnrich¹⁶ Kremmel aus Lustenau, und wie sie einmal über die beiderseitigen Bekannten redeten, merkte Marte, dass diesem das Rösle gut gefiel. Eine solche Charge¹⁷ hätte bei einem Mädchen sicher mehr Aussichten, wenn es darauf ankam. Und weil er nichts versäumen wollte, schrieb er ihr in der ersten freien Stunde einen Brief. Leicht war es nicht, sich in der ungewohnten Schriftsprache auszudrücken und sein Wortschatz war sichtlich von dem der Kommandanten und des Feldkuraten¹⁸ geprägt, die zwar auch nicht mehr so oft von Ehre und Gerechtigkeit, sondern mehr von Durchhalten und Opferbringen redeten. „Meine Treffsicherheit hat nicht nachgelassen“, schrieb er, „jetzt hab ich es auf die Verräter abgesehen. Wenn die fertig sind, führt mein erster Weg zu Dir.“ Konnte man es ihm verargen, wenn er nicht daran dachte, dass die Verräter Viktor Emanuel oder so ähnlich hießen und dass der Alpini gegenüber genau so unschuldig den Kopf hinhalten musste wie er und seine Kameraden?

Aber nun folgte Brief auf Brief und Karte auf Karte und als der Marte spät aus der Gefangenschaft heimkehrte¹⁹, kam er nicht mehr zum Rösle um Geld zu bringen. Er brachte das Glück, und sie brachte es ihm. Das Fahrrad aber, das im Leben der beiden eine so große Rolle gespielt hatte, hütete Marte wie ein Kleinod. Andere hatten längst neue Räder, er aber wollte seines nicht um die Burg eintauschen. Wieder war ein grausamer Krieg über die Welt hereingebrochen. Als er zu Ende ging, kehrte Marte vom Volkssturm²⁰ zurück und als er nach vielen turbulenten Tagen wieder mit dem Rad fahren wollte, fand er es nicht. Es war spurlos verschwunden. Ob das ein böses Omen war?

Nun konnte Rösle und Marte in jenem Jahr die silberne Hochzeit feiern und da es fast nichts zum Essen und Trinken gab, wollten sie wenigstens nach Rankweil in die Kirche fahren, wo sie geheiratet hatten. Ein Nachbar hatte einen Opel-Blitz mit Holzgasantrieb.²¹ Vorne neben dem Fahrer saß eng das Jubelpaar, auf der Ladefläche die Angehörigen und nahen Verwandten, so weit sie davongekommen und daheim waren. Am Fuß des Liebfrauenbergs wurde der Blick Martes auf einmal von einem Fahrrad angezogen, das einsam an einer Mauer lehnte. Kein Zweifel, das war sein Rad! Er kannte es an der karierten Satteldecke, am Sprung im Scheinwerferglas, an den Flecken auf der Werkzeugtasche und an der Aufschrift „STOP“ auf dem Katzenauge.²² Marte überzeugte sich, dass niemand von den französischen Besatzungssoldaten²³ zuschaute und schwang das Rad im hohen Bogen auf das Auto. Sein Rad, sein erstes Rad! Das konnte man doch als gutes Omen für das nächste Vierteljahrhundert deuten!

¹ Herrenräder hatten an der Nabe des Hinterrades einen Steigbügel. Dieser wurde in den Dreißigerjahren noch von jenen Männern benutzt, die etwa vor 1880 geboren waren.

² Man pflegte „Radfahrhändler“ und nicht „Fahrradhändler“ zu sagen.

³ Pfarrer Sebastian Kneipp war kurz vor 1900 in Dornbirn zu einem Vortrag im Vereinshaus. Seine Einstellung zum Radfahren ist in jüngeren Ausgaben des Kneipp-Buchs nicht mehr enthalten.

- ⁴ Ledige Burschen und auch Mädchen mussten ihren Verdienst (Zahltag genannt) im Elternhaus abliefern. Sie bekamen gewöhnlich ein Trinkgeld von 10 %.
- ⁵ Im Gemeindeblatt wurden die rücksichtslosen Radfahrer regelmäßig gewarnt.
- ⁶ Aus der Waffenfabrik Steyr in Oberösterreich.
- ⁷ Straßenbahn Dornbirn-Lustenau seit 1902.
- ⁹ Kaiser-Franz-Josef-Straße.
- ⁹ Braschler = Angeber, neben Süesslar ein Ortsübername für die Dornbirner.
- ¹⁰ Hausbesuche der Ärzte rund um die Uhr waren selbstverständlich.
- ¹¹ Obwohl schon lange die Kronenwährung galt, benützte man im Volksmund alte Ausdrücke. 1 Gulden waren 2 Kronen.
- ¹² 28.6.1914 in Sarajewo.
- ¹³ Im Mellental zwischen Haslach und Altenhof, alles Dornbirner Alpen.
- ¹⁴ Damals Welsch-Tirol, südöstlich von Trient.
- ¹⁵ Kriegserklärung Italiens am 23.5.1915.
- ¹⁶ Unterster Offiziersrang.
- ¹⁷ Österreichischer Ausdruck für Dienstrang.
- ¹⁸ Geistlicher Betreuer im Regiment.
- ¹⁹ Die Gefangennahme ganzer österreichischer Regimente bei der Kapitulation 1918 wird in der Literatur nicht einheitlich beurteilt.
- ²⁰ Letztes Aufgebot vor Kriegsende 1945.
- ²¹ Kriegsbedingter Antriebsstoff durch Verbrennung von Holz wegen Fehlens von Erdölprodukten.
- ²² Anstatt eines Schlusslichtes war nur ein Reflektor vorgeschrieben.
- ²³ Ab Mai 1945 war Vorarlberg von französischen Truppen besetzt, anfangs waren es vor allem Marokkaner.

Gut sein, trägt Zinsen

In unserer Zeit, in der jeder nach der öffentlichen Hand schreit, wenn er glaubt, dass es ihm nicht ganz so gut geht, wie seinem Nachbar, lässt sich der Existenzkampf einer kinderreichen Witwe vor etwa drei Generationen nur schwer eindringlich schildern. Eine Kuh, ein bisschen Wiese und Ackerland und eine Handstickmaschine standen auf der einen Seite, hungrige Kinder, ein schadhaftes Hausdach und noch Schulden vom Vater selig auf der anderen. Da brauchte die Witwe Luger neben viel Gottvertrauen ein besonderes Talent, damit sich nicht noch mehr Schulden häuften. Sie machte es sicher nicht wie das Harzer Wible, von der erzählt wird, sie habe den ganzen Tag über im Wald Harz gekratzt, damit sie in der Nacht Licht zum Sticken habe.¹ Aber wenn die Kleinen schon lang schliefen, saß sie emsig bei der Arbeit und wenn sie endlich im Bett lag, drückten sie die Sorgen doppelt, bis sie vom Schlaf erlöst wurde.

Toni, der Älteste von den Buben, musste schon mit 10 Jahren in die Ziegelhütte und wenn dort der Gewerbeinspektor kam, schickte man ihn und andere Schulpflichtige ins Haslach hinaus. Jene, die in Wien die Gesetze machten, hatten wenig Ahnung von den Einzelschicksalen. Wenn die Not dazu zwang, dass Kinder verdienen mussten, bekamen die Unternehmer leicht billige Arbeitskräfte. Gesünder als die Fabrik oder Ziegelhütte war die Arbeit als Hütebub bei einem Bauern. Ins Schwabenland² kam der Toni nicht, weil es doch auch im Haus und drum herum so manche Männerarbeit gab und die Mutter vielleicht mehr Heimweh nach ihm gehabt hätte, als umgekehrt. Einmal hatte sein Bauer ein großes Stück dürres Heu ausgebreitet, auf dornbirnerisch „z'wittischt“ liegen, als sich gegen Altstätten zu schnell ein Gewitter zusammenbraute. Und weil das Heu trocken unter Dach kommen sollte, musste auch der Toni mit dem schweren großen Rechen seinen Mann stellen. Als das Pferd nach eiligem Gabeln und nicht ohne Fluchen die beiden Fuder endlich heimwärts zog und die ersten Tropfen auf den heißen Boden fielen, merkte Toni erst, wie durstig er war. Er schöpfte mit der Hand das kalte Wasser des Erlösenbachs³ und am Abend lag er fiebrig im Bett. Nach schlafloser Nacht schickte

die Mutter nach der Ibsmüllerin⁴, die in Wörishofen einen Kneipp-Kurs gemacht hatte. Diese wechselte eilig Wickel um Wickel und riet nachdrücklich, den Doktor zu holen, der dann eine schwere Lungenentzündung feststellte. Tagelang wälzte sich Toni im Bett und redete im Fieber vom Sterben des „Dätta“⁵, von einer Kreuzotter und vom Klushund. Schließlich ging es mit ihm wieder bergauf. Als der Doktor das letzte Mal da war, riet er zur Schonung. Wenn man schon auf seinen Verdienst angewiesen sei, dann nicht zu streng und an der frischen Luft. Drei Kronen und vierzig Heller standen auf dem Honorarzettel, vor dem sich die Mutter umsomehr zu fürchten begann, je mehr die Genesung fortgeschritten war. Sie reichte mit zitternder Hand dem Doktor die einzige Krone, die sie im Haus hatte und flehte unter Tränen, das andere langsam abstottern zu dürfen. Das griff dem Doktor ans Herz. Er zerriss den Zettel in viele Stücke mit den Worten: „Kauf für die Krone den Kindern Brot, dann sind wir eben.“ Das war wie ein Wunder und ähnliche Wunder gab es noch etliche, bis die Kinder aus dem Schlimmsten heraußen waren. Toni konnte sich, als die Geschwister verdienten, sogar beim Rüschi⁶ eine Lehre leisten und hat den Staub in der Werkstätte ohne Schaden ertragen.

Erst als er zu Anfang des Krieges ohne rechte Ausrüstung im galizischen Winter strengen Frontdienst tun musste, schlug sich das wieder auf die Lunge. Über etliche Stationen kam er zurück bis nach Miskolc und als es ihm langsam wieder besser ging, begann er auch die gute Seite dieser Erkrankung richtig einzuschätzen. Schließlich war er schon lang genug Soldat, um zu merken, dass sich der Patriotismus in den Tagesbefehlen sehr gut ausnahm, dass sich aber doch jeder selbst der Nächste war und dass daneben nur noch die guten Kameraden und die Lieben in der fernen Heimat zählten. Als der Rechnungsoffizier des Lazarets einen Diener suchte, meldete sich Toni vorlaut, obwohl er ja nicht zum Personal, sondern zu den Patienten zählte. Diese Stelle mag dazu beigetragen haben, dass sich sein Aufenthalt in der großen ungarischen Stadt mit fast friedensmäßiger Versorgung in die Länge zog. Weil aber der Krieg zum Bummelzug wurde und immer mehr Leute brauchte, reisten Kommissionen von Lazarett zu Lazarett, um mobil zu machen, was nur ir-

gendwie ging. Da machte der Spruch die Runde, man müsse den Kopf auf dem Arm tragen, um nicht feldtauglich zu sein.

Auch Toni hatte sich schon ausrechnen können, dass die schönen Tage von Miskolc vorüber sind. Da trat unvermutet ein Stabsarzt auf ihn zu und sagte: „Sie kenn ich doch, Sie sind doch ein Luger aus Dornbirn.“ Toni hatte sonst keine Vorarlberger Kameraden um sich und deshalb tat ihm die Begegnung besonders wohl. „Als Bub hab’ ich Dir helfen können. Ob ich’s jetzt kann, weiß ich nicht.“ Und zum Obersten gewendet gab er seiner Meinung freien Lauf: „Dieser Mann stammt aus meiner Heimat. Schon als Kind hab ich ihn bei akuter Pneumonia behandelt. Wie ich weiß, ist die Pneumonie in seiner Familie latent.“ Auf des Obersten Frage, was er denn vorschlage, meinte der Stabsarzt aus Dornbirn: „Eine Beurlaubung nach Hause, besser noch die Entlassung, würde nicht nur diesem Mann gut tun. Ein Contagium könnte bei diesen kriegsbedingten Verhältnissen vielen Kameraden zum Verhängnis werden und wäre wohl nicht zu verantworten.“



Wenige Stunden später war Toni nach Stadl-Paura⁷ in Marsch gesetzt und nach etlichen Tagen arbeitete er schon auf Mutters Acker auf dem Wallenmahd. Eine Uniform verpasste man ihm erst dreißig Jahre später nochmals und im Übrigen war er gesund bis ins hohe Alter. Als aber der Doktor auf Urlaub kam, der dem Toni zweimal geholfen hatte, lag die Mutter, inzwischen grau und runzelig geworden, wieder wach und sinnend im Bett. Wie konnte sie sich in dieser Zeit, in der alles bettelarm geworden war, erkenntlich zeigen. Weil sie gleichzeitig auch darüber nachdenken musste, womit man die Sau weiter füttern konnte, stand der Zug, der beide Probleme löste, eigentlich schon fest. Es gab im Luger-Haus eine Schlachtung. Am Abend trug der Toni in einem Rucksack Fleisch und Würste in das Haus des Doktors.

Dieser saß sinnend im Lehnstuhl. So viel Leid und Schmerz hatte er in letzter Zeit erlebt und niemand wusste, was noch bevorstand. Konnte ein Herrgott das alles wollen? Als die Doktorsfrau den Toni in den Salon führte und das Schlachtpresent erwähnte, da hellten sich die Züge des Stabarztes auf. „Das soll auch für Dich eine Lehre sein, Luger, gut sein, trägt Zinsen,“ meinte er, „irgendwie werden alle Schrecknisse dieses unsinnigen Völkerkrieges überstrahlt vom Wirken der guten Menschen.“

¹ Baumharz wurde neben Schmalz und Wachs vielfach zur Beleuchtung verwendet.

² Die Kinderverschickung ins „Schwabentland“ war vor 100 Jahren noch gewöhnlich. Junge Historiker haben das Thema plötzlich wieder entdeckt.

³ Quellbach unterhalb des Hatlerdorfs. Man konnte das Wasser, was die Reinheit betraf, problemlos trinken.

⁴ Vulgoname nach den Betreibern der Gipsmühle an der heutigen Bildgasse.

⁵ Volkstümlich für Vater.

⁶ Eisenwerk Rüschi an der Stelle der heutigen Inatura.

⁷ Stadl-Paura bei Lambach in Oberösterreich, Standort des Regimentskaders, da Trient in der Kriegszone lag.

Aus dem Leben des Schmalzpfarrers

Das Schmalz war zu allen Zeiten ein wichtiger Bestandteil der Ernährung und erst in neuer Zeit, in der die meiste Arbeit durch die Maschine ersetzt ist und überallhin Fahrstraßen führen, müssen viele den Fettverbrauch gewaltsam einschränken. Man müsste sich wundern, wenn es unter den vielen Eigennamen, die uns in Dornbirn überliefert sind, nicht auch solche gäbe, die von der Gottesgabe Schmalz hergeleitet sind. Da gab es einen Schmalzwinkel, einen Schmalzerbach und ein Schmalzmähdle und es ist nicht einfach zu erraten, wie solche Namen im Einzelfall entstanden sein können. Da einst Schmalzabgaben für das „Ewige Licht“ in der Kirche von bestimmten Grundstücken zu leisten waren, wird vor allem bei recht alten Quellen ein Zusammenhang damit vermutet. Es können aber auch die Schmalzblätter, die in der Botanik Huflattich¹ heißen, namengebend geworden sein oder etwa die Schmalzblume, die im „noblen Häß“ Sumpfdotterblume² heißt. Da die ersteren wohl deshalb so genannt werden, weil darin zur papierarmen Zeit Butter eingewickelt wurde, die letzteren aber eher wegen der fett glänzenden Blätter als wegen der gelben Blütenfarbe, erkennen wir, wie unerschöpflich das simple Thema ist, kaum dass es angefasst wurde. Auch unter den Haus- und Übernamen geht es nicht ohne Schmalz ab und wenn man diese in die Reihe stellt, dann fällt ein Zusammenhang mit dem Krämerberuf auf. So war auch der Schmalzer³ in der Haselstauden ein Krämer, bei dem man alles kaufen konnte, was man sowieso nicht selbst hatte: Kaffeersatz, Petroleum, Peitschenschnüre und Barendreck. Natürlich hätte der Schmalzer von seinem Laden allein nicht leben können und war daher wie jeder andere tüchtige Hausvater um andere Einkünfte eifrig bemüht. Als beim Bau des Fußacher Rheindurchstichs etliche hundert Trentiner Arbeiter in den kleinen Steinbruch kamen⁴, wagte er dort die Errichtung eines Gasthauses.⁵ Zusätzlich gab es in jener Gegend genug billige Gründe für eine rentable Landwirtschaft, so dass man auch leben konnte, wenn, was Gott verhüten mochte, die Arbeiten am Berg einmal zu Ende sein würden. Aber nun wurde gebaut und wenn man in Fußach fertig war, wollte man in Diepoldsau weiter machen.⁶ Jedenfalls brachten die vielen Gäste Geld, das der Schmalzer gut investierte, in Grundstücke und im Steinbruch.

Markus, der einzige Sohn und künftige Erbe, sollte jedenfalls gründlich geschult und ausgebildet werden. Wenn damals einer ins Gymnasium ging, hatte das für einfache Leute nur dann einen Sinn, wenn er Pfarrer wurde, denn zum Bauern, Wirten und Steine Sprengen brauchte man kein Latein. Es mag daher Leute gegeben haben, die sich schon auf die Primiz gefreut haben, kaum dass sie des jungen Schmalzers einmal mit der Studentenmütze ansichtig wurden. Der Sinn des Vaters stand sicher, auch wenn er noch so fromm war, nach einem tüchtigen Nachfolger für seine Unternehmungen, aber bis es so weit war, floss sowie so noch viel Wasser über die Diepoldsauer Schleife den Rhein hinunter. Vorläufig brachte der junge Schmalzer gute Zeugnisse und stellte sich zur Ferienzeit in den Geschäften des Vaters „köhrig“⁴⁷ an. Man konnte also zufrieden sagen: „Kommt Zeit, kommt Rat“. Als aber die Matura näher kam, sah der alte Schmalzer ein, dass er sich wohl oder übel einem höheren Rat fügen musste. Der Bub wollte tatsächlich Pfarrer werden. Ob ihn ein Professor zielstrebig in diese Richtung drängte, ob er mit einem Mädchen ein unliebsames Erlebnis hatte, oder ob er einfach im stillen Kämmerlein in sich gegangen war, ist nicht mehr wichtig.



Jedenfalls kam er nun im Talar in die Ferien und damit war er für die Leute schon ein Pfarrer, auch wenn er fleißig auf des Vaters Feldern werkte. Während er in Brixen über den Büchern saß, konnte er nicht wissen, wie notwendig der alternde Vater seine Hilfe gebraucht hätte. Dieser hatte Ärger mit Diensthöfen, es lief im Stall nicht alles eben und im Steinbruch waren die Entscheidungen auch immer schwerer. Das alles mag dazu beigetragen haben, dass er von einer Krankheit, die zuerst nicht böse ausgesehen hatte, nicht mehr aufgestanden ist.

Nun stand es für den jungen Schmalzer fest, dass er in die Fußstapfen des Vaters treten müsse, wenigstens vorläufig, und wieder war zu hoffen, dass die Zeit weitere Entschlüsse reifen würde. Weil er für die Leute ein halber Pfarrer war, brauchte es nicht lang, bis sich neben dem alten Namen Schmalzer auch der Name Schmalzpfarrer durchgesetzt hatte. Für manchen, der lieber ins Wirtshaus ging als in die Kirche, kein geringer Trost. Da konnte er der Frau jeden Sonntag erzählen, was der Pfarrer gesagt habe. Ins Seminar aber führte kein Weg zurück. Die Geschäfte brauchten den ganzen Schmalzpfarrer. Trotzdem unterhielt er gute Verbindung mit seinen Kollegen von Feldkirch und Brixen. Verglichen mit manchem anderen stand er gut da. In der schweren Zeit, die kam, hatte er Arbeit, Essen und ein Dach über dem Kopf und mehrere seiner Mitschüler klopfen bei ihm an und fanden Arbeit und Brot. Darunter war auch ein promovierter Mediziner, den der Weltkrieg auf die schiefe Bahn geworfen hatte, und bei dem oftmals arme Leute ohne Krankenkasse für einen Schilling ein Rezept holten. Ein anderer treuer Mitarbeiter war ein Verwandter aus Welsch-Tirol mit dem Namen des Künstlers Tizian, für den die Eltern ebenfalls eine bessere Laufbahn vorausberechnet hatten. Der Schmalzpfarrer war mit diesen Leuten doppelt gestellt, weil sie das wenige, das sie am Tag verdienten, am Abend bei ihm ausgaben, manchmal vielleicht schon im Voraus. Außerdem tat es dem verhinderten Pfarrer sicher wohl, humanistisch gebildete Leute um sich zu haben, denen wiederum diese Gesellschaft und dieses Haus einen Halt gegen totale Versumpfung bot.

Einmal kam in der Abenddämmerung ein Kapuziner vorbei, um Feldfrüchte für das Kloster zu erbitten.⁹ Da saß das männliche Personal

des Schmalzpfarrers am Wirtshaustisch beim Most und sie drängten den Pater, doch bei ihnen Platz zu nehmen. Weil es der letzte Ort war und der Weg ins Kloster doch noch recht weit, ließ er sich in der Meinung überreden, hier unter primitive Saufkumpane geraten zu sein. Aber wie staunte da der Jünger des heiligen Franziskus, als die unrasierten und ärmlich gekleideten Männer fließend Horaz und Vergil zitierten und der Wirt im kanonischen Recht besser Bescheid wusste, als er selber. Da musste man auch den begleitenden Mesner und die Ministranten noch bewirten, denn dem Gottesmann gefiel es in dieser Runde mehr und mehr. Wie man erzählt, habe man ihn zu später Stunde auf dem Leiterwagen nach Haus geführt.

In der Dreißigerjahren ging der Absatz im Steinbruch immer mehr zurück und die wenigen Gäste in Schmalzpfarrers Wirtsstube diskutierten heftig darüber, auf welche Weise man wieder bessere Zeiten anbahnen könnte. Immer lauter wurden jene Gäste, die sich von Norden her eine totale Verbesserung der Lage versprachen. In den Kavernen des Steinbruchs wurden verbotene Großversammlungen abgehalten und die Anhänger jener Idee konnten es nicht glauben, dass ein krisengeschüttelter Unternehmer skeptisch, ja ablehnend sein konnte, wo sich doch immer mehr Leute mit gutem Grund vom starken Mann⁹ gesicherten Wohlstand in langen, glücklichen Jahren erhofften. Als sich das Blatt über Nacht gewendet hatte, war der Schmalzpfarrer als Volksfeind schon aufgeschrieben. Zu Anfang April fuhr dieser mit seiner Kutsche durch die übertrieben fahngeschmückten Straßen Dornbirns. Da sah er, wie Arbeiter Papier- oder Stoffrollen an Schüler austeilten. Es waren Transparente mit Sprüchen, die zur Dekoration beim Empfang des Gauleiters Bürckel¹⁰ vorgesehen waren. Da das „Unternehmen Otto“¹¹ in Deutschland doch nicht ganz präzise geplant war, gab es mehr Transparente als Stangen und deshalb bekam auch der Schmalzpfarrer eine Rolle. Am anderen Tag prangte über die ganze Breite des Stadels in großen Lettern das Bürckel-Zitat: „Wer sich seiner Arbeit schämt, gehört nicht zu uns.“ Zu diesem Wort konnte auch der Schmalzpfarrer stehen und vielleicht haben die neuen Machthaber wieder Hoffnung gefasst, dass er im Siegesrausch der letzten Tage bekehrt worden sei.

Als aber gegen Ende des Krieges auch die andere Seite wieder aktiv wurde, war das Gasthaus am Klien ein günstiger Schlupfwinkel. Da schon Leute zur Gestapo geladen wurden, die nur den Schweizer Wetterbericht abgehört hatten, kann es eine winzige Kleinigkeit gewesen sein, die dem Wirt zum Verhängnis wurde. In dieser abnormalen Zeit hatte mancher Pfarrer Berührungspunkte mit Polizei und Justiz.¹² Nach dem Volksmund müsste man die Liste noch ergänzen um den Schmalzpfarrer.

¹ Tussilago.

² Caltha palustris.

³ Haselstauderstraße 10.

⁴ Um 1900.

⁵ Gasthaus zum Breiten Berg.

⁶ Der Diepoldsauer Rheindurchstich wurde noch vor 1914 begonnen aber wegen des Krieges erst 1923 fertiggestellt.

⁷ Geschickt.

⁸ Das Kapuzinerkloster Dornbirn veranstaltete alljährlich im Herbst eine Naturaliensammlung. Der jeweilige Pfarrmesner und freiwillige Ministranten begleiteten den beauftragten Pater und zogen den Wagen.

⁹ Adolf Hitler.

¹⁰ Beauftragter für den Anschluss Österreichs an Deutschland.

¹¹ Deckname für den geplanten Einmarsch in Österreich für den Fall einer Rückkehr der Habsburger.

¹² August Hinteregger, Vorarlberger Priester in den Jahren der Bedrängnis, Bildstein 1988.

Auf den Spuren alter Dornbirner

Die Danner in Dornbirn

Franz Albrich

In der Familienüberlieferung der Dornbirner Danner wird erzählt, dass Michael Danner (Thanner) um das Jahr 1600 aus religiösen Gründen aus Herisau im Kanton Appenzell weggehen musste und in die hiesige Gemeinde kam. Dies schreibt auch Rudolf Hämmerle in seiner „Geschichte der Familie Rhomberg“.¹ Dieser Überlieferung soll nun hier nachgegangen werden. Um jene Zeit vollzog sich in unserem Nachbarland in den einzelnen Kantonen und Gemeinden weitgehend die Trennung von Katholiken und Reformierten. So war es auch im Kanton Appenzell. Dieser Kanton teilte sich 1597 in den katholischen Teil Innerrhoden und das reformierte Außerrhoden.²

Nach den Grundsätzen des Augsburger Religionsfriedens von 1555 – „Wes das Land, des die Religion“ (cuius regio, eius religio) –, mussten zuerst die Anhänger Luthers bzw. Zwinglis den katholischen Halbkanton Innerrhoden verlassen. Als selbstverständliche Reaktion entschloss sich Außerrhoden unter umgekehrten Vorzeichen zum gleichen Schritt und verwies seinerseits am 6. Mai 1599 auf der Landsgemeinde in Herisau die Katholiken aus seinem Gebiet.³ Den Katholischen gab man einen Monat Frist, entweder zur reformierten Konfession überzutreten oder aber das Land in diesem Zeitraum zu verlassen. Später verlängerte man die Frist auf ein halbes Jahr um ihnen genügend Zeit zu geben, ihren festen Besitz zu veräußern.⁴ Michael Danner blieb katholisch und wanderte nach Dornbirn aus. Soweit die Familienüberlieferung.

Dieser durch keinerlei schriftliche Quellen belegten Version steht die Eintragung im Einwanderungsverzeichnis für die Jahre 1585 bis 1603 des Amtmannes der Emser in Dornbirn, Peter von Riedt, entgegen. Dort steht, dass in dieser Zeitspanne Michael Danner aus dem „Schwabenlandt“ im „Niderdorfer Vierenthail“ (heute I. Bezirk) zugewandert ist. Dies ist auch die einzige zeitgenössische Quelle, in der der Zuzug Michael Danners belegt ist.⁵ Eine Zuwanderung Michael Danners aus

dem süddeutschen Raum wäre zweifellos plausibel, da auch in dieser Region der Name Danner noch heute vorkommt. Der Widerspruch erklärt sich dadurch, dass Appenzell damals mitunter zu Schwaben gezählt wurde.⁶

Wann genau Michael Danner (Thanner), der als erster Danner im Dornbirner Familienbuch⁷ genannt wird, seine alte Heimat – entweder im Appenzell oder im Schwabenland – verlassen hat, kann leider nicht zurückverfolgt werden. Urkunden aus jener Zeit in den Appenzeller Landesarchiven sind nach Mitteilung der zuständigen Archivare sehr lückenhaft⁸ und bei Peter von Riedt fehlen genauere Angaben zum möglichen Herkunftsort im Schwabenland.

Hier im alten Dornbirn scheint Michael Danner jedenfalls erstmals in der Vorarlberger Musterrolle von 1621 als Besitzer einer Rüstung auf.⁹ In diesem Verzeichnis wurden alle wehrfähigen Männer zwischen dem 20sten und 60sten Lebensjahr erfasst.¹⁰ Im Pfarrurbar von St. Martin aus dem Jahre 1655 wird Michael Danner 1629 als Grundbesitzer angeführt. Es heißt dort u.a.:

„Jakob Mattheys d. Alt zu Dornbyren zinst St. Martins Frühmeß Pfründt zu Dornbyren jährlich uff St. Martin von einer Mansmadt Wisse in oberen Mittebrunnen Mädern, under dem Niederdorff gelegen, stoß an Jakob Rüffen, zum anderen an Michael Danner, drittens an die Gemaint und zum vierten an Georg Albrich dem Schmid.“¹¹

1639 erbaut er am Kirchplatz das Gasthaus zum „Engel“, das heute als „Rotes Haus“ ein Wahrzeichen Dornbirns ist.¹² Nach dem Familienbuch heiratete Michael Danner mit Verena Rhomberg in ein hochangesehenes und wohlhabendes Dornbirner Geschlecht ein.¹³ Sie war die Tochter des Ratsherren Ulrich Rhomberg und der Magdalena Mäser, einer Tochter des Ammanns Martin Mäser. Ihr Bruder Thomas Rhomberg war der Hauptmann der Dornbirner Schützen im Kampf gegen die Schweden und fiel am 4. Jänner 1647 bei der Verteidigung von Brengenz.¹⁴ Wenn im Familienbuch bei Michael Danner „Ammann“ steht, dürfte es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um eine Verwechslung mit seinem gleichnamigen Sohn handeln, der von 1684 bis 1686 von 1690 bis 1692 und von 1700 bis 1701 als Dornbirner Ammann die Ur-

kunden siegelte.¹⁵ Michael Danner sen. kommt hingegen in keinem Dornbirner Ammännerverzeichnis vor.

Als sein Sohn scheint im Familienbuch nur der um 1627 geborene Michael jun. auf. Aber auch Martin¹⁶, der mit Maria Seiler verheiratet war, dessen Linie jedoch mit dem Sohn Jakob ausstirbt, dürfte ein Kind des Einwanderers gewesen sein. Michael Danner jun. heiratete die um 1635 geborene Bäckerstochter Magdalena Feurstein vom Niederdorf (Markt). Sie hatten gemeinsam nicht weniger als 14 Kinder.¹⁷ Von ihm ist noch das Siegel erhalten, das weitgehend das Wappen der Rhomberg ist. Auch dies zeigt den stehenden Löwen mit dem geringelten Schwanz. Dieses Siegel haben mit wenig Änderungen auch die noch folgenden zwei Danner-Ammänner übernommen. Von Michael Danner wird auch berichtet, dass er in einer der Zwischenperioden als Alt-Ammann 1696 Strafe zahlen musste, da er an einem Feiertag Bregenzerwälder Garn außer Landes führen ließ.¹⁸ Dies ist wohl der erste Hinweis darauf, dass sich die Danner früh schon in das Textilwesen einbrachten. Er starb zwischen dem 24. Mai 1701 und dem 30. Oktober 1703.¹⁹ Zwei seiner Söhne wurden Priester, einer folgte ihm als Wirt

Das „Rote Haus“ am Marktplatz ist das Stammhaus der Familie Danner.



nach. Sein erster Sohn Johann, geb. am 16. Mai 1659, war Mag. phil. und von 1690 bis 1704 Pfarrer von Dornbirn. Im Jahrtagsbuch der Pfarrei St. Martin wird er als der „hl. Schrift Doktor“ angeführt. Er starb am 13. November 1737 in Wien.²⁰

Sohn Franz (1665-1743) trat in die Fußstapfen seines Vaters und war durch drei längere Perioden hindurch Ammann seiner Heimatgemeinde. Auch er war „Engelwirt“ und der Großteil der Sitzungen dürfte nach damaligem Brauch in seiner Wirtsstube stattgefunden haben. Franz Danner war im Rechnungsjahr 1729/30 auch jener Wirt in Dornbirn, der mit großem Abstand das höchste „Umgeld“ (heute Getränkesteuer, Anm. Verf.) für den Weinverkauf an die Gemeinde abliefern musste.²¹ Sein 1698 geborener Sohn Michael war der dritte und letzte der Danner-Ammänner in Dornbirn. Verheiratet war er mit Franziska Wehinger,²² der Tochter des Ammanns Zacharias Wehinger. Er starb 1745 im Alter von 46 Jahren. Mit seinem Sohn Franz stirbt diese Danner-Linie in männlicher Folge aus.



Franz Danner (1665-1743), Ammann des Gerichts Dornbirn.

Marx (1667-1699), Sohn des Ammanns Michael jun., war Pfarrer am Sulzberg. Von ihm wird erzählt, dass er im Pfarrhof von Geistern verfolgt wurde. Einer seiner Nachfolger, Pfarrer Hainzel berichtet darüber in seinem Urbar:

„Wegen disem Pfarrhauß habe nit ohne Ursach dises hier wollen beschreiben: nämlichen, daß sowohl im alten, als dermahligen neuen Hausse, von den Zeiten an des Herrn Pfarrers Marx Danner, so mit benedicieren umgange, darbey auch sein junges Leben eingebüset, bis

anhero, besonders auff heilige Zeiten, ein Polttergeist vermerkht und verspieret worden wie nit nur ich, meine Hausgenossen, sondern unter vorigen Pfarrern ihre Tagwerkher villmal gehört haben entweders mit gewaltigem Werfen in der Höche, mit hin und her Rauschen, besonders in der hinteren oberen Kammer gegen die Linden hinauß, mit Feilen an eissernen Stänglein, so ich gar viell in der Nacht gehöret, auch dann und wann meine Gäst, so ich beherbeget, molestiert hat, mit den Fürhän-gen hin und herziehen, auf sie liegen (d.i. hinaufliegen, Anm. Verf.), das Bett hinwegziehen u.s.w., doch weiteres Niemanden Schaden zugefü-egget. Es hat aber auch Zeiten geben, da man (ein) ganzes Jahr nichts vermerkhet. Es hat dises Poltterweesen den Herrn Pfarrer Danner also geplaget, daß Er ohne Leith in seiner Kammer nit mehr hat ruhen kön-nen, welche so bey ihme gewessen selber erzellet. In andereen übrigen Zimmern hat man niemahl was verspüret, ausser, wie gemeldt, in der oberen hinteren Kammer, so da ob der Kuchel-Kammer war.“

Diesem Bericht des Pfarrers Hainzel fügte dessen zweiter Nachfolger, der Dornbirner Franz Martin Rhomberg vor seinem Weggange im Jahre 1747 auf die Pfarre Lingenau folgende Worte bei: „Endesgeschriebener bezeuget, dass er im 21. Jahr seines Daseyns niemahl waß vom oben angeführten verspüret habe.“ Ein weiterer Nachfolger setzte noch hin-zu: „Dieß ist eine lautere Dummheit und wahre Narrheit vom Pfarrer Marx Danner.“²³

Der 1661 geborene Martin, der zweite Sohn von Michael jun., führte mit seiner Ehefrau Maria Barbara Herburger, der Schwester des Am-manns Anton Herburger, den Danner-Stamm weiter.²⁴ Sie hatten zwölf Kinder, von denen ein Sohn Pfarrer im Ebnit²⁵, eine Tochter Klosterfrau bei den Dominikanerinnen in St. Peter zu Bludenz war²⁶.

Der 1686 geborene Sohn Johann war das älteste Kind der Familie und führte als einziger die Danner-Linie in Dornbirn weiter. Er heiratete Ka-tharina Wehinger, eine Tochter des Ammanns Zacharias Wehinger. Von ihren neun Kindern traten drei Töchter als Ordensfrauen in ein Kloster ein, und zwar zwei im Kloster Grimmenstein im benachbarten Walzen-hausen²⁷, die dritte war als Schwester Magdalena über 20 Jahre Priorin

des Dominikanerklosters Altstadt. Von ihr berichtet Rudolf Hämmerle in seiner „Geschichte der Familie Rhomberg“, dass sie als verdienstvolle Oberin des genannten Klosters einen von der Kaiserin Maria Theresia eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen Brief erhalten habe, der in seinem Besitze sei. Darin bittet sie diese, mit ihren Schwestern eine Novene (neuntägige Andacht, der Verf.) abzuhalten, da sie „zur Zeit großen Beystand nöthig habe“.²⁸ Ihr Bruder Martin (geb. 1725) übersiedelte nach Feldkirch und war dort Landschreiber und Rentmeister. Er stand seiner Schwester in Altstadt immer wieder hilfreich zur Seite.²⁹ Er war der Urgroßvater des österreichischen Lyrikers Hermann v. Gilm (1812-1854), „der Zeitlebens zu Dornbirn gute Beziehungen unterhielt“. Seine Mutter Aloisia von Gilm zu Rosenegg, starb am 22. Oktober 1816 in Dornbirn und wurde neben der Pfarrkirche St. Martin beerdigt.³⁰ Ihr Grabstein zierte bis zur Renovierung um 1970 die Südwand der Stadtpfarrkirche St. Martin. Der Vater des Dichters, Johann Nepomuk v. Gilm, war zur Zeit des Todes seiner Gattin k.k. Landrichter in Dornbirn.³¹

Johanns zweiter Sohn Josef (1720-1772) war dreimal verheiratet. Er wird durch alle drei Ehen hindurch stets als Stabhalter, d.h. Vertreter des Ammanns bezeichnet.³² Seine erste Frau war Gertrud Raiz aus Salem. Das Ehepaar führte das Gasthaus zum „Lamm“, das an der Stelle

Das Gasthaus Lamm, das bis Mitte des 19. Jahrhunderts an der Stelle des heutigen Bertolini-Hauses stand, wurde über mehrere Generationen lang von der Familie Danner betrieben.



des heutigen Bertolini-Hauses stand.³³ Sie hatten acht Kinder, von denen vier im Kindesalter starben.³⁴

Ihr 1745 geborener ältester Sohn Peter trat unmittelbar nach seiner Priesterweihe den Dienst als Hofkaplan des deutschen Grafen Thurn an dessen Schweizer Wohnsitz in Wartegg am Rorschacher Berg an. Dort verblieb er 32 Jahre bis zu seinem Tode im Jahre 1807. Nach seinem Ableben gab es langwierige Erbschaftsverhandlungen zwischen den Verwandten in Dornbirn und dem Kanton St. Gallen. Dieser betrachtete ihn als Schweizer Bürger und verlangte daher auch für sein Vermögen in Österreich Erbschaftssteuer.³⁵ Der zweite der beiden Söhne, Johannes (geb. 1746), war mit Franziska Rhomberg verheiratet, einer Tochter des Ammanns Kaspar Rhomberg vom Oberdorf.³⁶ Die Tochter Maria Ursula (1754-1808) heiratete den Ammann und Hirschenwirt Franz Martin Rhomberg.

In zweiter Ehe war Josef Danner mit Anastasia Rhomberg, Tochter des Johann Michael Rhomberg, verheiratet. Aus dieser Verbindung gingen fünf Kinder hervor. Eine Tochter heiratete den Ammann Franz Xaver Zumtobel, die andere den Ammannssohn Thomas Rhomberg. Der Sohn Martin (1765-1802) wird im Familienbuch immer noch als „Engelwirt“ geführt.³⁷ Er nahm eine Danner zur Frau. Auch hier ging mit ihrem Sohn Franz Xaver (1793-1870), der die Bauerntochter Katharina Mayer von der Saubrach im Hatlerdorf heiratete, der männliche Stamm zu Ende.³⁸

Als Stabhalter war Josef Danner in einer bedeutenden Zeit der Dornbirner Ortsgeschichte tätig. Da die Emser Grafen im Mannesstamm 1759 ausgestorben waren, fiel die Reichsgrafschaft Hohenems an den Kaiser zurück. Gräfin Rebekka als Erbin des verbliebenen Eigentums



Maria Ursula Danner (1754-1808), Tochter des Stabhalters Franz Josef Danner (1720-1772), Gattin von Franz Martin Rhomberg (1741-1812), Ammann und Hirschenwirt.

war bald zu dessen Verkauf bereit. Dazu gehörten auch alle Rechte und Güter der Emser in Dornbirn. Es war kein Geheimnis, dass Dornbirn bald in Verhandlungen mit der Eigentümerin eintrat. Man wollte sich nur nicht offiziell um den Preis erkundigen. Deshalb wurden der Ammann Rhomberg, der Stabhalter Josef Danner, der Gerichtsschreiber Zumtobel und Georg Stauder mit den Verhandlungen betraut. Die Unterzeichnung des sogenannten Loskaufvertrages erfolgte dann auch von diesen Personen als „legitimierten abgeordneten von dornbieren“.³⁹

Seine dritte Frau war Anna Maria Rhomberg, die Tochter des „Färbers“ Josef Rhomberg. Ihr gemeinsamer Sohn Marx war Vertreter des Landgerichtes Dornbirn im ständischen Ausschuss des Landes bis zu seinem Tode im Jahre 1829.⁴⁰ Er gehörte neben seiner politischen Tätigkeit zu den ersten Gesellschaftern der Firma Lorenz Rhomberg und Lenz bei der neuen Fabrik in der Juchen.⁴¹ Marx Danner war in erster Ehe, die kinderlos blieb, mit Josefine Luger verheiratet, einer Tochter des Handelsmannes Marx Luger von Markt, und in zweiter Ehe mit deren Schwester Anna Marie, mit der er drei Kinder hatte.⁴² Sohn Hermann (1809-1887) war als Pater Aemilian im Benediktinerstift Fiecht bei Schwaz in Tirol. Er war der letzte Priester der Danner in Dornbirn.⁴³

Obwohl Josef Danner in seinen drei Ehen insgesamt 14 Kinder hatte, war es schlussendlich wieder nur eine einzige Linie, die den Familienstamm weiter führte. Johannes, Josef Danners zweiter Sohn aus erster Ehe, verheiratet mit Franziska Rhomberg, der Tochter des Ammanns Kaspar Rhomberg vom Oberdorf. Auch er hatte im Sohn Alois (1778-1839) nur einen Stammhalter. Dessen Bruder Kaspar Danner war Vertreter der Firma Rhomberg & Lenz in Genua und starb schon im jugendlichen Alter von 28 Jahren.⁴⁴ Alois nahm Agatha Rhomberg, die wieder aus der „Färberlinie“ kam, zur Frau. Von ihren acht Kindern waren drei Söhne und fünf Töchter.⁴⁵

Wenn man die Heiraten in diesen Kreisen so anschaut, darf man nicht in den Fehler verfallen und glauben, dass es sich hier um die Erhaltung von Macht gehandelt hat. Hier ging es in erster Linie, wie bereits Franz Kalb schrieb, um Vermögen, und Geld musste zu Geld kommen. Bei den Ammännern handelte es sich in den meisten Fällen um wohlhabende Wirte oder Kaufleute.⁴⁶



Das Gasthaus Sonne an der Sägerstraße war im Besitz von Marx Danner (1813-1890).

Wieder war es nach Alois Danner nur der Sohn Marx, der den Namen Danner weiterführte. Tochter Barbara heiratete den Lehrer Franz Josef Drexel von Mühlebach, ihre Schwester Gertrud den Lehrer Franz Martin Kalb (später „Fels“) von Markt. Diese beiden Familien wanderten nach Amerika aus. In alter Danner-Tradition war Marx (1813-1890) Wirt und führte das Gasthaus „Sonne“ an der Sägen. Nebenbei war er auch als Verleger im Textilgeschäft tätig. Verleger bezogen die rohe Baumwolle und ließen sie über sogenannte „Fergger“ an die Heimweber und -spinner verteilen. Die fertigen Produkte verkauften oder tauschten sie im rohen oder veredelten Zustand. Diese Waren gingen u.a. bis nach Bozen, Mailand und Venedig.⁴⁷ Der Sonnenwirt gab in seinem Ansuchen um Genehmigung als Verleger an, dass schon seine Vorfahren den Baumwollverlag betrieben hätten.⁴⁸ Außerdem kehrten in seinem Wirtshaus, das an der Sägen an der Verbindungsstraße vom Bregenzerwald in die Schweiz liege, viele Fergger ein. Von seinen drei Söhnen starben zwei im frühesten Kindesalter, Sohn Albert (1851-1933) heiratete Magdalena Zumtobel, eine Tochter des Josef Anton Zumtobel von der Sägen.⁴⁹ Albert führte das Gasthaus „Schäfle“ in der Hinterachmühle, das jetzt nur noch unter dem Familiennamen des Wirts bekannt ist (beim Danner!). Er war auch Bäckermeister und Krämer und gehörte bereits 1894 zum Kader des Gewerbevereins,

einer Teilorganisation der Sozialdemokratischen Partei (SDAP) und war Kandidat für die Landtagswahl 1902 und für den 1. Wahlkörper bei der Gemeindewahl 1910.⁵⁰ Von den acht Kindern der Eheleute starben drei im frühesten Kindesalter, zwei seiner vier Söhne, Zeno und Ernst, fielen in den ersten Monaten des Ersten Weltkrieges. Der älteste Sohn Marx führte das Geschäft des Vaters weiter. Heute wird die Gaststätte in der Achmühle von dessen Enkelin geführt. Georg, der zweite Sohn, war Landwirt, die einzige Tochter Paula heiratete den Baumeister Theodor Scheuermaier. Ein Urenkel von Zeno Danner führt das Cafe „Danner“ neben der Hatler Kirche. So sind die Danner vom ersten Zuwanderer an bis heute dem Beruf des Wirtes treu geblieben.

¹ Rudolf Hämmerle, *Geschichte der Familie Rhomberg*, Dornbirn 1974, S. 63.

² Rainald Fischer, *Appenzeller Geschichte*, Bd. I: Appenzell Innerrhoden, Appenzell 1972, S. 533.

³ Walter Schläpfer, *Appenzeller Geschichte*, Bd. II: Appenzell Ausserrhoden, Herisau 1972, S. 33.

⁴ Ebd.

⁵ Jakob Fußenegger, *Die Dornbirner Leibeigenen in genealogischer Sicht*. In: Montfort, 23. Jg. (1971), H. 3, S. 334.

⁶ Vorarlberger Landesarchiv (fortan: VLA), Ho.A. 56/12 1639.

⁷ Stadtarchiv Dornbirn (fortan: StAD), Familienbuch (fortan: FB), S. 58, D 10.

⁸ Schriftl. Mitteilung des Landesarchivs Appenzell/IR und mündliche des Archivars Appenzell/AR an den Verfasser.

⁹ Meinrad Tiefenthaler, *Die Vorarlberger Musterrolle von 1621*. In: *Allgäuer Heimatbücher* 23, Kempten 1940.

¹⁰ *Freundliche Auskunft von Obstlt. Fitz, Militärkommando Vorarlberg*.

¹¹ StAD, Pfarrurbar St. Martin 1655 (Kopie, Bibliothek, Sign. L-E-114), fol. 74v.

¹² Hämmerle (wie Anm. 1), S. 63.

¹³ StAD, FB, S. 58, D 10.

¹⁴ Hämmerle (wie Anm. 1), S. 68.

¹⁵ Rudolf Hämmerle, *Die Dornbirner Gemeindeammänner*. In: *Die Gartenstadt Dornbirn*, Dornbirn 1951, S. 87.

¹⁶ StAD, FB, S. 58, D 11.

¹⁷ Ebd., S. 58, D 12.

¹⁸ Manfred Tschakner, *Dornbirn in der Frühen Neuzeit (1550-1771)*. In: Werner Matt/Hanno Platzgummer (Hg.), *Geschichte der Stadt Dornbirn*, Bd. 1, Dornbirn 2002, S. 122.

¹⁹ StAD, Gerichtsprotokolle 1, S. 282, 294.

²⁰ Pfarramt Dornbirn St. Martin, Jahrtagsbuch 1815, S. 220.

- ²¹ Tschaikner (wie Anm. 18), S. 147.
- ²² StAD, FB, S. 58, D 17.
- ²³ Ludwig Rapp, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg, Bd. III (Dekanat Bregenz), 1898, S. 442.
- ²⁴ StAD, FB, S. 58, D 14.
- ²⁵ Ludwig Rapp, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg, Bd. IV (Anhang zum Dekanat Bregenz, Dekanat Dornbirn, Dekanat Bregenzerwald), 1902, S. 393.
- ²⁶ Schreiben v. Sr. Zurbriggen an Verfasser v. 18.11.1984.
- ²⁷ Gerhard Podhradsky, Das Dominikanerinnenkloster Altenstadt. Geschichte, Professoren, Regesten, Feldkirch 1990, S. 175, Nr. 83.
- ²⁸ Hämmerle (wie Anm. 1), S. 38.
- ²⁹ Podhradsky (wie Anm. 27), S. 175.
- ³⁰ Dornbirn – Vom Dorf zur Stadt. Ausstellungskatalog zur Dornbirner Geschichte, Teil II. In: Dornbirner Schriften 5 (1988), S. 95.
- ³¹ Heimat, Sonderheft Dornbirn, 7. Jahrgang (1926), Bregenz, S. 96.
- ³² Tschaikner (wie Anm. 18), S. 87.
- ³³ Franz Kalb, Dornbirn wie es früher war, Dornbirn 1984, S. 52.
- ³⁴ StAD, FB, S. 58, D 19.
- ³⁵ VLA, Bayerische Akten, Sch. 31.
- ³⁶ StAD, FB, S. 58, D 24.
- ³⁷ Ebd., S. 58, D 25.
- ³⁸ Ebd., S. 59, D 28.
- ³⁹ Tschaikner (wie Anm. 18), S. 225.
- ⁴⁰ Hubert Weitensfelder, Interessen und Konflikte in der Frühindustrialisierung (Studien zur historischen Sozialwissenschaft 18), Frankfurt/M. 1991, S. 81.
- ⁴¹ Ebd.
- ⁴² StAD, FB, S. 59, D 37.
- ⁴³ Schreiben v. P. Mag. Thomas Naupp OSB, Stift Fiecht/Tirol an Verfasser.
- ⁴⁴ Sterberegister der Pfarrei Dornbirn St. Martin.
- ⁴⁵ StAD, FB, S. 59, R 26.
- ⁴⁶ Kalb (wie Anm. 33), S. 52.
- ⁴⁷ Weitensfelder (wie Anm. 40), S. 79; StAD, FB, S. 59, R 26.
- ⁴⁸ Weitensfelder (wie Anm. 40), S. 101.
- ⁴⁹ StAD, FB, S. 680, Z 165.
- ⁵⁰ Reinhard Mittersteiner, „Fremdhäßige“, Handwerker und Genossen. Die Entstehung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Vorarlberg (Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 12), Bregenz 1994, S. 386.

Alte Kämpfer und neue Häuser.

Dornbirn als Fallbeispiel einer österreichischen Klein- und Mittelstadt im Nationalsozialismus*

Ingrid Böhler

Einleitung

Dornbirn, das im Sommer 1941 den 20.000. Einwohner feierte¹ – und das man daher aus der damaligen Perspektive nicht nur in die Gruppe der Klein-, sondern auch der Mittelstädte einordnen könnte –, war die jüngste, aber mit Abstand bevölkerungsreichste Stadt Vorarlbergs und galt als „braune“ Hochburg. Vor dem Verbot der NSDAP im Juni 1933 hatte die Landesorganisation, genannt Bezirksverbandsleitung, hier ihren Sitz. Von hier erfolgte Anfang der 1930er Jahre die Gründung der Vorarlberger SA und SS.² Ihr bestes Wahlergebnis erzielte die NSDAP bei den Landtagswahlen im November 1932. Es betrug immerhin 13,5 % der Stimmen, womit es 3 % über dem Landesdurchschnitt lag. Auch in der Zeit der Illegalität befanden sich nahezu sämtliche Spitzenpositionen der Partei in Dornbirner Hand.

Dieser Aufstieg zur Drehscheibe der Vorarlberger NS-Bewegung beruhte auf dem Zusammenwirken mehrerer Umstände. Für die Formierung leistete etwa ein Netzwerk völkischer Vereine gute Dienste, zahlreiche berufliche und private Verbindungen unter den Spitzenfunktionären hatten kurze Wege zur Folge u. dgl. m. Den Ausschlag gab jedoch, dass Dornbirn das Zentrum der Vorarlberger Textilindustrie war. Die angestammten Fabrikantendynastien zeichneten sich seit jeher durch patriarchale Fürsorge und notorische Einmischung in die Gemeindepolitik gleichermaßen aus. Entsprechend ihrer Gesinnung ließen sie der NS-Bewegung massive Unterstützung angedeihen. Sie übernahmen Funktionen, und Kosten, insbesondere aber gab ihnen ihre Rolle als Arbeitgeber reichlich Gelegenheit zur Einflussnahme.

Während sich für die Textilunternehmen das nationalsozialistische Engagement nach dem „Anschluss“ bezahlt machte,³ liefen die Dinge auf der politischen Ebene in die verkehrte Richtung. Dabei hegte man enorme Erwartungen. Mit dem Einsatz während der „Kampfzeit“ als Trumpfkarte glaubte man einen alten Missstand nun beseitigen zu können. Ungeachtet von Größe und wirtschaftlichem Rang war es nämlich bisher nicht gelungen, höhere Verwaltungs- und Gerichtsbehörden nach Dornbirn zu ziehen. In der Jubelstimmung des Frühjahrs 1938 reichten die Phantasien bis zur Verlegung der Landeshauptstadt. Angesichts solcher Erwartungen fiel das Ergebnis mehr als dürftig aus. Nur die Kreisleitung der Partei erhielt hier ihren Sitz.⁴ Von der in der „Verbotszeit“ errungenen Position blieb am Ende ebenso wenig übrig, wie es für die Dornbirner Pioniere des Nationalsozialismus keine Verwendung in der neuen Machtzentrale Innsbruck gab.⁵ Gründe genug, dass die Wiederangliederung Vorarlbergs an Tirol für erhebliche Frustrationen sorgte.

Im Rahmen dieses Aufsatzes ist es weder möglich noch beabsichtigt, das Geschehen in Dornbirn während der NS-Zeit in seiner inhaltlichen Vielfalt auszubreiten. Lediglich die Bereiche kommunale Beamten-schaft bzw. Bautätigkeit kommen zur Sprache. Allerdings liegt damit der Fokus auf zwei stärker von ortsbedingten Voraussetzungen abhängigen Phänomenen als es etwa die Abläufe der Propaganda oder von Verfolgung und Vernichtung Missliebiger waren. Sie erlauben Einblicke in die untersten, nach wie vor unzureichend erforschten Instanzen des NS-Systems „mit ihren Bezugs- und Spannungsfeldern von Staat und Partei oder Zentrale und Provinz, ihren schwer überschaubaren Mischverhältnissen alter und neuer Elemente und Elitenmilieus und ihren widersprüchlichen Gemengelagen von Konsens-, Gestaltungs- und Mitwirkungs- oder Dissens-, Konkurrenz- und Konfliktpotenzialen.“⁶

Lt. des Saarbrückener Ordinarius Clemens Zimmermann stellt sich bei kleinen Städten in der Moderne die Frage besonders eindringlich, inwiefern deren Geschichte „als bloß nachholend und nachvollziehend“ zu verstehen sei.⁷ Damit lenkt er die Aufmerksamkeit einerseits auf das Vorhandensein beharrender Kräfte und deutet andererseits Zweifel an der Existenz von Gestaltungsspielräumen an. Aber treffen diese

Szenarien auf Dornbirn im Nationalsozialismus zu? Stadtgeschichtliche Themen im engeren Sinn⁸ scheinen besser geeignet, um hier (Teil-) Antworten zu finden. Unerlässlich ist außerdem der Vergleich mit anderen österreichischen Klein- bzw. Mittelstädten. Ein abschließender Blick in die vorhandene Literatur lotet Möglichkeiten hierfür aus.

„Alte Kämpfer“⁹ als neue Herren: die kommunale Verwaltungselite

Am 1. Oktober 1952 beantwortete das Gemeindeamt der Stadt Dornbirn eine Anfrage des „Liquidators der Einrichtungen des Deutschen Reiches in der Republik Österreich“ betreffend des Bundesdeutschen Rudolf Golther. Dieser war von Dezember 1939 bis zu seinem Ausscheiden mit 31. Mai 1945 Leiter der Hauptverwaltung im Dornbirner Rathaus gewesen:¹⁰ *Den Personalakt oder einen auf den Genannten Bezug habenden Verwaltungsakt können wir leider nicht beischließen, da die Personalakten der gesamten städtischen Bediensteten, vermutlich in den letzten Tagen vor dem Einmarsch der Franzosen aus dem Rathaus verschwunden sind und bisher nicht mehr aufgefunden werden konnten. Spitz hieß es dann: Da Stadtoberinspektor Golther als Personalchef diese Akten selbst in Verwahrung hatte, dürfte er am besten über den Verbleib derselben Aufschluß geben können, woran selbstverständlich die Stadtgemeinde Dornbirn in erster Linie interessiert wäre.*¹¹

Hinter letzterer Bemerkung verbarg sich wohl reine Rhetorik, denn bereits wenige Wochen nach Kriegsende hatte die Stadtpolizei im Auftrag der Besatzungsbehörde Ermittlungen über den Verbleib der Personalakten angestellt. Ihnen zufolge waren auf Befehl des früheren Bürgermeisters kurz vor der Befreiung der Stadt alle wichtigen Akten, darunter auch die Personalakten, im Zentralheizungsofen des Rathauses verbrannt worden. Lt. Zeugenaussagen hatte Oberinspektor Golther bei dieser Aktion persönlich Hand angelegt.¹²

Für eine umfassende Darstellung der personalpolitischen Vorgänge im Dornbirner Rathaus nach dem „Anschluss“ fehlt somit der zentrale Quellenbestand.¹³ Das Profil der nationalsozialistischen Verwaltungselite (hier verstanden als der Bürgermeister bzw. sein Stellvertreter und die Leiter der verschiedenen Dienststellen) nachzuzeichnen ist

aber dennoch möglich. Ausgangspunkt sind dabei folgende Fragen: Wie stark spiegelten sich die neuen Machtverhältnisse in Form eines Austausches der Gemeindebediensteten wider? Welche Signale an die Bevölkerung waren mit dem Personalumbau verbunden? Schließlich: Kam es wenigstens auf kommunaler Ebene zur Verteilung von „Belohnungen“, indem sich Nationalsozialisten innerhalb des Gemeindeamts attraktive Posten zuschanzten?

Unmittelbar nach dem „Anschluss“ setzte die Landeshauptmannschaft kommissarisch den 36-jährigen Rechtsanwalt Dr. Paul Waibel als neuen Bürgermeister ein.¹⁴

Dieser war 1933 noch vor dem Verbot der NSDAP sowie SS beigetreten. Über seine Vereinsmitgliedschaften – u.a. als Alter Herr bei einer schlagenden Mittelschulverbindung –, seine beruflichen und familiären Kontakte – in seinem Vorzimmer arbeitete z.B. die Tochter des illegalen Gauleiters bzw. nunmehrigen Landeshauptmanns und seine Ehefrau entstammte einer der führenden Fabrikantenfamilien – war er bestens in die lokale national bzw. nationalsozialistisch gesinnte „Schickeria“ eingebunden.



Dr. Paul Waibel (1902-1994), Bürgermeister von Dornbirn 1938-1940.

Er war aber nie als radikaler oder gewalttätiger Nationalsozialist aufgefallen, in der Zeit der Illegalität nie zu einer Geldstrafe verurteilt worden und hatte nur einen Tag im Arrest zugebracht. Außerdem hatte Waibel, der auch den Titel eines Diplomkaufmanns führte, bereits während der frühen 1930er Jahre als deutschnationaler Stadtrat Erfahrungen in der Kommunalpolitik gesammelt.¹⁵ Seine Nominierung sollte wohl nicht zuletzt beruhigend auf diejenigen Bevölkerungsgruppen wirken, die weder den „Anschluss“ noch die öffentlichen Erniedrigungen und Verhaftungen von prominenten Funktionären des Ständestaats in den ersten Tagen danach

goutierten. Waibel selber suggerierte Kontinuität durch würdigende Worte, die er beim Amtsantritt seinem ständestaatlichen Vorgänger widmete.¹⁶ Als langjähriger Gemeindebeamter blieb dieser im Übrigen bis zu seinem Tod 1941 auf der Gehaltsliste des Magistrats.¹⁷

Quasi als Gegengewicht zu Waibel kam einer der prominentesten Illegalen des Landes als Vizebürgermeister zum Zuge, worin wiederum eine klare Botschaft der Anerkennung an die AktivistInnen aus der „Kampfzeit“ steckte. Der 42 Jahre alte Josef Dreher führte einen Gasthof, in dem seit jeher bürgerlich-nationale Kreise verkehrten.

Zwischen 1933 und 1938 hatte er insgesamt eineinhalb Jahre im Gefängnis verbracht.¹⁸ Das Volksgericht klagte ihn nach dem Krieg wegen der Leitung des illegalen Dornbirner Kreises, der zeitweiligen Leitung der illegalen SS in Vorarlberg sowie der Landeszentrale für den Vertrieb von Propagandaschriften an.¹⁹ Im Jänner 1940 rückte Dreher zum Bürgermeister auf, nachdem Paul Waibel unfreiwillig aus dem Amt



Josef Dreher (1896-1963), Bürgermeister von Dornbirn 1940-1945.

geschieden war. Als einer der prononciertesten Bekämpfer der

Vereinigung von Vorarlberg mit Tirol hatte er sich die Feindschaft des äußerst machtbewussten Gauleiters Franz Hofer eingehandelt.

Als Drehers Stellvertreter wurde nun der Tischlermeister Alfons Mäser installiert, auf dessen Konto zwar nicht die Gründung, aber der eigentliche Aufbau der Vorarlberger SS ab dem Juni 1933 ging. Er konnte sich damit schmücken, mit 15 Jahren schweren Kerkers die längste Haftstrafe unter allen Dornbirner Illegalen erhalten zu haben. Nach der Machtübernahme avancierte er mit 39 Jahren zum Sicherheitsdirektor für Vorarlberg. Als solcher tat er sich vor allem durch seinen großen persönlichen Einsatz hervor, mit dem er bekannten Funktionären des Ständestaats „Sühnespenden“ abpresste. Ende 1939 verlor er aber sein Amt durch die Liquidierung der Vorarlberger Landesregierung.²⁰

Zusammengefasst betrachtet setzten sich an der Stadtspitze in Dornbirn die radikalen Nationalsozialisten durch. Diese hatten ihr Organisationstalent und ihre Führungskompetenzen in der „Verbotszeit“ unter Beweis gestellt. Der Transfer des Verwaltungsapparats in die Rechtsordnung des neuen Regimes fand jedoch unter einem Bürgermeister statt, der dafür nützliche – oder gar notwendige – Vorkenntnisse aufwies. Vielsagend hinsichtlich des gegensätzlichen Typus, den Waibel einerseits und Dreher bzw. Mäser andererseits verkörpernten, ist darüber hinaus, dass ersterer im Unterschied zu den beiden letzteren nie aus der katholischen Kirche austrat.²¹

Wie homogen in politischer Hinsicht war nun die nächste Ebene in der Rathaushierarchie, jene der Dienststellenleiter, zusammengesetzt? Der einzige erhaltene Geschäftsverteilungsplan stammt aus dem Mai 1941. Er unterteilte das Magistrat neben den Dienststellen des Bürger- bzw. Vizebürgermeisters in 17 weitere Fachbereiche.²² Unter ihren Leitern befand sich kein einziges Nicht-Parteimitglied.²³ Fünf Personen waren bereits vor dem Parteiverbot zur NSDAP gestoßen. Sieben galten aufgrund ihrer Parteinummer und des fiktiven Eintrittsdatums „1. Mai 1938“ als Illegale.²⁴ Wie im Zuge der Entnazifizierung festgestellt wurde, führte die Prestigetragtlichkeit dieses Status über Gefälligkeitsdienste, Bestechung oder aber den Ehrgeiz von Ortsgruppen- und Kreisleitern, die möglichst viele Illegale um sich scharen wollten, zu einer „künstlichen“ Vergrößerung dieser Gruppe.²⁵ Jedoch tauchen vier der sieben als Illegale anerkannten Abteilungsleiter in anderen Quellen als illegale SS-Männer auf.²⁶ Bei den drei anderen handelte es sich immerhin um Brüder prominenter illegaler Aktivisten,²⁷ von einem ist zudem bekannt, dass er dem exklusiven Kreis der nach dem März 1938 aus der Katholischen Kirche Ausgetretenen angehörte.²⁸ Lediglich bei vier Dienststellenleitern erfolgte die Aufnahme in die Partei zu späteren Zeitpunkten, die Bewerbungen dafür waren jedoch alle im Laufe des Jahres 1938 abgegeben worden.

Zwölf, d.h. drei Viertel der Abteilungsleiter zählten somit zur überzeugten NS-Anhängerschaft.²⁹ Unter ihnen gab es lediglich zwei, die bereits vor dem „Anschluss“ – und zwar schon seit jeweils zwanzig Jahren – in einem Dienstverhältnis zur Stadt gestanden hatten. Bezeichnenderweise waren beide im Ständestaat nie als Regimegegner

auffällig geworden.³⁰ Dagegen finden sich in den Quellen bei acht der zehn durch eine niedrige Parteimitgliedsnummer „geadelten“ und erst 1938/39 eingetretenen Abteilungsleiter wiederholt Hinweise darauf, dass sie sich während der „Kampfzeit“ für den Nationalsozialismus betätigt hatten.³¹

Aufgrund der Aktenlage lässt sich nicht nachvollziehen, in welchem Umfang Personalrochaden, Vertragsänderungen, Zwangspensionierungen oder auch Kündigungen stattfanden, um diese zehn in ihre Posten zu hieven. Dürftige Hinweise auf das Geschehen enthält die Rückschau, die Bürgermeister Waibel anlässlich des ersten Jahrestages des „Anschlusses“ seinen Ratsherren über die Gemeindeangelegenheiten vortrug. Zum Thema Personalfragen führte er aus, dass – neben zehn nicht zu vermeidenden Entlassungen – die nun geltende Gemeindeordnung mit den darin festgeschriebenen zusätzlichen Aufgabenbereichen es notwendig gemacht hätte, dreißig neue Kommunalbeamte einzustellen. Gleichzeitig bedauerte er aber, dass die Besetzung weiterer aus diesem Grund erforderlicher leitender Funktionen bisher aus *Mangel an geeigneten Persönlichkeiten* gescheitert wäre.³²

Mit solchen Schwierigkeiten kämpfte man auch andernorts, wobei dies im Unterschied zu Dornbirn etwa in den kleineren Landgemeinden im Gau Tirol-Vorarlberg vor allem mit dem allgemein niedrigen beruflichen und sozialen Status der illegalen Pgs. zu tun hatte.³³ Einzelne Belege in den spärlichen Quellen zeigen, dass man sich in Dornbirn mit Nachschulungen des qualifizierten Personals behalf, um die vorgeschriebenen Reformen umsetzen zu können,³⁴ dass aber gleichzeitig aus Parteiraison auch Fehlbesetzungen passierten. Ein Beispiel dafür lieferte der 1938 als Dienststellenleiter im städtischen Wasserwerk eingesetzte Alwin Mäser. Der SS-Mann konnte einen Handelsschulabschluss vorweisen und war 1934 außerdem zu zehn Jahren Kerker verurteilt worden. Damit übertraf ihn in punkto Strafausmaß in Dornbirn nur sein weitschichtiger Verwandter, der Vizebürgermeister Alfons Mäser. *Seine Unkenntnis und Unlust in der Buchführung*, die sich in monatelangen Buchungsrückständen offenbarte, machte schließlich seine Degradierung erforderlich.³⁵

Es lag aber nicht nur an dem vom Bürgermeister beklagten *Mangel an geeigneten Persönlichkeiten*, dass 1941 noch immer vier Abteilungen

– das Verkehrsamt, das Fürsorgeamt, die Forstverwaltung und die Beschaffungsstelle – keine Weggefährten aus der „Kampfzeit“ vorstanden. So existierte das Verkehrsamt bei genauerer Betrachtung nur auf dem Papier. Welche Gemeinde benötigte schon Fremdenverkehrswerbung und Zimmervermittlung mitten im Krieg? Auch den Leiter des Verkehrsamtes, Alwin Assmann, gab es nur in der Theorie, denn er befand sich schon seit längerem an der Front. Der seit 1929 definitiv gestellte Beamte genoss anfänglich volles Vertrauen der nationalsozialistischen Dienstherren, wie seine kurzzeitige Verwendung als Stadtsekretär im Bürgermeistervorzimmer veranschaulicht. Die Entfernung von dort bewertete er in der retrospektiven Selbstdarstellung als Resultat seiner rasch nachlassenden Begeisterung für die nationalsozialistische Sache. Assmann besuchte dann auf Weisung einen Lehrgang, um anschließend das Standesamt aufzubauen. Ende 1939 kam die Einberufung. In seiner Abwesenheit wurde sein bisheriger Stellvertreter zum ersten Standesbeamten befördert und er selbst in das im Dornröschenschlaf liegende Verkehrsamt verschoben, womit auch eine Rückkehrung im Gehaltschema einherging.³⁶

An ihren angestammten Plätzen halten konnten sich dagegen der Chef des Fürsorgeamtes, der bereits seit 1910 für die Stadtgemeinde arbeitete, und der gar noch dienstältere Stadtförster. Als „Überbleibsel“ des alten Establishments waren beide früher bei den Christlichsozialen und der Vaterländischen Front gewesen und befanden sich seit mehr als 35 Jahren im Beamtenverhältnis.³⁷

Im Unterschied zu den drei Vorgenannten begann Julius Grabher erst nach dem „Anschluss“ für die Stadt zu arbeiten. Der ehemalige kleine Funktionär der sozialdemokratischen Partei hatte sich im Dezember 1938 auf die Stelle eines Lohnrechners beworben, der laut Ausschreibung *mit allen zum 1.1.39 in Österreich in Kraft tretenden reichsrechtlichen Bestimmungen vertraut sein* musste. Die geforderten Kenntnisse stammten aus einem Praktikum, das er während seines Urlaubs beim Stadtbauamt Kempten absolviert hatte. Im September 1940 bot ihm der Stadtkämmerer die Beschaffungsstelle an, die unter ihrem ersten Leiter zur Klage Anlass gab. Wegen der Einberufungen – ihn selbst schützte ein steifes Bein – landete in Jahr später auch das wichtige Ernährungs- und Wirtschaftswesen bei ihm. Die Anerkennung seiner

Tüchtigkeit spiegelte die Anfang 1942 erfolgte Definitivstellung wider. Wie Grabher anlässlich seiner Pensionierung Anfang der 1970er Jahre in einem Rückblick über seine Dienstzeit schrieb, endete diese Doppelfunktion 1942: *Als [...] die Herren Vize[bürgermeister] und Sekretariatsleiter Golther einrücken sollten, wurde ich „abgelöst“ und das Aufgabengebiet geteilt in Sektor „Ernährung“ u. „Wirtschaftsangelegenheiten“. Jeder der genannten Herren erhielt seinen Teil und da beide „lebens- u. kriegswichtig“ waren, wurden sie damit vom Wehrdienst freigestellt.*³⁸

Als Bilanz bleibt festzuhalten: Die Machtübernahme erstreckte sich auch auf die Ebene der Amtsleiter. Dass diese fast ausschließlich auf dem Wege externer Berufungen geschah, deutet auf einen sehr niedrigen Anteil „Alter Kämpfer“ unter den ständestaatlichen Gemeindebediensteten hin. Vor allem ist der gezielte Austauschprozess aber als Zeugnis dafür zu werten, dass in Dornbirn eine Reserve an Altparteigenossen bestand, die in solche Positionen drängte. Angesichts des Beitrags der Stadt zum Aufstieg des Nationalsozialismus in Vorarlberg, der ja auf der hier vorhandenen Organisationsdichte beruht hatte, überrascht dies auch nicht. Dass Dornbirn als „Zentrum der Bewegung“ einen Ruf zu verlieren hatte, mag den Ehrgeiz der neuen lokalen Machthaber zusätzlich angestachelt haben.³⁹ Zweifelsohne wären die engagierten Nationalsozialisten in den führenden Positionen der Kommune am liebsten ganz unter sich gewesen. Nur weil es nicht anders ging, gab es *de jure* vier, *de facto* drei Ausnahmefälle. Sie erklärten sich vermutlich in erster Linie mit Rekrutierungsschwierigkeiten in den eigenen Reihen; angesichts des Krieges kam den drei Männern möglicherweise zusätzlich ihr fortgeschrittenes Alter bzw. die Invalidität zu Hilfe. Als pflichtschuldig erbrachte „Mindesterfordernis“ hatten sie aber unabhängig von der tatsächlichen Gesinnung Zustimmung in Form der Parteimitgliedschaft an den Tag zu legen. Dabei scheint der bei weitem Jüngste unter den dreien dem stärksten Anpassungsdruck ausgesetzt gewesen zu sein, denn Julius Grabher bekleidete – lt. einer späteren Behauptung mehr oder weniger auf Anordnung des Bürgermeisters – seit dem Frühjahr 1944 auch eine Funktion innerhalb der Ortsgruppe der NSV.⁴⁰

Wie zu erwarten, versahen noch etliche Vertreter der kommunalen Führungsschicht eine Tätigkeit in der Partei oder einer ihrer Neben-

organisationen. Schließlich ging es beim Umbau des politischen Systems ja in erster Linie darum, der NSDAP totale Kontrolle zu sichern. Höhere Funktionen, vergleichbar mit den Führungspositionen der Stadtverwaltung,⁴¹ bekleideten Bürgermeister und Vizebürgermeister, die jeweils eine Zeit lang einer der insgesamt vier Dornbirner Ortsgruppen vorstanden, außerdem der Stadtkämmerer als Personalamtsleiter auf Kreisebene. Oberinspektor Golther war als Kreisredner und Stabsmitglied ebenso bei der Kreisleitung im Einsatz wie zwei andere Kollegen für die Zivil-SS bzw. die SA. Darüber hinaus gab es einschließlich Grabher sechs untergeordnete Parteifunktionäre, wie etwa Ortsamtleiter oder Blockleiter.⁴² Wie das Beispiel Grabher zeigt, diente das Parteiengagement von Rathausbediensteten aber nicht nur der Einflussssicherung für die NSDAP, sondern auch als Instrument der vertieften ideologischen Einbindung und Überwachung.

Ausgehend von den genannten zehn Kündigungen binnen Jahresfrist nach dem „Anschluss“ dürften mindestens zehn Prozent der ständestaatlichen Verwaltungsbeamten bzw. -angestellten Opfer der politischen Säuberung geworden sein. Parallel dazu schuf die bereits erwähnte Expansion der Zuständigkeiten reichlich Gelegenheit, die Nazifizierung des Rathauses über Neuaufnahmen voranzutreiben: Bei 68 der insgesamt 117 Beamten und Angestellten, welche die Stadt 1939/40 beschäftigte (hinzu kamen noch zwischen 120 und 150 Mann dem Bauamt zugeordnete städtische Arbeiter⁴³), lag das Diensteintrittsdatum nach dem 12. März 1938.⁴⁴ Mit Sicherheit bestärkten die mit diesen Vorgängen verbundenen Signalwirkungen das übernommene Verwaltungspersonal in seiner Assimilierungsbereitschaft.

Große Pläne: die kommunale Bautätigkeit

Die Bedeutung der eigenen Amtszeit im wahrsten Sinn des Wortes zu untermauern, kann getrost als eine typische Neigung von Kommunalpolitikern gelten. Das NS-Regime förderte solche Ambitionen – durch Hitlers Faible für Architektur, die ästhetischen Anforderungen des politischen Kults nationalsozialistischer Prägung, die mit der Machtübernahme einhergehende Aufbruchsstimmung und nicht zuletzt die

ökonomischen Autarkiebestrebungen des Dritten Reichs. Dornbirn bildete keine Ausnahme. Vielsagend hinsichtlich des hier vorherrschenden Selbstverständnisses und der gehegten Erwartungen ist aber, dass man nicht etwa dem Wohn- oder Straßenbau, sondern der Errichtung von Repräsentationsgebäuden, Fest- und Freizeitstätten oberste Priorität eingeräumte.

Um Propaganda bzw. ideologischen Nutzen ging es dabei nur in zweiter Instanz. Unmittelbarer Anlass für diese Präferenzen stellten vielmehr Bestrebungen dar, die Dornbirn zum Sitz von Kreisleitung und Landrat machen wollten. Und wenn es dem Dornbirner Toni Plankensteiner, der bis zur Auflösung des selbständigen Parteigaus Vorarlberg Ende Mai 1938 Gauleiter, dann Kreisleiter in Dornbirn und bis Ende 1939 zugleich Landeshauptmann war, gelungen wäre seine Absichten durchzusetzen, hätte dieser Dornbirner Kreis die gesamte nördliche Landeshälfte umfasst. Er hätte somit auch den politischen Bezirk Bregenz inkl. der historischen Landeshauptstadt in sich vereint. In der Zeitspanne bevor der Reichskommissar für die Wiedervereinigung Plankensteiners per Verordnung vorgenommene territoriale Neueinteilungen wieder aufhob, schrieb die Stadt einen Architekturwettbewerb für das zu errichtende Kreisleitungsgebäude der NSDAP aus.⁴⁵

Sowohl Ausschreibungstext als auch die Einreichungen der Teilnehmer verrieten die wahrlich hochtrabenden Phantasien, die anfangs die neuen Gestalter der Stadt beflügelten. Die vorgelegten Entwürfe enthielten die wesentlichen Kennzeichen eines Gauforums, dessen Errichtung sich der Führer für die Gauhauptstädte erdacht hatte:⁴⁶ Die räumliche Verbindung der Partei- mit anderen Verwaltungszentralen, einen Aufmarschplatz, der 40.000 Personen und eine Festhalle, die 8.000 Personen Platz geboten hätte. In der viel bescheideneren Form eines Rathausweiterungsbaus kamen dann aber lediglich die 1940 bezogenen Räumlichkeiten für die Kreisleitung zustande.⁴⁷ Umsonst stürzte sich das Bürgermeisteramt außerdem in umfangreiche Planungen und große Ausgaben für die *würdige Unterbringung* des Landrates. Nach eineinhalbjährigem Hin und Her entschied sich Berlin für dessen Verbleib in Feldkirch, wohl auch, weil es den Dornbirnern an der Unterstützung des – bei ihren Aktivitäten prinzipiell argwöhnischen – Gauleiters in Innsbruck fehlte.⁴⁸



Angrenzend an das bereits bestehende Rathaus mit dem Treppenturm (rechts) entstand in den Jahren 1939/40 ein großzügiger Erweiterungsbau.

Ebenfalls nur teilweise realisieren ließen sich jene Spiel- und Sportstätten, zu deren Errichtung die Landesregierung, die Gemeinden im Dezember 1938 per Rundschreiben ermunterte, in dem sie auf die *in diesen Belangen im Altreich bereits bestehenden Zustände hinwies*.⁴⁹ Dabei handelte es sich hier um Projekte, mit denen sich nicht nur eine dem Nationalsozialismus zu verdankende schönere Zukunft mit mehr Wohlstand und Freizeit verheißen ließ. Ihnen galt auch die persönliche Begeisterung des ersten NS-Bürgermeisters, was der Inhaber des „Österreichischen Sportabzeichens“ in Bronze (1932) und Silber (1937)⁵⁰ anlässlich der Eröffnung des Dornbirner Volksbades im Jahr 1939 dadurch demonstrierte, dass er im Unterschied zu den anderen Honoratioren nicht im Anzug, sondern in der Badehose für die Fotografen posierte.⁵¹ Obwohl seit langem ein Politikum hatte ein öffentliches Freibad bisher in Dornbirn gefehlt.⁵² Als nächstes wollte man sich an den großzügigen Ausbau des bestehenden Sportplatzes machen, was der Krieg aber vereitelte.⁵³

Nur in zwei Ausnahmefällen wirkte dieser nicht behindernd, sondern war im Gegenteil gar der Grund für zivile Bauaktivitäten. Zum einen bescherte er insgesamt drei „Heldengedenkstätten“ im nationalsozialistischen Geiste, 1941 zunächst ein hölzernes Provisorium, das dann im darauf folgenden Jahr zwei steinerne Monumente ersetzten.



Im Jahr 1939 eröffnete Bürgermeister Dr. Paul Waibel (2. v. re.) das Schwimmbad Enz in betont sportlicher Bekleidung.

Beide wurden in der Nachkriegszeit, in der die Nazis ihr eigentliches imposantes Kriegerdenkmal nach bereits existierenden Plänen erst zu erbauen gedachten, wieder abgetragen.⁵⁴ Zum anderen errichtete der Reichsnährstand in Dornbirn eine Großmolkerei. 1942 als Genossenschaftsbetrieb eröffnet, spielte sie im strengen Bewirtschaftungskorsett für heimische Nahrungsmittel eine wichtige Rolle. Sie beschäftigte fünfzig Personen und verwertete Milch aus einem überregionalen Einzugsgebiet.⁵⁵

Wo blieb jedoch der soziale Wohnbau? Obwohl die lokalen NS-Führer keine kritische Öffentlichkeit fürchten mussten, sie sich außerdem im Erfolg der besiegten Arbeitslosigkeit sonnen durften,⁵⁶ hätten sich Maßnahmen zur Beseitigung der Wohnungsnot, eines kommunalpolitischen „Dauerbrenners“ der 1920er und 1930er,⁵⁷ geradezu angeboten, um die Überlegenheit gegenüber ihren Vorgängern hervorzuheben!

Die ständestaatlichen Stadtverwalter hatten sich bewusst auf die Förderung des Eigenheimbaus beschränkt und dafür 1934 eine gemeinnützige Siedlungsgenossenschaft ins Leben gerufen. Trotzdem ihre nationalsozialistischen Nachfolger in der Wohnbaupolitik im Grunde der gleichen Ideologie anhängen,⁵⁸ kam die Tätigkeit der Genossenschaft mit dem „Anschluss“ zum Erliegen. Lediglich die Dornbirner SS

richtete einen Siedlungsfonds ein, der sich u.a. aus erpressten „Sühnespenden“ speiste, und baute in Gemeinschaftsarbeit 14 Häuser am Stadtrand.⁵⁹

Es waren „höhere“ Gründe, die rasche Maßnahmen von offizieller Seite verhinderten, obwohl binnen Jahresfrist über dreihundert Siedlungsansuchen eingingen.⁶⁰ Die braunen Machthaber hatten die Schaffung von Wohnraum in jene komplexen Machenschaften einbezogen, die darauf abzielten, den Landrat von Feldkirch in ihre Stadt zu holen. Daher sollte die Siedlungstätigkeit allein bei der „Vorarlberger gemeinnützigen Wohnungsbau- und Siedlungsgesellschaft m.b.H.“ (VOGEWOSI) liegen. Im Februar 1939 gegründet, wollte sie sich landesweit dem *Bau und [der] Betreuung von Arbeiterwohnstätten, Kleinsiedlungen, Eigenheimen und Volkswohnungen [...] widmen*. Firmensitz war Dornbirn.⁶¹ Mit dem absehbaren Erfolg des Unternehmens winkten der Stadt ökonomische Vorteile. In Anbetracht der politischen Rahmenbedingungen noch wichtiger war aber, dass mit der Neugründung die Bedeutung Dornbirns als regionales Zentrum unterstrichen werden konnte.⁶²

Die VOGEWOSI entstand unter dem starken Einfluss jener Dornbirner Kreise, denen die illegale NS-Bewegung in Vorarlberg fast alles verdankte und die nun dafür auf Anerkennung pochten: Als Initiative der noch bestehenden Landesregierung, die auch die größte Teilsumme des Stammkapitals aufbrachte, hatte Toni Plankensteiner, Landeshauptmann und Dornbirner Kreisleiter in Personalunion, ein entscheidendes Wort mitzureden. Die restlichen Anteile hielten 14 Vorarlberger Unternehmen, für die es bei dieser Investition weniger um die Kapitalanlage als um die Wechselwirkungen zwischen benötigten Arbeitskräften und vorhandenen Wohnungen ging. Fast die Hälfte der von der Privatwirtschaft bereitgestellten Mittel entfielen indessen auf die vier wichtigsten Dornbirner Textilindustriebetriebe F.M. Hämmerle, F.M. Rhomberg, Herrburger & Rhomberg sowie J.M. Fussenegger.⁶³ *Last but not least* dominierten Dornbirner im Aufsichtsrat.⁶⁴ Den Vorsitz führte SS-Sturmbannführer Alfons Mäser, der bereits erwähnte Vizebürgermeister. Als sein Stellvertreter wirkte der rührige Dipl.-Ing. Theodor Rhomberg, Teilhaber von Herrburger & Rhomberg. Während einer mehrmonatigen Anhaltung Plankensteiners in Wöllersdorf hatte er den illegalen Gau Vorarlberg geleitet.⁶⁵ Als Gründungsobmann

der neuen Großmolkerei Dornbirn⁶⁶ und „Landessportführer“, der die Dornbirner Sportstätten mitplante, war er auch sonst in Gemeindeanlässen sehr engagiert.⁶⁷ Im Zuge einer Ende 1939/Anfang 1940 durchgeführten Aufstockung der Mitglieder gelangte schließlich der letzte illegale Kreisleiter von Dornbirn und nunmehrige Stadtkämmerer Anton Thurnher in den Aufsichtsrat.⁶⁸

Das viel versprechende Unternehmen steckte allerdings noch in den Kinderschuhen als der Kriegsausbruch seinen Bestand ernstlich in Frage stellte. Rettung vor dem drohenden Bankrott brachte die im Herbst 1939 anlaufende „Sondermaßnahme Südtirol“, ein soziales Wohnbauprogramm bis dorthin unbekanntes Ausmaßes zur Ansiedlung der Südtiroler OptantInnen. Sie verschaffte der Gesellschaft zunächst den Auftrag zum Bau von vierhundert Wohnungen. Wegen der im Vergleich viel langsameren und weit hinter den Fristsetzungen zurückliegenden Baufortschritte in Tirol und Salzburg erhöhte die Gauleitung bis zum Jahresende das Auftragsvolumen auf 1.600 Einheiten. Aufgrund des von Berlin geforderten Tempos ging es für Gauleiter Hoffer darum, eine persönliche Blamage abzuwenden.⁶⁹ Die Dornbirner Textilindustriellen trugen aber ebenfalls zu dieser Entwicklung bei.

In verschiedenen Dornbirner Stadtteilen, wie hier in Egeten, wurden für die Südtiroler OptantInnen Wohnungen errichtet.



Sie bekleideten einflussreiche Positionen in den nationalsozialistischen Landesorganisationen und intervenierten für die Ansiedlung möglichst vieler SüdtirolerInnen. Der Bedarf ihrer Unternehmen an unqualifizierten Arbeitskräften paarte sich hier mit den Interessen als Miteigentümer der VOGEWOSI.

Insgesamt belief sich die Zahl der nach Vorarlberg Zugewanderten auf rund 10.000; ca. 2.000 von ihnen ließen sich vor Ort nieder. Für sie entstanden in Dornbirn innerhalb weniger Jahre rd. 600 Wohnungen in 122 Häusern mit einer durchschnittlichen Wohnfläche von 58 m². Die VOGEWOSI als Bauträger trug nur ein sehr geringes Risiko, da das Reich zwei Drittel der Baukosten in Form von äußerst niedrig verzinsten Krediten übernahm. Auch die Belastungen für die Gemeinde hielten sich in Grenzen. Sie betätigte sich als Vermittlerin von Baugrund, den man in manchen Fällen den BesitzerInnen zu ungünstigen Konditionen abpresste. Kosten verursachte lediglich die 50%ige Beteiligung an der Verkehrserschließung, wobei das Bauamt hier – wie die VOGEWOSI bei den Siedlungsaußenanlagen – Kriegsgefangene verwendete.⁷⁰

In Anbetracht des sonstigen Baustopps interessierten sich Einheimische ebenfalls für die neuen, modernen Standards entsprechenden und trotzdem günstigen Wohnungen. Ihnen war der Zugang jedoch nur über den Erhalt des Postens eines politischen Leiters für eine Baugruppe oder eines in jeder 11. Wohnung vorgesehenen Blockleiters möglich.⁷¹ Außerdem konnten Nicht-SüdtirolerInnen ihre bisherige Unterkunft gegen eine Siedlungswohnung eintauschen. Solche Ansuchen um eine Wohnung in den Südtiroler Siedlungen prüfte die Gauleitung (Abteilung Umsiedlung Südtirol). Sie achtete hier im Besonderen auf die Weltanschauung der BewerberInnen, die, nach den vorliegenden Fällen, um genommen zu werden, nicht um einen Kirchenaustritt herumkamen.⁷² Dies hatte vermutlich auch damit zu tun, dass die zugezogenen SüdtirolerInnen nach dem Geschmack der Nazis viel zu katholisch gesinnt waren. Jedenfalls klagte die Mietkommission, die den Umgang der frisch Eingezogenen mit ihren Neubauunterkünften prüfte, *daß die Zimmerwände mit Heiligenbildern u. dgl. geradezu tapeziert waren, während das Bild des Führers fehlte. Diesbezüglich wird sich den pol. Leitern ein dankbares Aufgabengebiet bieten.*⁷³

Gauleiter Hofer war die VOGEWOSI von Anfang an ein Dorn im Auge

gewesen. Ursache bildete der Machtkampf, der seit Bekanntmachung der Angliederung des Vorarlberger an den Tiroler Parteigau im Frühsommer 1938 zwischen der Gauleitung in Innsbruck und der Landesregierung in Bregenz tobte. Hofer sah nicht zu Unrecht die VOGEWOSI als eine gegen ihn gerichtete Initiative, so wie ihm Dornbirn allgemein als Keimzelle des Separatismus galt.⁷⁴ Ende 1939 machte die Auflösung der Landesregierung Hofer zum Landeshauptmann für Tirol und Vorarlberg und damit zum Gesellschafter des Unternehmens. Zu diesem Zeitpunkt benötigte die VOGEWOSI aufgrund des enormen Umfangs der übernommenen Aufträge dringend eine Kapitalerhöhung. Dies lieferte Hofer den Hebel zur Gleichschaltung, wobei er über einen mächtigen und finanzstarken Verbündeten an seiner Seite verfügte. Anfang 1939 hatte die DAF von Berlin aus die gemeinnützige Siedlungsgesellschaft „Neue Heimat“ in Innsbruck gegründet, für die sie nun den längerfristig als wesentlich lukrativer erachteten Wohnungsmarkt im Ländle zu erobern trachtete. Als erster Schritt gelang es im Sommer 1941 die privaten Miteigentümer der VOGEWOSI zur Abgabe ihrer Anteile zu bewegen und in der Folge alle Vorarlberger Aufsichtsräte auszutauschen. Endpunkt der Eingriffe und von vornherein das Ziel des Gauleiters bildete die eineinhalb Jahre später vollzogene Fusionierung der VOGEWOSI mit der „Neue Heimat“.⁷⁵

Insgesamt kamen in Dornbirn während der NS-Zeit lediglich drei größere Bauvorhaben zustande. Von ihren Dimensionen her stellten die Südtiroler Siedlungen die beiden anderen Projekte, Großmolkerei und Rathouserweiterung, bei weitem in den Schatten. Sie führten nicht nur zu einem Bevölkerungsanstieg von zehn Prozent, sie setzten darüber hinaus auch stadtplanerisch neue Maßstäbe. Daran gemessen, erfüllte die VOGEWOSI die an sie gerichteten Erwartungen mehr als. Mit Blick auf ihren Entstehungskontext entwickelte sie sich aber ganz und gar nicht im Sinne ihrer „Erfinder“.

Angetrieben von einem sehr selbstbewussten Lokalpatriotismus fühlte man sich in Dornbirn zu Höherem berufen. Dabei gab es ganz konkrete Ziele. In deren Erreichung sah die Stadtspitze ihre Hauptaufgabe. Für das kommunale Bauen bzw. die Planungen bedeutete dies knapp auf den Punkt gebracht, dass die Aufmerksamkeit der Verschönerung, der Entfaltung von Glanz, der Demonstration eines Machtanspruchs

galt. Die Beseitigung von Missständen erschien dagegen nachrangig.⁷⁶ Deshalb geschah 1938/39 auch nichts im Wohnbau. Das ist umso ungewöhnlicher, als er anderswo in der kurzen Zeitspanne zwischen „Anschluss“ und Kriegsausbruch sehr wohl vorzeigbare Ergebnisse zeitigte. Dies beweist der Blick in die vorhandene Literatur.

Möglichkeiten des Vergleichs – Zum Forschungsstand

Von 20.501 in die „Bibliographie zur Geschichte der Städte Österreichs“ aufgenommenen Titeln, die den Zeitraum 1949 bis 1999 umfassen, beschäftigen sich 1.036 (5,1 %) auch bzw. ausschließlich mit dem Thema Nationalsozialismus. Hervorzuheben ist dabei, dass der Großteil dieser rund tausend Publikationen erst in den 1980er und 1990er Jahren erschien. Wie Walter Schuster zudem weiter ins Detail gehend auswertete, ist vielen dieser stadtgeschichtlichen Veröffentlichungen ein ähnlicher Zugriff gemeinsam. Als besonders gängig stellte sich die Konzentration auf die Phasen „Anschluss“ bzw. Kriegsende heraus. Aber auch Widerstand und Verfolgung, Verfolgung jüdischer MitbürgerInnen sowie der Bombenkrieg zählten zu den von AutorInnen bevorzugten Themenkreisen, außerdem die Landeshauptstädte zu den von ihnen häufiger behandelten Städten. Als besonders selten erwiesen sich dagegen Werke, die in die Kategorie „Städtevergleiche“ fallen.⁷⁷ Für den hier zur Debatte stehenden Vergleich von Kleinstädten unter besonderer Berücksichtigung der Sachgebiete Beamtenschaft und Bautätigkeit verheißt Schusters Beobachtungen zur stadtgeschichtlichen Literatur wenig Gutes. Dies bestätigen auch eigene Recherchen, die sich stichprobenartig – neben Innsbruck als einziger Mittelstadt⁷⁸ – auf die neun weiteren damaligen Kleinstädte des ehemaligen Gaus Tirol-Vorarlberg beschränkten.⁷⁹ Unter den Kleinstädten liegen lediglich zu Feldkirch,⁸⁰ Landeck,⁸¹ Imst⁸² und Schwaz⁸³ Arbeiten vor, die professionellen Ansprüchen genügen und sich ausführlicher mit den sieben Jahren nationalsozialistischer Herrschaft beschäftigen. Kürzere Darstellungen existieren für Bregenz⁸⁴ und Kufstein.⁸⁵ Wenig überraschend ist die Forschungslage zu Innsbruck im Nationalsozialismus ungleich besser, aber dennoch alles andere als befriedigend.

Nach wie vor fehlt eine einschlägige Monographie.

In empirischer Hinsicht lässt sich die Durchsicht dieser Werke wie folgt zusammenfassen:

Über die „braune“ Verwaltungselite ist erstens unterhalb der Bürgermeisterebene fast nichts zu erfahren. Bezeichnenderweise beziehen sich bei den Kleinstädten fast alle der höchst seltenen und isolierten Hinweise auf die Anstellung von Reichsdeutschen. Dies evoziert ein falsches Bild von deren Überrepräsentanz.⁸⁶ Auch mit dem Innsbrucker Beamtenapparat hat sich bisher niemand näher auseinandergesetzt. Immerhin ist aber nachzulesen, dass lediglich der Magistratsdirektor und einer von sieben Magistratsabteilungsleitern abgelöst wurden.⁸⁷ Zweitens kam es mit der bemerkenswerten Ausnahme von Kitzbühel⁸⁸ überall unmittelbar nach dem „Anschluss“ zur Neubesetzung des Bürgermeisteramtes. Allerdings gehen die gefundenen Angaben fallweise nicht über Namensnennungen hinaus. Wo sie umfangreicher sind, korrespondieren sie meistens mit dem Dornbirner Befund, dass zumindest am Anfang eher moderate Nazis regierten. Daraus ein Muster abzuleiten wäre aber unzulässig; Kriterien wie „Ausbildung“ und/oder „Erfahrung“ und/oder „Ansehen“ und/oder „besitzt das Vertrauen von Kreis- oder Gauleiter“ erscheinen als genauso triftig.⁸⁹

Die Wohnungsnot stellte *drittens* fast überall ein viel beklagtes Übel dar. Ihre Bekämpfung führte bis auf Dornbirn nach dem „Anschluss“ rasch zu mehr oder weniger umfangreichen Baumaßnahmen. Die dabei beschrittenen Wege variierten jedoch. Während sich die Gemeinde als Bauträger z.B. in Landeck umgehend an die Errichtung mehrerer Dutzend und in Innsbruck mehrerer hundert Volkswohnungen machte, war in Feldkirch eine bereits in den 1920er Jahren gegründete gemeinnützige Baugenossenschaft, der Förderungen zufließen, aktiv. In Bregenz unterstützte man den Wohnungsbau anscheinend vor allem über die Bereitstellung „baureif gemachte[n] Geländes[s] zu billige[n] Preisen“.⁹⁰ *Viertens* verlängerte die Errichtung von Südtiroler Siedlungen überall den Hochbau-Boom in die Kriegszeit hinein.⁹¹

Im Widerspruch zu den ideologischen Bekenntnissen fielen *fünftens* die Siedlerstellen, d.h. die Eigenheime für „kleine Leute“, auch in den Provinzstädtchen gegenüber den geschaffenen Mietwohnungen nicht ins Gewicht.

Wie diese Beobachtungen anhand der Beispiele Personalpolitik und Bauwesen verdeutlichen, ist ein verbindlicher Vergleich von Aufbau und Tätigkeit des Verwaltungsapparates der westösterreichischen Kommunen im Nationalsozialismus nicht einmal annähernd möglich. Neben unterschiedlichen Qualitätsansprüchen des vorhandenen Schrifttums scheidet er vor allem aufgrund von Forschungslücken, die bei kleinen Bezirksstädten weniger, bei den Landeshauptstädten Innsbruck und Bregenz mehr erstaunen. Wie neuere Erscheinungen zu deutschen Städten in der NS-Diktatur belegen, nahm in den letzten Jahren das Interesse am Wirken der Kommunalverwaltungen deutlich zu,⁹² das Fehlen systematisch-theoretischer Konzepte oder inspirierender Fragestellungen ist daher als Ursache für solche Defizite auszuschließen.

Resümee

Auf größere Städte und höhere Instanzen der staatlichen Verwaltung gemünzt, sieht die Forschung die Zielvorgabe der *Verordnung zur Neuordnung des österreichischen Berufsbeamtentums* vom Mai 1938, *an allen führenden Stellungen wenn irgendwie möglich, verdiente Parteigenossen* zu verwenden, mehr als Wunschdenken, denn als Realität.⁹³ In Dornbirn gelang es jedoch nicht nur die erste, sondern auch die zweite Führungsgarnitur der kommunalen Verwaltung großteils mit „alten Kämpfern“ zu besetzen. Mangels passender Vergleichsmöglichkeiten muss offen bleiben, ob die Stadt damit eine Ausnahme oder vielleicht doch einen repräsentativen Fall darstellte. Bewiesenermaßen atypisch waren indessen Dornbirns „verschleppte“ Ambitionen hinsichtlich des bei NS-Kommunalpolitikern ansonsten aus propagandistischen und ideologischen Motiven heraus zügig in Angriff genommenen Wohnbaus, zumal es auch hier weder an Bedarf noch Möglichkeiten mangelte. Als ausschließliches Ergebnis der spezifischen politischen Kultur Dornbirns würde ihre erschöpfende Erklärung und Bewertung die über die NS-Zeit und ihre unmittelbare Vorgeschichte hinausreichende Perspektive erfordern. Im Hinblick auf die eingangs zitierte Frage, inwiefern sich das Schicksal der Kleinstadt auf das Nachholen und

Nachvollziehen reduziere, liefert das Beispiel aber den Nachweis für Handlungsspielräume und autonome Tätigkeitsfelder, die es jedoch zu erkämpfen und verteidigen galt. Falsch wäre es, vom Beharren auf lokalen Traditionen und Eigenständigkeit auf eine „heimeligere“, d.h. gemäßigte oder gezügelte Form des totalen Herrschaftsanspruchs des Nationalsozialismus zu schließen.⁹⁴

* Dieser Beitrag basiert auf einem Vortrag bei der Tagung „Stadt und Nationalsozialismus“, 9.-12. Oktober 2007, Wien. Er erscheint zugleich in: Stadt und Nationalsozialismus. Hg. von Fritz Mayrhofer und Ferdinand Opll im Auftrag des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, Band XXI), Linz 2008. Dem „Österreichischen Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung“ gebührt der Dank für die Bewilligung, den Aufsatz abdrucken zu dürfen.

¹ Stadtarchiv Dornbirn (fortan: StAD), Stadtvertretungssitzungs-Protokolle, Ratsherrensitzung, 22. Dezember 1941. Das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich unterschied zwischen Landstädten (2.000 bis unter 5.000 EinwohnerInnen), Kleinstädten (5.000 bis unter 20.000 Ew.), Mittelstädten (20.000 bis unter 100.000 Ew.) und Großstädten (ab 100.000 Ew.).

² Zu den Hintergründen bzw. noch früheren Wurzeln von SA und SS in Vorarlberg siehe Wolfgang Weber, Von Jahn zu Hitler. Politik- und Organisationsgeschichte des Deutschen Turnens in Vorarlberg 1847-1938 (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs N.F. 1), Konstanz 1995, S. 122, 129-131, 140-142, siehe auch Anm. 503.

³ Ingrid Böhler, Dornbirn in Kriegen und Krisen 1914-1945 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 23), Innsbruck-Wien-Bozen 2005, S. 190-198.

⁴ Ebd., S. 167-171.

⁵ Allerdings war der langjährige Anführer des Vorarlberger NSDAP, Anton Plankensteiner, anfangs II. Gauinspektor. Ein weiterer Dornbirner, der Gauamtsleiter Hugo Elsensohn, kam als ehemaliger österreichischer Legionär direkt aus dem „Altreich“ nach Innsbruck. Harald Walser, Die illegale NSDAP in Tirol und Vorarlberg 1933-1938 (Materialien zur Arbeiterbewegung 28), Wien 1983, S. 78; Horst Schreiber, Die Machtübernahme. Die Nationalsozialisten in Tirol 1938/39 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 10), Innsbruck 1994, S. 135.

⁶ Vorwort der Herausgeber. In: Jürgen John/Horst Möller/Thomas Schaarschmidt (Hg.), Die NS-Gaue (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer), München 2007, S. 8.

⁷ Clemens Zimmermann, Kleinstadt in der Moderne. In: Ders. (Hg.), Kleinstadt in der Moderne (Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung 31), Ostfildern 2003, S. 9-27, hier S. 21.

⁸ Walter Schuster, Österreichische Stadtgeschichtsforschung zum Nationalsozialismus. Leistungen – Defizite – Perspektiven. In: Pro Civitate Austriae. Informationen zur Stadtgeschichtsforschung in Österreich, N.F. (2000), Heft 5, S. 35-62, hier S. 47.

- ⁹ Zur Definition des Begriffs siehe Walter Schuster, Die Entnazifizierung des Magistrates Linz. In: Fritz Mayrhofer/ders. (Hg.), Entnazifizierung und Wiederaufbau in Linz (= Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1995), Linz 1996, S. 87-205, hier S. 100.
- ¹⁰ StAD, Verwaltungsarchiv, Sch. Gehaltkonto 1945 und 1946 – Angestellte und Beamte, Fasz. Gehaltkonto 1945, Karteikarte R. Golther.
- ¹¹ StAD, Personalakten, o. Sign., Akt Rudolf Golther, Gemeindeamt der Stadt Dornbirn an Liquidator der Einrichtungen des Deutschen Reiches in der Republik Österreich, Wien, 1. Oktober 1952.
- ¹² StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (30.11./1.12.1994), Ordner „Schutz-Polizei (chronol.)“, Stadtpolizei Dornbirn an Besatzungsbehörde im Hause, 13. Juni 1945.
- ¹³ Für Verwaltungsbeamte, die im Zuge der Entnazifizierung nicht entlassen wurden, sind Personalakten vorhanden. Sie enthalten Abschriften von Schriftstücken, die vor 1945 entstanden (etwa von privat aufbewahrten Dienstverträgen). Vereinzelt legte die Personalabteilung des Gemeindeamts auch für Entlassene einen neuen Akt an. Anlass waren – wie bei Rudolf Golther – Anfragen zu Sozialversicherungszeiten.
- ¹⁴ StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (1989), Neues Rathaus-Dachboden, Ordner „001-004“, Waibel an Landeshauptmannschaft, 26. April 1938.
- ¹⁵ Österreichisches Staatsarchiv (fortan: ÖStA), Archiv der Republik (fortan: AdR), Gauakten (fortan: GA) 184.989, Paul Waibel, Personal-Fragebogen zum Antragschein auf Ausstellung einer vorläufigen Mitgliederkarte und zur Feststellung der Mitgliedschaft im Lande Österreich (Dr. Waibel), 2. Juni 1938; Werner Bundschuh, Bestandsaufnahme: Heimat Dornbirn 1850-1950 (Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 8), Bregenz 1990, S. 185; Rudolf Hämmerle, Geschichte der Familie Rhomberg mit Auszug aus dem Dornbirner Familienbuch, Dornbirn 1974, S. 254; diverse politische Gutachten im Zuge der Entnazifizierung enthält StAD, Akz.-Nr. 13/1998, Akt Dr. Paul Waibel; StAD, Typoskript, Miszellensammlung, Sign. 570, Walter Weinzierl [Kreispropagandaleiter], Dornbirns Kampf um die Befreiung 1933-1938 [verfasst 1942], S. 53; Vorarlberger Landesarchiv (fortan: VLA), Bezirkshauptmannschaft (fortan: BH) Feldkirch, III-Pol, 701-1100 1934, Sch. 1198, Bezirkshauptmann an den Sicherheitsdirektor, Plankensteiner Anton, Dornbirn, Information, 22. Oktober 1934.
- Im Zuge seines Entnazifizierungsverfahrens konnte Waibel vor Gericht glaubhaft machen, dass ihm die SS-Mitgliedschaft (bzw. Beförderung zum Untersturmführer) aufgrund seiner Stellung als Bürgermeister ehrenhalber verliehen worden war. Dass er in Dokumenten als vor dem „Anschluss“ beigetretenes SS-Mitglied aufschien, begründete er ebenso wie seine niedere Parteinummer (lt. der er noch vor dem Verbot 1933 zur Partei gestoßen war) mit Manipulationen des Landeshauptmanns Toni Plankensteiner und dessen Sicherheitschefs Alfons Mäser, die beide aus Dornbirn stammten. Sie hätten bezweckt, ihn, der in der illegalen Zeit nicht für die NSDAP in Erscheinung getreten war, dennoch für das Amt des Bürgermeisters zu qualifizieren. Ein von Waibel unterzeichneter Fragebogen ohne Titel (ein handschriftlicher Vermerk auf Seite 1 des Fragebogens lautet „Tiroler RA-Kammer 1941“ vom 20. August 1941 (StAD, Akz.-Nr. 13/1998, Akt Dr. Paul Waibel) nennt den Februar 1933 als SS-Beitrittsdatum, eine frühere Quelle den 1. Jänner 1937. Tiroler Landesarchiv (fortan: TLA), Akt 10 Vr 3641/47 des Landesgerichts Innsbruck (Josef Mähr), SS Zivilabzeichen-Antragsliste, 8. April 1939 (Abschrift 23. Oktober 1947). Sein SS-Akt vermerkt den Eintritt mit März 1933. Bundesarchiv Berlin (ehem. Berlin Document Center), SSO, Waibel, Paul, 24. September 1902.
- ¹⁶ Bundschuh, Bestandsaufnahme (wie Anm. 15), S. 198, 216.

- ¹⁷ StAD, Verwaltungsarchiv, Sch. Gehaltkonto 1939 bis 1944 – Angestellte und Beamte, Fasz. Gehaltkonto 1939/40, Karteikarte Ludwig Rinderer. Nach seinem Tod erhielt seine Witwe eine Pension. Ebd., Fasz. Gehaltkonto 1941/42, Karteikarte Ludwig Rinderers Witwe.
- ¹⁸ StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (18.1.1983), Neues Rathaus-Keller, Ordner „Listen von 1-12“, Parteigenossen welche für das Ehrenzeichen z. Erinnerung an den 13. März vorgeschlagen worden. Bezirk Dornbirn, o.D.; VLA, BH Feldkirch, III-Pol, 1-22 1935, Sch. 1205, Bezirkshauptmannschaft Bregenz an Sicherheitsdirektor für Vorarlberg, Nat.soiz. Bewegung in Vorarlberg, Bericht, 20. Juni 1935.
- ¹⁹ TLA, Akt 10 Vr 3350/47 des Landesgerichts Innsbruck (Josef Dreher), Gend. Posten Dornbirn an Staatsanwaltschaft Feldkirch, 15. April 1946.
- ²⁰ VLA, BH Feldkirch, III-Pol, Allgemeine Akten über die Nationalsozialisten, Sch. 1204, III/17/1934, Sicherheitsdirektor für Vorarlberg, Organisierung der SS-Formationen in Vorarlberg, 29. September 1934; Bundesarchiv Berlin, SS-Personalakten, Akt Mäser, Alfons, geb. 30. Juli 1899; ÖStA, AdR, GA 169.394, Alfons Mäser; TLA, Akt 10 Vr 1443/48 des Landesgerichts Innsbruck, I. u. II. Teil (Alfons Mäser), Protokolle der Zeugenvernehmungen 1947; Stoßtrupp auf dem Weg zum Siege! Die Schutzstaffel in Vorarlberg. In: Vorarlbergs erstes Jahr im Großdeutschen Reich, Sonderbeilage zum Vorarlberger Tagblatt, 11. März 1939, S. 26; Bundschuh, Bestandsaufnahme (wie Anm. 15), S. 313; Walser, NSDAP (wie Anm. 5), S. 78, 124-133; Margit Schönherr, Vorarlberg 1938. Die Eingliederung Vorarlbergs in das Deutsche Reich 1938/39 (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs 3), Dornbirn 1981, S. 46-49, 55.
- ²¹ StAD, Meldeamt, Akz.-Nr. 80/2000, Ordner „Identitätsausweise, Zeugnisse etc. 123/15-123/29“, Liste der Kirchenaustritte, o.D.
- ²² Auf dem Papier gab es 19 Abteilungen, zwei (Kulturpflege sowie Wohn- und Siedlungswesen) waren jedoch nicht besetzt. StAD, Verwaltungsarchiv, Akz.-Nr. 170/2002, Polizei, Zl. I 2-110/1, Geschäftsverteilungsplan der Stadtverwaltung, 6. Mai 1941.
- ²³ Microfilm-Kopie der Ortsgruppenkartei der NSDAP, Bibliothek des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Wien.
- ²⁴ Zur Definition siehe Anton Lingg (Hauptamtsleiter der Reichsleitung der NSDAP), Die Verwaltung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, München 1939, S. 165-167.
- ²⁵ Hugo Meinhart, Parteimitglied und Parteienwärter. Eine quellenmäßige Darstellung unter Berücksichtigung der Rechtsprechung des Obersten Gerichtshofes nach dem Stand vom 1. Mai 1947, Wien o.J., S. 18-21; Schuster, Entnazifizierung (wie Anm. 9), S. 107, 126.
- ²⁶ StAD, Verwaltungsarchiv, Akz.-Nr. 125/2000, Stadtpolizei, Schriftgut (Akten der NSDAP, Kreisleitung Dornbirn), Mappe: „Originallisten der NSDAP und SS“ III, III/87. SS-Standarte, Betrifft Oesterreich-Erinnerungsmedaille, 2. August 1938; ebd., keine Akz.-Nr. (18.1.1983), Neues Rathaus-Keller, Ordner „Listen von 1-12“, Parteigenossen, welche für das Ehrenzeichen z. Erinnerung an den 13. März vorgeschlagen wurden, Bezirk Dornbirn, o.D.; ebd., Typoskript, Miscellensammlung, Sign. 570, Walter Weinzierl [Kreispropagandaleiter], Dornbirns Kampf um die Befreiung 1933-1938 [verfasst 1942], S. 59; VLA, BH Feldkirch, III-Pol, 1-22 1935, Sch. 1205, Bezirkshauptmannschaft Bregenz an Sicherheitsdirektor für Vorarlberg, Nat.soiz. Bewegung in Vorarlberg, Bericht, 20. Juni 1935; ebd., Sch. 1212, Gendarmeriepostenkommando Dornbirn an die BH Feldkirch, Skiklub und Skiverein Dornbirn etc. Politische Einstellung der Vorstandsmitglieder betreffend, 7. Februar 1935.

- ²⁷ Der Schlachthausverwalter Ernst Elsensohn war der Bruder von Hugo Elsensohn, dem als Leiter des Gauamtes für Volkswohlfahrt als einziger unter den Vorarlberger Illegalen nach dem „Anschluss“ der Sprung in eine gehobene Funktion in der Gauleitung in Innsbruck gelang (siehe dazu auch Anm. 5). Auch ein zweiter Bruder, Eugen Elsensohn, verbüßte während des Dollfuß-Regimes eine Haftstrafe im Anhaltelager Wöllersdorf. Schreiber, Machtübernahme (wie Anm. 5), S. 135; ÖStA, AdR, Bundeskanzleramt (BKA), Inneres, Anhaltekosten Salzburg u. Vorarlberg, Karteikarte Eugen Elsensohn.
Der Bruder des Spitals- und Gutsverwalters Karl Feierle, Dr. Erich Feierle, befehligte zeitweilig die illegale Vorarlberger SA. Unser Weg ist Kampf, unsere Haltung Treue! Die SA in Vorarlberg. In: Vorarlbergs erstes Jahr im Großdeutschen Reich, Sonderbeilage zum Vorarlberger Tagblatt, 11. März 1939, S. 25.
Der Bruder des Steueramtsleiters Bruno Bohle, Erwin Bohle, war als „verdienter Kämpfer“ für die Erinnerungsmedaille an den 13. März 1933 vorgeschlagen worden. Er wirkte auch als Kassier für die Ortsgruppe Haselstauden. StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (18.1.1983), Neues Rathaus-Keller, Ordner „Listen von 1-12“, Parteigenossen, welche für das Ehrenzeichen z. Erinnerung an den 13. März vorgeschlagen wurden, Bezirk Dornbirn, o.D.; ebd., Akz.-Nr. 125/2000, Stadtpolizei, Schriftgut (Akten der NSDAP, Kreisleitung Dornbirn), Mappe II, Listen über Blutorden- u. Ehrenzeichentr. [...] Parteifunktionäre etc., Entstehungszeit großteils Mai/September 1945.
- ²⁸ Der Kirchnaustritt Bruno Bohles erfolgte 1939. StAD, Meldeamt, Akz.-Nr. 80/2000, Ordner „Identitätsausweise, Zeugnisse etc. 123/15-123/29“, Liste der Kirchnaustritte, o.D.
- ²⁹ Nach der Ortsgruppenkartei der NSDAP (unter Nicht-Berücksichtigung des Reichsdeutschen Rudolf Golther). Lt. den Registrierungsunterlagen der Entnazifizierung (VLA, BH Feldkirch, NS-Registrierungslisten Dornbirn 1947), die ja hauptsächlich auf den Angaben der ehemaligen Parteimitglieder beruhen, ist der Anteil der erst nach dem Anschluss Beigetretenen („Märzveilchen“) mehr als doppelt so hoch.
- ³⁰ Zumindest enthalten die gesichteten Quellen keine Hinweise auf den Schlachthausverwalter Ernst Elsensohn (Parteieintritt 1. Mai 1938) bzw. den Meldeamtsleiter Engelbert Fend (Parteieintritt 10. September 1931).
- ³¹ Siehe Quellenangaben Anm. 20, außerdem VLA, BH Feldkirch, III-Pol, 1934, Sch. 1195, III/69/1934, Gendarmeriepostenkommando Dornbirn an BH Feldkirch, Verzeichnis von Putzscharen, 27. Januar 1934; ebd., BH Feldkirch III, Politische Expositur Dornbirn, 1-595, Allgemeine Akten 1933, 37/1933, Amt der VlbG. L.Reg, Sicherheitsdirektor (Kriminalbeamter in Dornbirn) an Regierungskommissär in Dornbirn, 7. Oktober 1933; ÖStA, AdR, GA 30.135, Ernst Gross.
- ³² StAD, Stadtvertretungssitzungs-Protokolle, Ratsherrensitzung, 3. April 1939.
- ³³ Schreiber, Machtübernahme (wie Anm. 5), S. 204 ff., 220.
- ³⁴ Z.B. StAD, Personalakten, o. Sign., Akt Alwin Assmann.
- ³⁵ TLA, Akt 10 Vr 2073/1947 des Landesgerichts Innsbruck (Alwin Mäser), Gendarmeriepostenkommando Dornbirn an Landesgericht Feldkirch, Mäser Alwin in Dornbirn Verbrechen nach dem Verbotsgesetz, 25. Februar 1947; StAD, Verwaltungsarchiv, Sch. Gehaltkonto 1939 bis 1944 – Angestellte und Beamte, Fasz. Gehaltkonto 1939/40, Karteikarte Alwin Mäser.
- ³⁶ Nicht im Widerspruch zur oben erwähnten Selbstdarstellung Assmanns, der von 1949 bis 1954 WdU-Abgeordneter im Vorarlberger Landtag und von 1954 bis 1956 National-

ratsabgeordneter war, stehen drei politische Gutachten aus dem Jahr 1946 in: StAD, Personalakten, o. Sign., Akt Alwin Assmann. Zu Assmann siehe außerdem Wolfgang Weber, Hobelspäne. Landtagswahlkämpfe, Parteien und Politiker in Vorarlberg von 1945 bis 1969 (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 43), Győr 2004, S. 60-62.

- ³⁷ StAD, Personalakten, o. Sign., Akt Johann Thurnher bzw. Robert Rhomberg. Einer eigenen, mit dem gesichteten Material aber nicht zu leistenden Betrachtung wert wäre die Frage, ob sich die Amtsführung der beiden änderte. Insbesondere das Fürsorgewesen stellte aufgrund der nationalsozialistischen Verfolgung „Asozialer“ ein heikles Ressort dar.
- ³⁸ StAD, Personalakten, o. Sign., Akt Julius Grabher.
- ³⁹ Vgl. dazu die Ausführungen bei Jeremy Noakes, Nationalsozialismus in der Provinz: Kleine und mittlere Städte im Dritten Reich 1933-1945. In: Horst Möller/ Andreas Wirsching/Walter Ziegler (Hg.), Nationalsozialismus in der Region. Beiträge zur regionalen und lokalen Forschung und zum internationalen Vergleich (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer), München 1996, S. 237-251, hier S. 240.
- Auch der Einfluss eines Erlasses des Reichsinnenministeriums vom 7. März 1939, der Aufschläge bei der Besoldung ermöglichte und allgemein die Karrierechancen *verdiente[r] Nationalsozialisten in der Ostmark* im öffentlichen Dienst verbesserte, ist in Betracht zu ziehen. Von den insgesamt zehn oben als überzeugte Nationalsozialisten qualifizierten Amtsleitern, die nach dem „Anschluss“ in den Dienst der Stadt eintraten, erfolgte bei zweien die Aufnahme erst nach diesem Erlass. Vgl. hierzu Dieter Stiefel, Entnazifizierung in Österreich, Wien 1981, S. 126.
- ⁴⁰ StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (18.1.1983), Meldeblätter zur Registrierung der Nationalsozialisten im Sinne des Art. II d. Verfassungsgesetzes v. 8. Mai 1945, St.G.Bl. Nr. 13, über das Verbot des NSDAP (Verbotsgesetz); außerdem StAD, Personalakten, o. Sign., Akt Julius Grabher.
- Im Unterschied zu Grabher berichtete der 61-jährige Stadtförster, dass Vizebürgermeister Mäser 1941 eine Anzeige gegen ihn *wegen mangelnder nationalsozialistischer Einstellung* und geäußelter Zweifel über den „Endsieg“ mit der Bemerkung *Über ihre weltanschauliche Einstellung machen wir einander nichts vor, [...] wir kennen einander zu gut, aber wir schätzen ihre Arbeitskraft als Forstmann* nicht weiter geleitet hatte. Ebd., Akt Robert Rhomberg.
- ⁴¹ Darunter zu verstehen sind Amtsleiter, Hauptstellenleiter auf Gau- und Kreisebene sowie Ortsgruppenleiter. Bernhard Gotto, Nationalsozialistische Kommunalpolitik. Administrative Normalität und Systemstabilisierung durch die Augsburger Stadtverwaltung 1933–1945 (Studien zur Zeitgeschichte 71), München 2006, S. 128.
- ⁴² StAD, Verwaltungsarchiv, Akz.-Nr. 125/2000, Stadtpolizei, Schriftgut (Akten der NSDAP, Kreisleitung Dornbirn), Übersicht über die Kreisleitung bzw. die vier Dornbirner Ortsgruppen, 8. September 1945; ebd., keine Akz.-Nr. (18.1.1983), Meldeblätter zur Registrierung der Nationalsozialisten im Sinne des Art. II d. Verfassungsgesetzes v. 8. Mai 1945, St.G.Bl. Nr. 13, über das Verbot des NSDAP (Verbotsgesetz). Vgl. hierzu auch Schuster, Entnazifizierung (wie Anm. 9), S. 95 ff.
- ⁴³ Bei diesen nicht der Herrschaftsausübung dienenden Arbeitsplätzen muss mangels Unterlagen die Frage offen bleiben, ob auch hier einerseits Säuberungen, andererseits Aufstockungen stattfanden. Zu ihrer Anzahl im Jahr 1939 siehe StAD, Personalakten, o. Sign., Akt Julius Grabher.

- ⁴⁴ 23 Diensteantritte 1938, 30 (davon 14 nach Kriegsbeginn) 1939, 14 1940, 1 1941. StAD, Verwaltungsarchiv, Sch. Gehaltkonto 1939 bis 1944 – Angestellte und Beamte, Fasz. Gehaltkonto 1939/40. Aufgrund von Fortzahlungen ist davon auszugehen, dass sich unter den 117 Gehaltsempfängern auch als Soldaten Abwesende befanden.
- ⁴⁵ Böhler, Dornbirn (wie Anm. 3), S. 167-171.
- ⁴⁶ Sabine Pitscheider, Die „Neugestaltung“ Innsbrucks nach dem „Endsieg“. In: Rolf Steininger/dies., Tirol und Vorarlberg in der NS-Zeit (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 19), Innsbruck–Wien–München–Bozen 2002, S. 281-297, hier S. 281-285; Jost Dülffer/Jochen Ties/Josef Henke, Hitlers Städte. Baupolitik im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Köln–Wien 1978.
- ⁴⁷ StAD, Verwaltungsarchiv, Akz.-Nr. 159/1998, Stadtbauamt, o.Nr., Ausschreibung, 13. Juni 1938; ebd., keine Akz.-Nr. (30.11./1.12.1994), Stadtamtsdirektion etc., Ordner „Rathausweiterungsbau“.
- ⁴⁸ Dornbirner Gemeindeblatt, 12. März 1939; detaillierte Dokumentation des Bürgermeisters inkl. Kaufvertrag, Rechnungen etc. StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (1989), Neues Rathaus-Dachboden, Ordner „000“, Fasz. „Betrifft Verlegung des Sitzes des Landrates von Feldkirch nach Dornbirn“.
- ⁴⁹ StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (30.11./1.12.1994), Stadtamtsdirektion etc., Ordner „Sportanlage, Friedhof“, Fasz. „Sportanlage Birkenwiese“, Landeshauptmannschaft Vorarlberg an alle Gemeindeämter, 8. Dezember 1938.
- ⁵⁰ Bundesarchiv Berlin (ehem. Berlin Document Center), SSO, Waibel, Paul, 24. September 1902.
- ⁵¹ Das Foto (die in der Legende angegebene Jahreszahl ist falsch) ist auch abgedruckt in: Werner Matt/Hanno Platzgummer/Helga Platzgummer, Geschichte der Stadt Dornbirn, Bd. III: Ortsansichten und Lebenswelten in historischen Fotografien, Dornbirn 2002, S. 90.
- ⁵² Werner Bundschuh, Behüte uns vor der Dreispitzhose... In: Dornbirner Schriften IX (1990), S. 75-79; StAD, gebund. Typoskript ohne. Sign., Chronik Gendarmerieposten, 6850 Dornbirn, S. 45.
- ⁵³ StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (30.11./1.12.1994), Stadtamtsdirektion etc., Ordner „Sportanlage, Friedhof“, Fasz. „Sportanlage Birkenwiese“.
- ⁵⁴ Böhler, Dornbirn (wie Anm. 3), S. 219 f.
- ⁵⁵ 50 Jahre Gromo 1940–1990, o.O. u. J. (Broschüre).
- ⁵⁶ Bereits im August 1938 herrschte in Dornbirn Vollbeschäftigung. Insgesamt waren rd. 1.000 neue Arbeitsplätze entstanden. Böhler, Dornbirn (wie Anm. 3), S. 190.
- ⁵⁷ Ebd., S. 90-94, 102 f.
- ⁵⁸ Tilman Harlander, Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine. Wohnungsbau und Wohnungspolitik in der Zeit des Nationalsozialismus (Stadt Planung Geschichte 18), Basel 1995; Gotto, Kommunalpolitik (wie Anm. 41), S. 214-259.
- ⁵⁹ Böhler, Dornbirn (wie Anm. 3), S. 102, 163 f.
- ⁶⁰ Dornbirn ein Jahr nach dem Anschluß. In: Vorarlbergs erstes Jahr im Großdeutschen Reich, Sonderbeilage zum Vorarlberger Tagblatt, 11. März 1939, S. 30; zu den Modalitäten der staatlichen Förderprogramme siehe Vorarlberger gemeinnützige Wohnungsbau- & Siedlungsgesellschaft m.b.H., Geschäftsbericht 1940, S. 14-16.

- ⁶¹ Neue Heimat Tirol, Innsbruck (fortan: NHT), Bestand VlbG-VOGEWOSI, Alt-Ablage [VOGEWOSI], Mappe 1–5, Box 6; Teil 3, Mappe 1: Handelsgericht, Amtsgericht Feldkirch, Eintragung einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, 20. März 1939.
- ⁶² Alois Tschabrun, Widerstand und Nazi-Orden. „O Du Vorarlberg“. Dornbirn 1987, S. 38.
- ⁶³ NHT, Bestand VlbG-VOGEWOSI, Alt-Ablage [VOGEWOSI], Mappe 1–5, Box 6; Teil 3, Mappe 1: Handelsgericht, Liste der Gesellschafter der Firma „Vorarlberger gemeinnützige Wohnungsbau- & Siedlungsgesellschaft m.b.H.“ mit dem Sitze in Dornbirn, o.D. [18. März 1939].
- ⁶⁴ Vorarlberger gemeinnützige Wohnungsbau- & Siedlungsgesellschaft m.b.H., Geschäftsbericht 1940, S. 2.
- ⁶⁵ StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (1989), Neues Rathaus-Dachboden, Ordner „113-122“, Kreisleiter Plankensteiner an Gauleitung Tirol-Vorarlberg der NSDAP, der Gaupresseamtsleiter, Innsbruck, 21. Juli 1939.
- ⁶⁶ 50 Jahre Gromo (wie Anm. 55).
- ⁶⁷ Walser, NSDAP (wie Anm. 5), S. 109; StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (30.11./1.12.1994), Stadtamtsdirektion etc., Ordner „Sportanlage, Friedhof“, Fasz. „Sportanlage Birkenwiese“, Schreiben Theodor Rhomberts, 22.3.1939.
- ⁶⁸ NHT, Bestand VlbG-VOGEWOSI, Tochtergesellschaft und Fusion, Mappe 1–6, Box 4; Teil 3, Mappe 4: ohne [neu: Fusion-Varia], Niederschrift über die ordentliche Generalversammlung der Vorarlberger Gemeinnützigen Wohnungsbau- & Siedlungsgesellschaft m.b.H. Dornbirn, 6. Juli 1941; StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (1989), Neues Rathaus-Dachboden, Ordner „113-122“, Kreisleiter Plankensteiner an Gauleitung Tirol-Vorarlberg der NSDAP, der Gaupresseamtsleiter, Innsbruck, 21. Juli 1939.
- ⁶⁹ Gebhard Greber, „Sie sollen uns willkommen sein.“ Die Südtiroler Umsiedler in Vorarlberg. In: Bludenzer Geschichtsblätter (1990), Heft 6, S. 11-59, hier S. 20 f.; Helmut Alexander, Die Geschichte der Wohnungs- und Siedlungsges.m.b.H. „Neue Heimat Tirol“. In: Die Geschichte der „Neuen Heimat Tirol“, hg. v. d. „Neuen Heimat Tirol“, Innsbruck 2004, S. 11-91, 157-170, hier S. 20 f.; Tschabrun, Widerstand (wie Anm. 62), S. 43 f.
- ⁷⁰ Gebhard Greber, Heiligenbilder statt Führerbilder. Zur Ansiedlung von Südtiroler Optanten in Dornbirn. In: Dornbirner Schriften IX (1990), S. 108-122, 109; ders., „Sie sollen uns willkommen sein.“ (wie Anm. 69), S. 19; Böhler, Dornbirn (wie Anm. 3), S. 191; Bundschuh, Bestandsaufnahme (wie Anm. 15), S. 230; Harald Walser, Bombengeschäfte. Vorarlbergs Wirtschaft in der NS-Zeit (Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 6), Bregenz 1989, S. 55 f., 116; StAD, Verwaltungsarchiv, keine Akz.-Nr. (1991), Bauamt, Zl. 18 bzw. 101, Stadtbaumeister an Kreisbauernschaft, Bregenz, 12. Juli 1940 bzw. Dreher an Arbeitsamt Bregenz, 13. November 1943; Vorarlberger gemeinnützige Wohnungsbau- & Siedlungsgesellschaft m.b.H., Geschäftsbericht 1940, S. 7-11, 14.
- ⁷¹ StAD, Verwaltungsarchiv, Akz.-Nr. 125/2000, Stadtpolizei, Schriftgut (Akten der NSDAP, Kreisleitung Dornbirn), VOGEWOSI an Kreisleitung, Politische Leiter Wohnungen in den Südtiroler Siedlungen, 21. Juli 1942; Bundschuh, Bestandsaufnahme (wie Anm. 15), S. 230.
- ⁷² StAD, Verwaltungsarchiv, Akz.-Nr. 125/2000, Stadtpolizei, Ordner Nr. V, „1938–45. NSDAP Akten“, Kreisleiter an Gauleiter und Reichsstatthalter, Umsiedlung Südtirol, Wohnungsansuchen des Oelz Ludwig, 29. April 1941; siehe auch den identischen Fall

des Pg. und SA-Mitglieds Alois Pinzger (ebd.; lose eingelegte Schreiben im Index „Pol. Belastete“).

- ⁷³ Zit. n. Greber, (wie Anm. 70), S. 114.
- ⁷⁴ Schreiber, Machtübernahme (wie Anm. 5), S. 97 ff., 103-111; Schönherr, 1938 (wie Anm. 20), S. 108 ff.
- ⁷⁵ Alexander, Geschichte (wie Anm. 69), S. 16, 24-27.
- ⁷⁶ Bei anders gelagerten Vorzeichen hält Gotto Gleiches für Augsburg fest. Gotto, Kommunalpolitik (wie Anm. 41), S. 229.
- ⁷⁷ Schuster, Stadtgeschichtsforschung (wie Anm. 8), S. 45-55.
- ⁷⁸ Aufgrund von Eingemeindungen und Südtiroler-UmsiedlerInnen überschritt die Innsbrucker Bevölkerung (1939: 78.395 Pers.) 1943 die 100.000 Einwohner-Marke (102.865 Pers.). Klaus Lugger, Wohnbau sozial. Innsbruck von 1900 bis heute, Innsbruck 1993, S. 43.
- ⁷⁹ Zu ihnen zählten Bregenz, Feldkirch, Bludenz, Landeck, Imst, Innsbruck, Hall, Schwaz, Kufstein und Kitzbühel. In der Aufstellung fehlt Lienz, da Osttirol dem Gau Kärnten angeschlossen wurde. Reutte, obwohl Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, ist bis zum heutigen Tag Marktgemeinde.
- ⁸⁰ Gerhard Wanner, Geschichte der Stadt Feldkirch 1914-1955 (Schriftenreihe der Rheticus Gesellschaft 39), Feldkirch 2000.
- ⁸¹ Roman Spiss, Landeck 1918-1945. Eine bisher nicht geschriebene Geschichte (Schlern-Schriften 307), Innsbruck 1998.
- ⁸² Manfred Thurner, Imst unter dem Hakenkreuz. In: Imster Stadtbuch, hg. v. der Stadtgemeinde Imst, Imst 1997, S. 167-198; ders., Die Bürgermeister der Stadt Imst. In: ebd., S. 401-409. Beide Beiträge enthalten ein Quellen- und Literaturverzeichnis, aber keine Fußnoten.
- ⁸³ Horst Schreiber, Von inbrünstiger Begeisterung und dem Grauen der Barberei: Schwaz unter nationalsozialistischer Herrschaft 1938-1945. In: Schwaz. Der Weg einer Stadt, hg. v. der Stadtgemeinde Schwaz. Innsbruck 1999, S. 121-185.
- ⁸⁴ Benedikt Bilgeri, Bregenz. Geschichte der Stadt, Wien-München 1980, S. 589-597.
- ⁸⁵ Franz Biasi, Kufstein. 600 Jahre Stadt 1393-1993, Innsbruck-Wien 1992, S. 234-248.
- ⁸⁶ Spiss, Landeck (wie Anm. 81), S. 269 f.; Wanner, Feldkirch (wie Anm. 80), S. 165 f.; Biasi, Kufstein (wie Anm. 85), S. 237 f.; Bilgeri, Bregenz (wie Anm. 84), S. 590; kritisch dazu Schreiber, Machtübernahme (wie Anm. 5), S. 179, 204 f., 223 ff.
- ⁸⁷ Schreiber, Machtübernahme (wie Anm. 5), S. 217. Zu Amtsenthebungen siehe auch Franz-Heinz Hye, Die „Gauhauptstadt“ Innsbruck in der Zeit von 1938-1945. In: Tirol 1938. Voraussetzungen und Folgen, Ausstellung des Landes Tirol, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck, 9. März bis 10. April 1988, Innsbruck 1988, S. 56-73, hier S. 59.
- ⁸⁸ Der im April 1936 zum Bürgermeister gekürte Josef Herold amtierte bis kurz vor seinem Tod am 4. November 1938, sein Nachfolger war Erwin Müller. Eduard Widmoser, Blick in das Leben der Stadt. In: Stadtbuch Kitzbühel, Bd. IV: Von der Vergangenheit bis zur Gegenwart, hg. v. d. Stadtgemeinde Kitzbühel, o.O. 1971, S. 243-388, hier S. 279.

- ⁸⁹ Bregenz: Carl Solhardt, 1938-1945. Walser, NSDAP (wie Anm. 5), S. 93 f.
 Feldkirch: Erwin Hefel, 1938-1943, Hermann Lange, 1943-1945. Wanner, Feldkirch (wie Anm. 80), S. 162-166.
 Landeck: Rudolf Bunza, 1938-1939, Hermann Bursian, 1939-1945. Spiss, Landeck (wie Anm. 81), S. 269 f.
 Innsbruck: Egon Denz, 1938-1945. Schreiber, Machtübernahme (wie Anm. 5), S. 28, 133.
 Imst: Ferdinand Jenewein, 1938-1939, Erich Sauerbier, 1939-1945. Thurner, Imst (wie Anm. 82), S. 167, 176, 178; ders., Bürgermeister (wie Anm. 82), S. 404 f.
 Hall: Silvio Jud, ab 1938. Melanie Wiener, Hall in Tirol 1918-1938, phil. Diplomarbeit Innsbruck 2002, S. 128.
 Schwaz: Hans Ebenbichler 1938-1945. Schreiber, Begeisterung (wie Anm. 83), S. 146.
 Kufstein: Hans Reisch, 1938-1939, Max Schierl, 1939-1941, Siegfried Dillersberger, 1943-1945. Biasi, Kufstein (wie Anm. 85), S. 237 f., 244. Reisch war bereits vor der ständestaatlichen Zeit Bürgermeister gewesen. Schreiber, Machtübernahme (wie Anm. 5), S. 217.
- ⁹⁰ Spiss, Landeck (wie Anm. 81), S. 227, 229 f., 233 f.; Wanner, Feldkirch (wie Anm. 80), S. 55, 150; Bilgeri, Bregenz (wie Anm. 84), S. 594; Schreiber, Begeisterung (wie Anm. 83), S. 160 f.; Biasi, Kufstein (wie Anm. 85), S. 239 f.; Lugger, Wohnbau (wie Anm. 78), S. 43; Horst Schreiber, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Nazizeit in Tirol (Geschichte & Ökonomie 3), Innsbruck 1994, S. 43-47; Arnold Klotz, Stadtplanung und Städtebau in Innsbruck in den Jahren 1938-1945. In: Wilhelm Rausch (Hg.), Die Städte Mitteleuropas im 20. Jahrhundert (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas VIII), Linz 1984, S. 177-233, hier S. 226.
- ⁹¹ Wie Anm. 90, außerdem Arnold Klotz, Stadt Kufstein. Städtebauliche Entwicklung und Gestaltung. Kufstein 1988, S. 94-96; Thurner, Imst (wie Anm. 82), S. 182; Alexander, Geschichte (wie Anm. 69), S. 28.
- ⁹² Z.B. Gotto, Kommunalpolitik (wie Anm. 41); Sabine Mecking/Andreas Wirsching (Hg.), Stadtverwaltung im Nationalsozialismus. Systemstabilisierende Dimensionen kommunaler Herrschaft (Forschungen zur Regionalgeschichte 53), Paderborn 2005; Detlef Schmiechen-Ackermann/Steffi Kaltenborn (Hg.), Stadtgeschichte in der NS-Zeit. Fallstudien aus Sachsen-Anhalt und vergleichende Perspektiven (Geschichte. Forschung und Wissenschaft 13), Münster 2005.
- ⁹³ Zit. n. Schreiber, Machtübernahme (wie Anm. 5), S. 195; Schuster, Entnazifizierung (wie Anm. 9), S. 107; Stiefel, Entnazifizierung (wie Anm. 39), S. 125 f.
- ⁹⁴ Böhler, Dornbirn (wie Anm. 3), S. 176-188, 202-206, passim.

Nachkriegsidentitäten in Vorarlberg

Eine Leseanleitung

Renate Huber

Wenn Sie nun diesen Beitrag lesen, der auf meinem am 11. März 2005 im Dornbirner Rathaus gehaltenen Vortrag „Nachkriegsidentitäten in Vorarlberg“ basiert, dann sind all jene Veranstaltungen rund um die Feierlichkeiten zu „60 Jahre Kriegsende“, „50 Jahre Staatsvertrag“, „10 Jahre EU-Mitgliedschaft“ u.a. bereits wieder Geschichte. Möglicherweise sind diese Jubiläen in der nunmehrigen Erinnerung bereits wieder sehr weit aus dem Fokus der aktuellen Geschichtsdiskussionen weggerückt und haben anderem Platz gemacht. Verschwunden sind diese Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit jedoch keineswegs, haben sie sich nun doch sozusagen eben als weitere ‘Ablagerungen’ über frühere ‘Erinnerungsschichten’ des kollektiven Gedächtnisses drüber gelegt.

Blicken wir also nochmals auf das Jahr 2005 zurück! Dieser wie auch eine ganze Reihe anderer Vorträge fanden nicht zuletzt deshalb statt, weil dieses Jahr 2005 in unserer Gesellschaft als besonderes Jahr angesehen wurde, in dem auf mehrere bedeutungsvolle Ereignisse der Vergangenheit zurückgeschaut werden konnte. Es wurde daher auch als „Gedankenjahr“ oder als „Jubiläumsjahr“ bezeichnet.



Jubiläumsjahr 2005
Vorarlberg. Österreich. Europa.

Mein Vortrag fand in dieser Form aber auch deshalb statt, weil auch meine eigenen Forschungen in einem gewissen Zusammenhang mit diesen Jubiläen stehen. Überspitzt formuliert könnte man sogar sagen, dass ich Ihnen an dieser Stelle möglicherweise gar nichts thematisch Passendes präsentieren könnte, hätte es diese Verknüpfungen in meiner eigenen Forscherinnenbiographie nicht gegeben.

So waren es etwa nicht zuletzt die Feierlichkeiten rund um die Thematik „50 Jahre Kriegsende“ im Jahre 1995 – also vor rund einem Jahrzehnt –, die mein Interesse an der Nachkriegszeit nachhaltig vertieften und in mir den Plan reifen ließen, meine Diplomarbeit zu dieser Zeitperiode zu schreiben. Es wurde eine Arbeit zum Thema des „Alltagslebens von Frauen in Vorarlberg unter französischer Besetzung“.¹

Dieses ebenfalls jubiläumsträchtige Jahr 1995 brachte uns auch den Beitritt zur Europäischen Union – der Begriff ‘Europa’ steht im oben eingefügten Logo der Vorarlberger Landesregierung zu den Jubiläen des Jahres 2005 denn auch als konsequente Weiterführung in einer Reihe mit den Verortungen ‘Vorarlberg’ und ‘Österreich’. Innerösterreichische Entwicklungen ebenso wie eine Art Aufbruchstimmung aufgrund dieses EU-Beitrittes mögen das österreichische Wissenschaftsministerium in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre dazu bewogen haben, einen großen, interdisziplinär angelegten Forschungsschwerpunkt zum Thema „Fremdenfeindlichkeit: Erforschung, Erklärung, Gegenstrategien“ zu initiieren. Im Rahmen eines vergleichend angelegten Projektes zu Eigen- und Fremdwahrnehmungen aus historischer Perspektive an der Uni Salzburg bzw. am Ludwig-Boltzmann-Institut für Gesellschafts- und Kulturgeschichte in Salzburg innerhalb dieses Forschungsschwerpunktes konnte ich meine Forschungen zur Nachkriegszeit in Vorarlberg fortsetzen und damit weitere Ergebnisse in den historischen Diskurs einbringen. Aus diesem Projekt ist der Sammelband mit dem Titel „Walz – Migration – Besetzung. Historische Szenarien des Eigenen und des Fremden“ entstanden.²

Ein noch engerer Zusammenhang zum EU-Beitritt Österreichs lässt sich bei meinem nächsten großen Projekt konstatieren, das inzwischen auch in Buchform unter dem Titel „Identität in Bewegung. Zwischen Zugehörigkeit und Differenz. Vorarlberg 1945-1965“³ vorliegt. Diese Arbeit bildet im übrigen auch die wesentlichste Grundlage für

diesen Aufsatz. Mit dem Beitritt zur EU hat sich die Republik Österreich nämlich verpflichtet, jedes Jahr einem österreichischen Forscher bzw. einer österreichischen Forscherin pro *Department* ein Doktoratsstipendium am *European University Institute* (EUI) in Florenz zur Verfügung zu stellen. An dieser Institution, die Ende der 1970er Jahre von den damaligen Mitgliedsländern der EG gegründet wurde, um sicherzustellen, dass die Europäische Integration gerade auch auf der Forschungsebene nachhaltig vorangetrieben wird, konnte ich meine Forschungen zu verschiedensten Identitätsentwürfen am Beispiel der Vorarlberger Nachkriegsgesellschaft weiterführen und vertiefen. Als Produkt entstand am *Department of History and Civilisation* meine Doktorarbeit,⁴ die am EUI selbst thematisch ganz klar im Kontext der Erforschung von *europäischen* Identitäten stand und steht.

Mit diesem kleinen Exkurs wollte ich einerseits meine ganz persönlichen Berührungspunkte zu diesen Jubiläen aufzeigen. Auf der anderen Seite wollte ich damit auch verdeutlichen, dass das gemeinsame Erinnern an Kriegsende und Staatsvertrag einerseits und an den Beitritt zur Europäischen Union andererseits, welches auf den ersten Blick vorwiegend durch die runden Zahlen der Jubiläen zusammen gehalten wird, durchaus Sinn macht. Denn diese Ereignisse stehen allemal in einem gemeinsamen Kontext. Oder anders ausgedrückt, jeder Auseinandersetzung mit dem Themenfeld der Europäischen Integration muss fast zwangsläufig eine Beschäftigung mit den „Nachkriegsidentitäten“ vorangehen – nämlich „Nachkriegsidentitäten“ verstanden als Identifikationsmöglichkeiten und Abgrenzungspraktiken in diesen Nachkriegsgesellschaften in Bezug auf regionale und nationale Zugehörigkeit, auf Geschlechterrollen etc., die sich teilweise grundlegend verschoben hatten. Denn erst die Neuordnung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg mit all den damit verbundenen Schwierigkeiten und Chancen schuf die Grundlage für die Vorstellung einer gemeinsamen europäischen Wertegesellschaft, die in der Europäischen Union zumindest in Ansätzen versucht wird umzusetzen.

Sich mit dieser Thematik der Identitätsentwürfe im Nachkriegseuropa auseinanderzusetzen, bedeutet deshalb auch gleichzeitig, die europäische Integration einen wichtigen Schritt weiterzutragen. In der

Umkehrperspektive legt dies jedoch auch nahe, dass wir ZeitgenossInnen am Beginn des 21. Jahrhunderts im Zeitalter von zunehmender Globalisierung, Vernetzung und radikalen Umgestaltungen auf technologischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene es uns nicht leisten sollten, diese Wurzeln nicht mehr zu kennen, diese nicht mehr als Teil unserer eigenen Verortung mitzudenken.

Allerdings muss man sich auch von der Vorstellung verabschieden, in der Auseinandersetzung mit der Geschichte die Vergangenheit sozusagen 1:1 wieder auferstehen lassen zu können, denn diese Vergangenheit selbst ist unwiederbringlich vorbei. Vielmehr bestimmen unsere eigenen Erfahrungen, unser eigener Standort, welche Fragen wir an die Geschichte stellen. Sie bestimmen auch, in welcher Form solche Ereignisse wie etwa das Kriegsende oder die Unterzeichnung des Staatsvertrages von Einzelpersonen, von Individuen erinnert werden, wie eine Gesellschaft mit solchen 'Jubiläen' umgeht, aber auch wie sich Machtträger ihrer bedienen, um eigene Interessen besser durchsetzen zu können.

Es hat ja bereits eine breite Diskussion darüber eingesetzt, inwieweit nun dieses 'Jubiläumsjahr' dazu diene, das historische Wissen der österreichischen Bevölkerung zu mehren oder doch eher den Hintergrund hatte, die Machtbasis der politischen Eliten abzusichern. Außer Frage steht, dass nicht zuletzt über solche Eingriffe in den Erinnerungsprozess in einem beachtlichen Ausmaß Identitätswürfe angepasst und überformt, ja, möglicherweise sogar neu 'erfunden' werden. Dies gilt für das machtpolitische Kalkül ebenso wie auf der gesellschaftlichen als auch auf der individuellen Ebene – und zwar sowohl im Hinblick auf regionale und nationale als auch auf andere Zugehörigkeiten.

Kurz zusammengefasst: Erinnerungsprozesse haben großen Einfluss auf Identitätskonzeptionen. Indem alte Erinnerungen zugedeckt bzw. durch andere ersetzt oder Leerstellen in unserem historischen Verständnis mit neuem Inhalt angefüllt werden, verändern sich diese Identitätskonzeptionen. Identitäten bestehen somit auch nicht von Natur aus, sondern werden immer über Diskurse, über kommunikative Prozesse erzeugt. Dass gerade die Machtträger und Eliten daran wesentlichen Anteil haben, ist unbestritten. Doch wäre die reine Analyse

von Elitendiskursen eben nur ein Teil der Geschichte, wie Identitäten produziert und reproduziert werden, welche ohne die Einbeziehung der Handlungsstrategien und Praktiken von einzelnen Mitgliedern innerhalb einer Gesellschaft ein ziemlich verzerrtes Bild ergeben würde.

Lassen Sie mich dies auch mittels eines Zitates kurz illustrieren, nämlich anhand des Vorwortes von Landeshauptmann Dr. Herbert Sausgruber im Programmheft zu dieser Veranstaltungsreihe des Landes Vorarlberg.

Unter dem Titel „Aufbruch in eine neue Zeit“ schreibt er: „2005 können wir als Österreicher und Vorarlberger mehrere erfreuliche Jubiläen feiern – die Befreiung von der nationalsozialistischen Diktatur, die Wiedergründung des Landes Vorarlberg und der Republik Österreich 1945, den Staatsvertrag von 1955, mit dem Österreich seine volle völkerrechtliche Souveränität wiedererlangte, und den Beitritt Österreichs zu einer Europäischen Union 1995, die vor 60 Jahren als Utopie erscheinen musste.“ Im letzten Absatz fügt er hinzu: „Ohne die Schattenseiten zu vergessen, wollen wir uns an den beinahe unglaublichen Aufbruch in eine neue Zeit erinnern. Lassen wir uns im Jubiläumsjahr von diesem Aufbruchwillen, vom Optimismus der Aufbauzeit anstecken.“⁵

Hier fungiert Landeshauptmann Sausgruber ganz klar als heutiger Machträger und wichtigster Repräsentant des Landes Vorarlberg. Mit seiner bis ins Detail politisch korrekten Formulierung im Hinblick auf eine schwierige historische Sachlage transportiert er dennoch eindeutige politische Statements. Etwa durch die Reihung der Wiedergründung des Landes Vorarlberg vor jener der Republik Österreich wird von ihm ein entsprechend lesbares Signal an die Vorarlberger Bevölkerung gesendet. Die Aufforderung eines Repräsentanten der größeren Regierungspartei auf Landes- und auf Bundesebene, weniger die negativen gegenwärtigen und vergangen Aspekte denn die positiven zukünftigen zu sehen, steht in einer wirtschaftlich schwierigen Zeit zweifelsohne in einem engen Zusammenhang mit machterhaltenden und -stabilisierenden strategischen Überlegungen der eigenen Partei im Hier und Jetzt. Er greift mit diesem Vorwort ohne Zweifel in den aktuellen Erinnerungsprozess ein und nimmt Anteil an bestimmten Mythenproduktionen, was seiner Rolle als Landeshauptmann durchaus entspricht.

Nicht so offensichtlich versteckt sich in diesem Zitat auch eine andere Rolle, nämlich dann, wenn man sich vor Augen hält, dass Herbert Sausgruber im Laufe diese 'Jubiläumsjahres' seinen 60. Geburtstag feiern wird. Er ist also im wahrsten Sinne des Wortes ein Kind dieser Nachkriegszeit. Das soll zum einen zeigen, dass auch politische Machtträger nicht bereits als solche auf die Welt kommen, sondern genauso Perioden in ihrem Leben haben, in denen sie in einem bestimmten gesellschaftlichen Gefüge sozialisiert werden, Perioden, in denen sie zwar Erfahrungen bestimmter Bevölkerungsgruppen (oder auch nicht), aber nicht jene der Eliten teilen. Anders formuliert, sie bewegen sich da in einem Umfeld, in dem andere Mächtige ganz stark gesellschaftliche Eckpfeiler vorgeben, in dem sie aber als Individuum einen bestimmten Spielraum für ihre eigenen Handlungen haben. Dies bedingt natürlich eine ganz andere Rollenzuordnung innerhalb einer Gesellschaft.

Mit diesem Gedankenkonstrukt – festgemacht an der Person des Landeshauptmanns – habe ich zwei unterschiedliche Zeitabschnitte, nämlich die jetzige Gegenwart und die vergangene Nachkriegszeit, und zwei unterschiedliche Positionierungsvarianten von persönlichem Handeln ins Spiel gebracht. Diese erscheinen mir für das Verständnis der Mechanismen wichtig, wie denn gerade in der spezifischen Situation der Nachkriegszeit bestimmte regionale und nationale, aber auch Geschlechter-Identitäten gefestigt bzw. erzeugt werden konnten.

Ich werde einige konkrete Beispiele von Identitätskonstruktionen aus dem Erfahrungsrepertoire der Vorarlberger Nachkriegsgesellschaft herausgreifen. Dabei werde ich von Zeit zu Zeit die Perspektive wechseln, d.h. ich werde zwischen prägenden Diskursen der handelnden Eliten und eher marginalisierten oder gar tabuisierten Identitätsentwürfen von Individuen hin und her pendeln. Das ist ein ziemlich prototypischer Zugang und soll natürlich nicht vergessen machen, dass zwischen den verschiedenen Ebenen ganz viele Verknüpfungen bestanden, die nur hier nicht im Detail dargelegt werden können. Einen Hinweis zu diesen Wechselwirkungen möchte ich jedoch noch unterbringen, und zwar anhand des nachfolgend eingefügten Bildes.



Man geht davon aus, dass jeder Mensch über eine ganze Reihe von verschiedenen Identitäten verfügt, sei dies nun eine männliche, eine weibliche, eine regionale, eine nationale, eine europäische oder sei dies die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Berufsgruppe, einem sozialen Milieu oder einer Religionsgemeinschaft etc. etc. In der akademischen Sprache wird dafür auch der Begriff der 'Patchwork-Identitäten' verwendet, für welchen mir diese Sammlung an bunten Kreiden ein sehr treffendes Sinnbild zu sein scheint.

Stellen Sie sich nun einfach diese Kreiden als Malkasten für Ihre vielfältigen Identitätsentwürfe vor! Welche Farbe würden Sie denn wählen, um sich selbst darzustellen? Etwa blau, weil dies ausgezeichnet zu Ihren Augen passt, oder gelb, das dem Bedürfnis nach mehr Sonne Rechnung trägt? Aus dieser Perspektive würde ich sagen, dass uns dieses Bild etwas über die freie Wahlmöglichkeit verrät.

Dieses Bild – so würde ich hinzufügen – zeigt uns jedoch ebensoviel über Konventionen, Traditionen und mögliche Grenzen, wenn wir nur einen Schritt weiterdenken. Ein Kleidungsstück in dieser spezifischen Farbkombination würde sich wohl ohne Probleme für eine indische Hochzeitszeremonie eignen, während es wohl für ziemlich einige an-

dere Lebenssituationen kaum passen würde. Oder können Sie sich diese Farbkonstellation etwa auf dem Tarnanzug eines Soldaten vorstellen? Es können also nicht beliebig alle verfügbaren Bausteine herangezogen werden, um bestimmte Identitäten herzustellen. Wenn Sie sich nun noch die möglichen Farbnuancen etwa der Herrenmode aus der Zeit nach dem Krieg bis in die Zeit des 'Wirtschaftswunders' hinein mitdenken, dann können Sie sich sicher auch vorstellen, dass die Nachkriegsgesellschaft sehr viel restriktiver mit gesellschaftlich akzeptierten Identitätsentwürfen umging als dies in unserer heutigen pluralistischen Gesellschaft der Fall ist.

Identitäten werden insbesondere dann zum Problem, wenn sie in Zeiten der Krise, in Zeiten tiefgreifender Veränderungen durch die Erosion und die Zerrüttung etablierter sozialer Strukturen in ihren Grundfesten erschüttert werden.⁶ In der spezifischen Konstellation des Jahres 1945 in Österreich war durch den Zusammenbruch des bestehenden Systems zumindest teilweise ein Vakuum entstanden, das viel Spielraum für Neues offen ließ, aber auch bestimmte Handlungsstrategien überhaupt erst notwendig machte.⁷ Gerade die Konstellation einer 'Gesellschaft in Krise' in der Nachkriegszeit führte denn auch von seiten der Eliten zu spezifischen Stabilisierungsmaßnahmen, die man mit Begriffen wie 'Normalisierung', 'Heimatmachung' und 'Re-Austrifizierung' umschreiben könnte. Diese Maßnahmen verstärkten wiederum deutliche Grenzbeziehungen zwischen 'Wir' und 'die Anderen'.⁸

Es ging dabei natürlich auch darum, eigene Machtpositionen abzusichern. So wurden in dieser Nachkriegszeit mit Vorliebe Begriffe mit dem Wortstamm 'wieder' verwendet: Wiederauferstehung, Wiedererstehung, Wiedererrichtung, Wiedergeburt und – *last but not least* – der überhaupt problematische Ausdruck Wiederaufbau. Sie alle suggerierten sowohl Bruch als auch Anknüpfung, und zwar den Bruch mit der Zeit des Nationalsozialismus, die Anknüpfung an die Zeit davor, nämlich an die 'österreichische' Zeit, wobei die Referenz – Monarchie, Erste Republik oder Ständestaat – höchst selten eindeutig war.⁹ Mit dieser Wortwahl wurde nicht nur der Verankerung des Opfermythos¹⁰ als auch einer Umdeutung des Nationalsozialismus als reine Zwischenzeit, sozusagen als deutsche 'Fremdherrschaft', innerhalb des österreichischen Erinnerungsrepertoires Vorschub geleistet, sondern

quasi auch die österreichische Geschichte umgeschrieben. Anders formuliert: Mit der nachdrücklichen Betonung des 'Österreichischen' vor und nach dem Krieg wurde aus all den Diskontinuitäten rund um den Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie mit der damit verbundenen Umwandlung in einen republikanischen Kleinstaat im Jahre 1918 und der erneuten Umwandlung der Republik Österreich in den autoritären Ständestaat Österreich 1933/34, natürlich ganz zu schweigen vom 'Anschluss' an das Deutsche Reich im Jahre 1938, nun mehr oder weniger ein 'Kontinuum Österreich' geformt.¹¹ Die Konstruktion von Kontinuitäten innerhalb der eigenen Geschichte erzeugt allemal Legitimität für die politischen Akteure – in Formulierungen wie etwa das „tausendjährige Reich“ oder die „tausendjährige Geschichte der Habsburger“ ist dies auch leicht abzulesen.

Ein weiteres probates Mittel, die eigene Macht zu legitimieren, wird in der nach dem Krieg eingeführten österreichischen Bundeshymne besungen. Im 1946 entstandenen Text heißt es dort:

*„Land der Berge, Land am Strome,
Land der Äcker, Land der Dome,
Land der Hämmer zukunftsreich!
Heimat bist du großer Söhne, [Hervorh. R. H.]
Volk begnadet für das Schöne,
vielgerühmtes Österreich.
Vielgerühmtes Österreich.“¹²*

Neben landschaftlichen Einschreibungen und ihren identifikationsstiftenden Sinngehalten wurde ganz gezielt das Gedenken an Helden eingesetzt, um Konstanz und Beständigkeit innerhalb der eigenen Geschichte zu signalisieren.

Welchen Geschlechts diese Heroen jedoch zu sein hatten, um auf dem nationalen Olymp einen Platz zu bekommen, wird in der Bundeshymne ebenfalls besungen. Die 'Heimat der großen Söhne' ließ für weibliches Heldentum wenig bis keinen Platz, Heldentaten waren und sind möglicherweise bis heute männlich konnotiert. Weibliche Identifikationsfiguren im nationalen Kontext wurden vorwiegend in ihrer passiv kon-

struierten Rolle als ehrbare Mütter, als Mütter der Nation, stilisiert. Das Rollenspektrum männlicher Heroen reichte hingegen vom jungen, draufgängerischen Kämpfer bis hin zum besonnenen Gründungsvater im gesetzten Alter.¹³

Ein historischer Held schien dem Bundesland Vorarlberg jedoch gefehlt zu haben, wurde doch in entsprechenden Diskursen der Nachkriegszeit zumeist auf Helden aus benachbarten Regionen – nämlich Wilhelm Tell und Andreas Hofer¹⁴ – zurückgegriffen. Beide Figuren – hier die Schweizer Sagengestalt und der angebliche Jäger und Meisterschütze Wilhelm Tell, da der Tiroler Nationalheld und streitbare Gastwirt Andreas Hofer – verkörpern sehr Ähnliches, hatten sich doch beide im Kampf um die Freiheit 'ihres Volkes' – der eine gegen die verhassten Habsburger, der andere gegen die feindlichen Bayern und Franzosen – hervorgetan. Trotzdem wurden sie in Vorarlberg als diskursive Symbole äußerst unterschiedlich eingesetzt. Während Wilhelm Tell in den politischen Diskursen in Vorarlberg implizit oder explizit immer als positiv aufgeladene Identifikationsfigur transportiert wurde, blieb die Figur des Andreas Hofer in dieser Nachkriegszeit eher ein Randphänomen.

Vor dem Hintergrund der realen Beziehungen des Bundeslandes Vorarlberg zu seinen Nachbarn – die Schweiz als angrenzender Nationalstaat, Tirol als benachbartes Bundesland – lässt sich dieser scheinbare Widerspruch auch unter anderen Vorzeichen lesen. In der Ausblendung des Andreas Hofer, der sehr eindeutig als Symbol für 'Tiroler Identität' stand und steht, mag die politische Zielrichtung „Los von Tirol“ der politischen und religiösen Eliten des Landes durchklingen. Dieser Loslösungsprozess, der die politischen Diskussionen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts mitbestimmte, gipfelte in der noch vor der Ausrufung der Republik Österreich vollzogenen Selbständigkeitserklärung des Landes Vorarlberg im November 1918. Allerdings wurde Vorarlberg während der Zeit des Nationalsozialismus dem Gau Tirol-Vorarlberg zugeschlagen und wiederum von Innsbruck aus verwaltet. Die 1945 wiedererlangte autonome Landesverwaltung bildete daher einen wichtigen Mosaikstein im Hinblick auf die Konstruktion einer Vorarlberger Identität.¹⁵ Ironie der Geschichte: Selbst nach der Befreiung vom nationalsozialistischen Regime sollte Vorarlberg zu-

mindest in Besatzungsbelangen weitere zehn Jahre von Innsbruck, dem Sitz der französischen Militärverwaltung, aus verwaltet bleiben. Die Beziehungen zur Schweiz können hingegen ganz anders charakterisiert werden. Freilich war auch hier das Verhältnis ein durchaus ambivalentes, und zwar sowohl in der Nachkriegszeit selbst¹⁶ als auch historisch gesehen. Dies lässt sich etwa daran ersehen, dass Vorarlberg nach dem gescheiterten Anschlussversuch kurz nach dem Ersten Weltkrieg in der zeitgenössischen Presse mit süffisantem Unterton als „Kanton Übrig“ bezeichnet wurde.¹⁷ Allerdings bot die reiche Nachbarin, die nicht von Kriegsschäden – weder physischer noch psychischer Natur – betroffen war, genügend positive Identifikationsmöglichkeiten für die weit ärmeren AnrainerInnen auf der rechten Seite des Rheins. Auch ihr Nationalmythos Wilhelm Tell lieferte für die politischen Nachkriegsdiskurse in Vorarlberg eine breite Palette an Anknüpfungspunkten. Die oft verwendete Behauptung, dass die Vorarlberger¹⁸ seit jeher demokratisch gewesen seien,¹⁹ spielte immer auch mit der Bedeutungsunterlegung, dieses Demokratieverständnis mit den Schweizer NachbarInnen zu teilen. Somit mutierte Wilhelm Tell – *das* Schweizer Symbol für Freiheit und Demokratie schlechthin – auch in den Vorarlberger Nachkriegsdiskursen zumindest implizit zum geheimen Helden.

Eine andere Art des Heldengedenkens, das auf eine jüngere Vergangenheit Bezug nahm, manifestierte sich in den bereits während des Krieges abgehaltenen Totenfeiern²⁰ für die gefallenen Soldaten. Das Motto der männlichen Hitlerjugend „Lebe treu, kämpfe tapfer, stirb lachend“²¹ implizierte bereits, dass diese gefallenen Soldaten auch von Seiten der nationalsozialistischen Machteliten mit entsprechender Würdigung rechnen konnten. In der Form von sogenannten ‘Krieger-Denkmalern’ mit Namenslisten bzw. auch in anonymer Weise dem ‘unbekannten Soldaten’ gewidmet, wurde diesen *gefallenen* Soldaten dann auch in der Zeit nach Kriegsende gedacht.

Kleine Bemerkung am Rande: Dieser Begriff des ‘Krieger-Denkmal’ wird in Deutschland kaum noch verwendet, sondern zumeist durch politisch korrekte Begriffe wie ‘Mahnmal’ oder ‘Gedenkstätte’ ersetzt. Auch in anderen Sprachen werden weniger martialische Termini da-

für gebraucht. Im Englischen heißt es etwa *'war memorial'*, was zwar auf 'Krieg', nicht aber auf die 'Krieger' (*'warrior'*) verweist. Im Französischen wird mit dem Begriff *'monument aux morts'* nur generell der Toten gedacht. Das Italienische hat mit *'monumento ai caduti'* – dem 'Monument für die Gefallenen' – zwar ebenfalls einen Begriff, der sich auf die Soldaten bezieht, aber eben als Kriegstote und nicht als Kämpfer. Angesichts dieser bereits unterschiedlichen Umschreibungen für etwas, das gemeinhin als gleich gedacht wird, würde sich sicherlich ein internationaler bzw. auch ein europäischer Vergleich dieser unterschiedlich konzipierten Erinnerungsorte, den *'lieux de mémoire'*, um mit Pierre Nora zu sprechen, als überaus lohnenswert herausstellen. Auch beim Begriff „Gefallene“ lohnt sich ein genauer Blick, liegt ihm doch eine klar geschlechtsspezifische Bedeutungszuschreibung zugrunde. Im Zusammenhang mit Frauen würde dieses Adjektiv keinesfalls eine rühmensewerte, sondern vielmehr eine moralisch außerhalb der Norm stehende Eigenschaft der Betroffenen bezeichnen. Wohl kaum jemand würde an ein weibliches Opfer beispielsweise in der Fliegerabwehr denken, die es in der Realität des Zweiten Weltkrieges durchaus in entsprechender Zahl gegeben hat. Im erwähnten männlichen Kontext impliziert es jedoch eindeutig das mehr oder weniger heldenhafte Sterben eines Soldaten im unmittelbaren Kampfgeschehen gegen den Feind, selbst wenn der Tod des Betroffenen auf weniger 'heroische' Umstände wie Unfall, Krankheit, Hunger oder Kälte zurückzuführen war.

Das Gedenken an die *gefallenen* Soldaten an den *Kriegerdenkmälern* hat sich bis heute in der Tradition des 'Seelensonntags' erhalten, der alljährlich am ersten Sonntag nach Allerheiligen im Andenken an die toten und vermissten Soldaten der jeweiligen Gemeinden zelebriert wird. Zivile Kriegsoffer – männliche wie weibliche – wurden hingegen in solchen Erinnerungs-ritualen nicht selten 'vergessen'.

Nun ließe sich an dieser Stelle noch einiges über Veränderungen in den damaligen Identitätskonstruktionen im Hinblick auf die Bedeutungsverschiebungen soldatischer Leistungen anfügen. Ich möchte hier nur ein paar Stichworte einbringen: Am Übergang von der Kriegs- zur Nachkriegszeit wurden aus Soldaten Kriegsgefangene. In den Nachkriegsdiskursen fungierten sie – wie es Ela Hornung formu-

liert – als „standardisierte Märtyrerbilder: zerlumpte Soldaten hinter Stacheldrahtzäunen, wartende Frauen zu Hause“.²² Aus Soldaten bzw. Kriegsgefangenen wurden „Heimkehrer“ – teilweise mit fragmentiertem Körper, der „das heroische Ideal des Kriegers als auch sein Scheitern repräsentieren“²³ konnte. Die Rollenbilder verschoben sich zunehmend von männlichem Beschützer und weiblicher zu Beschützender hin zu „‘heilende Krankenschwester‘/ ‘kranker Mann‘.“²⁴ Thomas Kühne²⁵ konstatiert für die Nachkriegszeit eine vollkommene Diskreditierung des Soldatentums und eine Bedeutungsverschiebung des Konzepts der Kameradschaft, die mit dem Wechsel von ‘harter‘ in Richtung ‘weicher‘ Männlichkeit umschrieben werden könnte. Aufrufe an die „Heimkehrer“, sich am Aufbau der Heimat zu beteiligen,²⁶ verweisen jedoch bereits wieder auf die dem kämpferisch-heroisch angelegten Soldatentum folgende zivile Ausprägung des nationalen Helden – nämlich in der Figur des „heldischen männlichen Arbeiters“ insbesondere in der Repräsentation des „Helden von Kaprun“ als wichtigster Ikone im „offiziellen Wiederaufbaummythos.“²⁷

Als wichtige Beförderer eines österreichischen Nationalbewusstseins – und ich würde hinzufügen auch eines regionalen Bewusstseins – gelten auch Sportler. Ich möchte hier an dieser Stelle nur die doch ein wenig außergewöhnliche Geschichte von Richard Menapace, dem „unumstrittenen Star des österreichischen Radsportes“,²⁸ kurz herein nehmen. „Menapace gewinnt die 1. ‘Tour de Vorarlberg‘.“²⁹ So titelte etwa das Vorarlberger Volksblatt beim ersten Radrennen „Rund ums Ländle“ im Sommer 1948, um im Zwischentitel noch nachzulegen: „Und wieder Menapace der Held“. Dass der im Südtirol geborene Menapace noch bei den Vorjahrsbewerben mit italienischer Staatsbürgerschaft und für Italien an den Start gegangen war, nun für einen Innsbrucker Club startete,³⁰ tat der Identifikation mit dem sportlichen Heroen der Vorarlberg-Rundfahrt dabei keinen Abbruch. Im Gegenteil, durch die Hervorhebung der anscheinend vorhandenen Ortskenntnis des symbolträchtigen Arlbergs wird der Radfahrer mit sowohl nationalen als auch regionalen Diskontinuitäten in seiner Biographie ohne weiteres als einer der ‘unsrigen‘ einverleibt.

Auf politischer Ebene dominierte hingegen nicht der Typus des jungen, mit großer Körperkraft ausgestatteten, ausschließlich nach vorne schauenden Helden, sondern vielmehr zählte hier die Ausstattung mit bestimmten Erfahrungen und setzte daher ein bestimmtes Alter und eine Vergangenheit voraus. Die Helden der politischen Arena der Nachkriegszeit hatten alle – wie Thomas Albrich auch in seinem Beitrag innerhalb dieser Vortragsreihe bereits ausgeführt hat – schon während des Ständestaates politische Ämter inne. Wenig verwunderlich scheint daher, dass die Diskurse um die politisch mächtigen Akteure der Nachkriegszeit vom Bild des *Paterfamilias* geprägt waren oder diese – um es anders auszudrücken – sozusagen in der paternalistischen Funktion eines Familienoberhauptes im staatlichen/ nationalen bzw. regionalen Gefüge fungierten, egal ob nun als ‘Gründungsväter’ der österreichischen Republik³¹ oder als Vorarlberger ‘Landesvater’.³² Über den ‘Landesvater’ und die Ikone der Vorarlberger Nachkriegsgesellschaft, Ulrich Ilg, Landeshauptmann von 1945 bis 1964, hat Thomas Albrich ebenso in seinem Beitrag ausführlich referiert, weshalb ich die Mythenproduktion um seine Person hier nicht mehr explizit herein nehmen werde. Auch über die Diskurse zur Person des Dr. Karl Renner – ‘Gründungsvater’ sowohl der Ersten als auch der Zweiten Republik³³ – ließe sich gerade im Hinblick auf die umstrittene Benennung eines Bodenseeschiffes 1964/65, das letztlich den Namen „Vorarlberg“ erhielt, Interessantes einbringen. Doch ich werde mich hier auf eine regionspezifische Komponente im Vorarlberger Mediendiskurs rund um das letztlich erfolgreiche Verhandlungsquartett des Staatsvertrages – Julius Raab, Adolf Schärf, Leopold Figl und Bruno Kreisky³⁴ – beschränken. Über die gesamte, sich über ein knappes Jahrzehnt erstreckende Verhandlungsperiode hinweg blieben die „Vorarlberger Nachrichten“ in ihrer entsprechenden Berichterstattung beim Dokortitel für die Sozialisten Adolf Schärf und Bruno Kreisky, während die beiden konservativen Politiker immer mit dem Titel „Ingenieur“ bezeichnet wurden. Am Tag der Unterzeichnung des Staatsvertrages am 15. Mai 1955 wurde der Außenminister Leopold Figl im Leitartikel der „Vorarlberger Nachrichten“ nun zusätzlich mit einem Dokortitel bedacht.³⁵ In der Zeit des „Wiederaufbaus“ ein „Ingenieur“ als

Personifikation eines technisch versierten Baumeisters zu sein, scheint in diesem spezifischen Nachkriegsgefüge Vorarlbergs wohl höheres Prestige mit sich gebracht zu haben, als über den Dokortitel als Intellektueller dargestellt zu werden. Mit dem bevorstehenden Abzug der Besatzungsmächte aus Österreich konnte es scheinbar nicht schaden, nicht nur die Baumeister-Karte zu spielen, sondern auch dem Part des Hausherrn als nunmehr auch mit Weisheit ausgestatteter Figur Referenz zu erweisen.

Nun habe ich mich relativ lange mit Eliten- und Mediendiskursen auseinandergesetzt. Lassen Sie mich nun die Perspektive wechseln. Den Diskursen über Helden, die ja in sehr vielem Vorbildfunktion hatten, einen passenden Gegenpol gegenüber zu stellen, ohne dabei automatisch sehr negative Identitätsentwürfe zu zeichnen, ist nicht einfach. Ich habe mich entschlossen, die Thematik der sogenannten „Besatzungskinder“ und ihre oft schwierige Suche nach der eigenen Identität hereinzuholen. Ihre Mütter, die sich aus den verschiedensten Gründen auf eine sexuelle Beziehung mit einem Besatzungssoldaten eingelassen hatten und schwanger wurden, wurden in dieser Nachkriegsgesellschaft keinesfalls als Heldinnen gesehen, sondern wohl schon eher als ‘Verräterinnen‘ am eigenen Vaterland. Diese Frauen hatten in den allermeisten Fällen mit enormen verdeckten und offenen Diskriminierungen und Diffamierungen zu rechnen. Die fast logische Folge dieser negativen Erfahrungen mit ihrem Umfeld war zumeist der vollkommene Rückzug. Häufig verbannten sie jede manifeste Erinnerung an diese unter außergewöhnlichen Bedingungen erlebten zwischenmenschlichen Begegnungen aus ihrem Leben, um endlich wieder Ruhe zu haben. Das ging oft so weit, dass sie sich sogar ihren eigenen Kindern gegenüber nicht dazu äußerten bzw. in der verschärften Form diesen sogar einpaukten, auf keinen Fall darüber zu reden. Damit wurde es für die Kinder jedoch um so schwieriger, sich mit dieser überaus tabuisierten Leerstelle in ihrem Leben auseinander zu setzen.

Eine Interviewpartnerin – ich möchte sie Brigitte H.* nennen – erzählte mir sehr ausführlich und emotional sehr berührend von einer schwierigen Suche und ihrer persönlichen Reise ins an manchen Stellen ihr ganzes Leben lang im Dunkeln liegende Ich. Ihre Mutter hatte

sich zu Kriegsende in einen marokkanischen Besatzungssoldaten verliebt. Die Liebe war beidseitig. Als ihr Vater von der Schwangerschaft erfuhr, wollte er ihre Mutter heiraten, sie nach Marokko mitnehmen und mit ihr ein gemeinsames Leben führen. Doch die Familie ihrer Mutter stellte sich massiv dagegen. Letztlich ging er, nachdem auch ihre Mutter Angst bekommen hatte, alleine zurück. Die Schwangerschaft wurde als unheimliche „Schande für die Familie“ empfunden. Der anfängliche Briefkontakt riss nicht zuletzt aufgrund der von der Familie ihrer Mutter immer wieder vorgebrachten Bedenken sehr bald ab. Mit nichts weiter als der damaligen Adresse ihrer eigenen Großmutter in der Region Fes und einem kleinen Foto ihres Vater – „ich habe das immer gehütet wie ein Schatz“³⁶ – ausgerüstet, waren es vor allem ihre Gedanken und Imaginationen, die sie auf ihrer Suche weiterbrachten. Bereits in ihrer Kindheit war sie auf diese Besonderheit in ihrem Leben gestoßen worden, als ein Nachbarmädchen sie im Streit plötzlich „Igelfresserin“³⁷ nannte und zumindest kurzfristig eine erste Krise auslöste. In ihrer trotz des auf ihr lastenden ‘Makels’ relativ behüteten Kindheit bei ihrer Mutter und ihren Großeltern wurde hin und wieder die Leerstelle des fehlenden Vater von ihr selbst empfunden bzw. von außen an sie herangetragen, etwa als ihre Religionslehrerin meinte, ledige Kinder kämen nicht in den Himmel. Im Alter von 17 Jahren verspürte sie erstmals so richtig dieses Bedürfnis, ihre Herkunft zu ergründen, ein Bedürfnis, das sie ihr ganzes weiteres Leben nicht mehr loslassen sollte, wie sich aus nachfolgendem Interviewausschnitt unschwer ablesen lässt:

„Erst mit 17 ist das dann wieder gravierend gekommen. Ich weiß bloß, dass ich immer so zweigeteilt war, die Leute, die einen, mei, herziges Mädchen, mei, und sind lieb und sind nett gewesen mit der Mama und solche, wo mich eher ein bißchen als Bastard betrachtet haben. Das kann ich mich schon erinnern, dass die einen mich so als Abschaum betrachtet haben und manche halt, mei, was für ein herziges Kind, herzige Löckle und viel Haar und was weiß ich was alles und ein rundes Gesicht, ganz braun bin ich gewesen im Gesicht, das ist ... deshalb kann ich mich schon noch erinnern.“

Immer wieder erlebte negative Reaktionen auf ihre Herkunft, die selbst in ihrer inzwischen geschiedenen Ehe auftraten, etwa dass sie von den „Wilden“ abstamme, beeinflussten sie in ihrer Lebensführung enorm, was auch an ihrer ausgeprägten Selbstkontrolle ablesbar wird:

„Und ich wollte alles gehörig machen und alles in Schuss haben. Und ich wollte eine gute Hausfrau sein, ich wollte die Kinder gut erziehen. Ich wollte, dass das gehörig ist, dass sonst alles läuft. Das ist vielmals, bin ich wahrscheinlich auch ein bißchen überbelastet gewesen. Und das hat mich gestreßt und deshalb ist es an die Nerven gegangen.“³⁸

Einerseits kämpfte sie also gegen vermeintlich negative Eigenschaften ihrer Persönlichkeit an, fühlte sich damit auf der anderen Seite aber gleichzeitig auch unverstanden. Sie thematisierte an mehreren Stellen, dass ihr persönliches Empfinden scheinbar im Widerspruch zu dem stand, was ihr die sie umgebende Gesellschaft zurück spiegelte. Ließ sie die gesellschaftlichen Erwartungen beiseite, formten sich in ihren Erzählungen sehr emotionelle und sinnlich aufgeladene Selbstverortungen. „Ich fühle mich total wohl, wenn die Sonne scheint, wenn es warm ist. Ich bin ein totaler Sommermensch, ich brauche Wasser, ich brauche Sonne, ich brauche Wärme, dann geht es mir gut.“³⁹ Ihre besondere Verbindung zu südlichen Ländern, etwa zu Italien, beschrieb sie an mehreren Stellen, um damit auch gleich ihr imaginäres Verhältnis zu Marokko mit anzuschneiden:

„Das ist für mich auch wieder ein bißchen verwandt, das ist alles Süden, aber in Verbindung vom nahen Süden, wenn ich jetzt nicht nach Marokko kann, dann gehe ich nach Italien. Und ich kann mich wahnsinnig gut mit denen unterhalten, ich verstehe so viel, ich habe halt auch schon ein paar Kurse gemacht, ich kann nicht gut reden, aber ich verstehe die Gestik von denen. Und ich glaube, ich rede auch mit Händen und Füßen dort unten und ich fühle mich total wohl, wenn ich dort unten bin, weil es Südländer sind.“⁴⁰

Angst und Faszination liegen gerade in Bezug auf den geliebten Süden sehr nahe beieinander. Es manifestiert sich darin sowohl das schein-

bar negativ Befrachtete – „dann bist du eine Türkin oder weil es ist schon wieder negativ behaftet, wenn du schwärmst vom Süden“.⁴¹ Es stellt aber auch in ausgeprägtem Maße Fluchtpunkt aller Träume dar. Die ihr ganzes Leben empfundene Leerstelle bezog sich nicht nur auf einen abwesenden Vater, sondern auch auf Geschwister, die sie im realen Leben nie hatte, von denen ihre Träume aber bis heute bevölkert sind. Nach ihrer Identität befragt, thematisierte sie auch diesen langjährigen, innerlich geführten Kampf um ein angemessenes Gleichgewicht zwischen ihren zwei unterschiedlichen – nämlich zwischen realem Leben und Imagination angesiedelten – Welten:

„Ja, jetzt würde ich dazu stehen, würde ich sagen, ja, ich bin nur eine halbe Europäerin, die andere Hälfte ist Afrika, habe ich einmal gesagt. Dann hat mich jemand angeschaut, Afrika, ja woher, oder. Dann habe ich viele Jahre gesagt von Algier. Ich bin sonst keine, wo lügt. Ich kann das nicht, aber ich habe dort nicht den Mut gehabt, das wo ich sonst zu allem stehe. (...). Aber da habe ich ein paar Mal gesagt, Algier, ich weiß nicht warum. (...) Algier, das war nicht so schlimm wie Marokko.“⁴²

Die Brücke zwischen der Wunsch- und Projektionsebene auf der einen und der Wahrnehmung der eigenen Verortung in der realen Gesellschaft auf der anderen Seite zu bauen, war wohl alles andere als einfach. Das bestätigte sich auch in folgendem Kommentar am Ende des Interviews:

„So war das Ich habe noch mit niemandem so geredet über das Ganze und das alles heraus gelassen so wie bei Ihnen, mit niemandem, weder mit den Kindern, noch mit dem Mann, noch mit der Mama, oder so. Ja, mit wem soll ich reden, es interessiert sich ja niemand für das Aber es tut gut, das auch einmal zu erzählen.“⁴³

Hier löste sie durchaus eine gewisse Verwunderung bei mir selbst aus. Sie hatte mir nämlich im Laufe des Interviews erzählt, dass sie einige Menschen kenne, die dieselben oder zumindest ganz ähnlich gelagerte Erfahrungen in ihrem Leben gemacht hätten. Eine Tabuisierung in diesem Ausmaß hatte ich mir selbst wohl trotz profunder historischer Kenntnis dieser Zeit als Nachgeborene nicht vorstellen können.

Ich möchte nun nochmals die Perspektive wechseln und wieder zu den Elitendiskursen zurückkehren, indem ich mich nun – um nochmals Sausgrubers Formulierung zu verwenden – „der Befreiung von der nationalsozialistischen Diktatur“ zuwende. Dies beinhaltet zwei unterschiedliche Komponenten, nämlich einerseits das Spannungsfeld zwischen Befreiung und Besetzung, andererseits den Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, als politische Strategie „Entnazifizierung“ genannt.

Nun ist über die Bedeutungsverschiebung der Begriffe ‘Befreiung’ und ‘Besetzung’ bereits einiges in den aktuellen Diskussionen gesagt worden. Verkürzt ausgedrückt könnte man es so formulieren: Zu Kriegsende 1945 wurden die alliierten Armeen offiziell als Befreier begrüßt, wenn auch die persönliche Erfahrung und Sichtweise mancher ÖsterreicherInnen dem diametral entgegen gelaufen sein mag, für andere war es auch eine Erlösung. Die alliierten Armeen blieben als Besatzungsmacht im Land. Im Frühjahr 1955, als die Unterzeichnung des Staatsvertrages in greifbare Nähe rückte, wurde in den Medien mit ‘Befreiung’ nunmehr die zu diesem Zeitpunkt ganz nahe Zukunft gedeutet, wenn die Alliierten Österreich verlassen haben würden. ‘Befreiung’ wurde also für den Zeitpunkt verwendet, an dem Österreich wieder ein souveräner Staat geworden sein würde. Aus dieser Perspektive wurde auch dem Terminus ‘Besetzung’ eine andere Bedeutung unterlegt. In den Mediendiskursen des Jahres 1955, welches als ein Wendepunkt in der österreichischen Geschichte präsentiert wurde, avancierte ‘Besetzung’ zu dieser sehr langen Zeitspanne unter fremder Herrschaft, unter der Österreich für so viele Jahre gelitten hatte. Manchmal wurde sie als 17 Jahre andauernde Periode spezifiziert, also von 1938 bis 1955.⁴⁴

Doch schon aus Anlass des ersten Jahrestages der Befreiung Vorarlbergs durch die „erste französische Armee“ am 1. Mai 1946 ließ sich eine bestimmte Distanz zum Begriff „Befreiung“ erkennen, verwendeten ihn doch nur die Mitglieder der französischen Militärregierung in ihren Reden. Landeshauptmann Ulrich Ilg hingegen sprach über „Freiheit“, ohne jedoch den Begriff ‘Befreiung’ zu verwenden, noch auf die französischen Befreier selbst hinzuweisen.⁴⁵

Gerade der Terminus ‘Befreiung’ wurde also in den zeitgenössischen

Elitendiskursen untrennbar mit jenen von 'Freiheit' und 'Demokratie' verbunden. Allerdings beinhalten diese relativ divergierende Ideen. 'Freiheit' und 'Demokratie' stellen universale Denkwürfe dar, die sowohl als Utopie als auch als Realität eine bestimmte Form des Seins bezeichnen. Den Konzepten 'Befreiung' und 'Besetzung' liegt handlungsimmanentes Tun mit entsprechender Rollenverteilung zugrunde. Anders ausgedrückt, die Befreier und Besatzer sind als aktiv handelnde Hauptdarsteller, als Subjekte, konzipiert, während die Befreiten und Besetzten als nur passiv gedachte Nebenfiguren, mehr oder weniger als Objekte, in Erscheinung treten. Nochmals anders ausgedrückt, es sind die Sieger, die die Grenzen überschreiten und somit auch gleichzeitig die entsprechenden Räume neu definieren. Durch die Betonung von „Freiheit“ und „Demokratie“ konnten sich die einheimischen Eliten während der alliierten Besatzung daher weit mehr als handelnde Subjekte darstellen, mit den „Befreiern“ an der Seite war dieses Image nicht so einfach zu erzeugen.

Wenn sich Bedeutungsinhalte von Begriffen in relativ kurzer Zeit ändern, ist dies immer auch ein Indikator für sich ändernde politische Realitäten und Deutungsmuster. In der Tat fanden gerade in der Mitte des 20. Jahrhunderts mehrere fundamentale Umgestaltungen statt, die sich auch entscheidend auf den Nationsbildungsprozess innerhalb Österreichs auswirkten, diesem eine weitgehend neue Fahrtrichtung und ein neues Gesicht verpasst haben. Ich werde nun zwei Zitate gegenüberstellen, um diese Verschiebungen in der eigenen Positionierung greifbarer zu machen und damit auch zur Thematik des Umgangs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit überleiten.

Im Frühsommer 1955, nur wenige Wochen nach Unterzeichnung des Staatsvertrages, war in den Vorarlberger Nachrichten folgendes zu lesen:

„Viele der Spätheimkehrer waren als junge Menschen aus der Heimat gerissen worden, nachdem das friedliche, kleingewordene Österreich von einer Großmacht aufgesaugt und seine Staatsbürger durch diese in den Krieg getrieben wurden. Als Kameraden taten diese Österreicher ihre Pflicht, wie sie allen Soldaten dieser Welt gestellt wird. Sie taten

*ihre Pflicht als Soldaten. Dafür aber wurden sie bestraft, gehaßt, verleumdet. Die besten Jahre vergingen zwischen Stacheldraht, Hunger, Leiden.*⁴⁴⁶

Zu diesem Zeitpunkt war die „Externalisierung des Nationalsozialismus aus der österreichischen Geschichte“ bereits relativ weit fortgeschritten. Österreich als das „Opfer der nationalsozialistische Aggression“ war – so formuliert es Meinrad Ziegler – „zentrale[r] Ankerpunkt der österreichischen Erinnerungskultur“⁴⁴⁷ geworden.

Als im Spätsommer 1935, in der Hochblüte des österreichischen Ständestaates, Lucie Varga, eine nach Frankreich emigrierte österreichische Historikerin, die die Sommerfrische im Montafon verbrachte, folgende ethnologischen Betrachtungen niederschrieb, deuteten die Zeichen der Zeit allerdings noch in eine ganz andere Richtung:

„In den Vorarlberger Dörfern, wo der städtische Einfluß erst später, aber dafür plötzlicher, gewaltsamer und tiefgreifender spürbar wurde als in Tirol, gab es fast keinen Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Das ganze Land wurde erobert. Jeder Appell fand ein vielfältiges Echo. Es entstand eine Atmosphäre der Erwartung und des millenaristischen Traums.

1933: die deutsche Revolution [sie bezieht sich damit auf die Machtergreifung Hitlers in Deutschland]. Die Grenzen werden geschlossen; der deutsche Tourist bleibt aus. Die Krise verschärft sich; (...)

*‘Wenn die Grenzen sich wieder öffnen’, lautet die Formel der Verheißung. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und die Versuche der Regierung, die Bevölkerung wieder in die Kirche zu bekommen, haben das Tal nur noch stärker in Opposition getrieben.*⁴⁴⁸

Zwischen dieser Darstellung „einer Atmosphäre der Erwartung“ und dem „vielfältige[n] Echo“ der „Verheißung“ des Nationalsozialismus einerseits, und dem Bild der pflichterfüllenden österreichischen Soldaten andererseits, die als „junge Menschen aus der Heimat gerissen worden [sind], nachdem das friedliche, kleingewordene Österreich von einer Großmacht aufgesaugt und seine Staatsbürger durch diese in den Krieg getrieben wurden“, liegen gerade zwanzig Jahre. Dazwi-

schen liegen der 'Anschluss' Österreichs an Deutschland, in zeitgenössischen Diskursen auch als 'Heimholung ins Reich' bezeichnet, ein erbarmungsloser Krieg, der unter den Prämissen der Grundsteinlegung eines 'Tausendjährigen Reiches' geführt wurde, der totale Zusammenbruch und die totale Niederlage, die Befreiung und Besetzung Österreichs durch die Alliierten und die Grundsteinlegung der Zweiten Republik – enorme gesellschaftspolitische Brüche also, die ohne Zweifel Auswirkungen auf das eigene Selbstverständnis haben müssen.

Lassen Sie uns in diesem Zusammenhang einen Blick auf das Handeln der lokalen und regionalen Eliten in der unmittelbaren Nachkriegszeit im Hinblick auf den Umgang mit den ehemaligen Nationalsozialistinnen aus den eigenen Reihen werfen. Es lassen sich da zwei sehr unterschiedliche Strategien festmachen. Gegenüber der französischen Besatzungsmacht wurde in der Argumentation mit dem Gegensatzpaar Zugehörigkeit vs. Nicht-Zugehörigkeit operiert, während in den behördeninternen Meldungen tendenziell eher integrativ argumentiert wurde.

An einigen Beispielen aus der von Wolfgang Weber herausgegebenen dreibändigen Quellensammlung zum Nationalsozialismus in den Vorarlberger Bezirken⁴⁹ lässt sich dies auch anschaulich illustrieren. Die Charakterisierung der Nationalsozialisten durch die lokalen Eliten den Franzosen gegenüber lässt sich auf einen kurzen Nenner bringen: Sie kamen entweder von außen oder, wenn sie doch aus dem Innen kamen, dann waren es die Außenseiter dieser Gesellschaft. Begriffe wie „ortsfremde“, „von auswärts zugezogene Elemente“, „ein gebürtiger Kärntner“, „der Wienerflüchtling“, „Propagandisten aus dem Reich“, „einige Preussen“, „ein gewisser Reichsdeutscher“, „Nazibesuch bis von Bezau herein“, „Arbeitslose und abgewirtschaftete Geschäftsleute“, ein „erstickter Student und Bauer, Nazi bis in das Mark seiner Knochen“, eine „ganz gefährliche Angeberin“, „das Mädchen für alles, dem Hitler der Herrgott ist“, „arbeitsunlustige Leute“, „ein ganz übelbeleumundeter Mann“, „als Lehrer ein absoluter Versager“, „Gelegenheitstrinker“, „berufsmäßige Stänkerer“, „verkrachte Existenzen“ etc. etc. waren die dafür verwendeten Umschreibungen.

Im internen Behördenverkehr war die Argumentation eine andere, wie sich aus den wöchentlichen Berichten mit leichten inhaltlichen Verschiebungen des Gendarmeriepostens Lustenau ablesen lässt. „Die ehemaligen Nationalsozialisten verhalten sich ruhig und bescheiden. Die Gemeinde Lustenau zählt dzt. ungefähr 800 registrierte Mitglieder und Anwärter der NSDAP“,⁵⁰ hieß es am 26. November 1945. Rund zwei Wochen später, am 11. Dezember, wurde bemerkt, dass „[d]ie früheren Nazis [] im allgemeinen bestrebt [sind], sich den jetzigen Verhältnissen anzupassen und mitzutun.“⁵¹ Nach weiteren vier Tagen lautete der Eintrag: „Die früheren Nazis sind ruhig und verhalten sich, als ob sie beim Wiederaufbau Österreichs mitzuhelfen gewillt sind.“⁵²

Auf einen kurzen Nenner gebracht heißt dies: Harmonisierungstendenzen nach innen gingen Hand in Hand mit Abgrenzungsstrategien nach außen. Beide Strategien – also sowohl die Externalisierung des Phänomens Nationalsozialismus als auch die Nivellierung der Grenzen im Inneren – ließen zu, dass die Diskussionen um Entnazifizierungen im eigentlichen Sinn⁵³ kaum geführt werden mussten. Sie erlaubten in beträchtlichem Ausmaß, weite Teile der eigenen Involvierung komplett auszublenden.

Lassen Sie mich an dieser Stelle nochmals die Perspektive wechseln. Was, wenn nun die Welt, wie sie sich vor dem Kriegsende präsentiert hat, als die richtige empfunden wurde? Was, wenn die Identitätswürfe der Nachkriegszeit als die falschen wahrgenommen wurden? Was, wenn es sich dabei um eine Frau handelte? Einfache Antwort: es folgte ein überaus schwieriger Prozess der Selbstverortung. Meine Interviewpartnerin – nennen wir sie Elfriede C.* – begann unser Gespräch folgendermaßen:

„Ich muss sagen, das Schlimmste war im Moment, was uns eigentlich einen Schock bereitet hat, gut, das Kriegsende war sowieso ein Schock. Ich möchte dazu sagen, ich bin ein Nazi gewesen.“⁵⁴

Diese Selbstpositionierung war die absolut zentralste im ganzen Interview, neben einem weiteren bedeutungsvollen Erzählstrang – nämlich den, im Zentrum männlicher Begierde gestanden zu haben. Darauf werde ich noch kurz zurückkommen.

Mit der Aussage „Ich bin ein Nazi gewesen“ verortete sie einen ganz bestimmenden Identitätsentwurf ihres Lebens in der Zeit vor dem als drastisch empfundenen, lebensgeschichtlichen Bruch des Jahres 1945. Sie hatte sich im Krieg als 17jährige freiwillig zum Arbeitsdienst gemeldet, was sie selbst in den Kontext einer Fluchtmöglichkeit vor sexueller Belästigung durch den Arbeitgeber ihrer Schwester setzte. Familiäre Konflikte, insbesondere mit der Mutter, mögen ebenso eine Rolle gespielt haben. Von ihrer Zeit im Arbeitsdienst, den sie in verschiedenen Lagern und Funktionen in Deutschland verbracht hatte, erzählte sie mit Begeisterung: „Aber es war trotzdem eine schöne Zeit! Wir haben eine Kameradschaft kennengelernt, was es heute nie mehr gibt. Nie mehr! Das glaubt man nicht.“ Sie erzählte von diesen drei Jahren im Arbeitsdienst als Erfahrung einer tollen neuen Welt gespickt mit Abenteuergeschichten und eben dieses Erlebens einer Kameradschaft zwischen den zum Arbeitsdienst verpflichteten jungen Frauen aus ganz verschiedenen Regionen. Diese Erzählungen erscheinen uns bekannt, allerdings lediglich im Kontext von männlichen Lebensbiographien ehemaliger Soldaten, nicht jedoch von Frauen, die Kriegsdienste geleistet haben.

Elfriede C.* konnte ihre Geschichten in der Nachkriegszeit im Grunde mit niemandem teilen. Selbst ihre Kinder interessierten die nach ihrer Definition „schönsten und die unbeschwertesten Jahre“⁵⁵ ihres Lebens nicht. Aber auch die in Deutschland erlebten Bedrohungen des Krieges wie Fliegeralarm, Bombenabwürfe und Flucht blieben für sie Ereignisse, die sie nicht mit anderen teilen konnte: „Aber da können die Österreicher alle nicht mitreden, die wissen das gar nicht, was das heißt!“⁵⁶

In ihrer Positionierung als „Ich war ein Nazi“ spiegelt sich ein weiteres Dilemma wider. Denn diese bedeutet keineswegs, dass sie ihre politischen Überzeugungen und Werte mit dem Kriegsende einfach komplett über Bord geworfen hätte. Ganz im Gegenteil, finden sich doch mehrere Erzählpassagen, die in unserer heutigen Gesellschaft wenigstens als politisch sicherlich nicht korrekt gelten würden. Allerdings bot ihr die Nachkriegszeit gleich in zweifacher Hinsicht keine positiv besetzten Anknüpfungspunkte mehr an. Einerseits war es ganz generell nicht mehr opportun, sich in der Öffentlichkeit – oder zumindest

größeren Teilen davon – als NationalsozialistIn zu bekennen. Andererseits galten gerade in der Nachkriegszeit Politik und Frausein als zwei unvereinbare Sphären, eine gesellschaftliche Begrenzung, die nur mit außergewöhnlicher Kraftanstrengung überwunden werden konnte.⁵⁷ Dass sie, wie sie selbst zwar betonte, nach Kriegsende „keine Politik [mehr] interessiert“ habe, bestätigte sich in unserem Gespräch keinesfalls. Diese Positionierung ist wohl sehr viel mehr den Gesellschaftsverhältnissen der Nachkriegszeit bis weit in die Zweite Republik hinein geschuldet.

Mit dem Satz „Ich hab wählen dürfen, weil ich ja kein Nazi war, offiziell war ich kein Nazi, weil ich nicht in der Partei war“ brachte sie in Bezug auf ihre politische Positionierung erstmals eine Außenperspektive ein, die zu ihrer eigentlichen Überzeugung komplett quer lag: „Ich hab Ihnen gesagt, ich war ein Nazi. Aber ich war kein Parteimitglied, also ich war, natürlich durch den Arbeitsdienst, dafür begeistert. Ja. Ich hab immer den Spruch gehabt: Am Parteibuch erkennt man nicht die Nationalsozialisten, oder.“⁵⁸ Der Grund, weshalb sie der NSDAP nicht beigetreten war, lag ganz einfach darin, dass sie und ihre Freundin, als sie das wollten, nicht genommen wurden.

„Dann sind wir zum Bürgermeister gegangen, haben wir gesagt, wir möchten gerne Parteimitglied werden. Was wollt's Ihr? Was seid's Ihr für ein Jahrgang? [19]24! Der Jahrgang ist längst aufgenommen, Ihr könnt nicht in die Partei eintreten. Und so bin ich nicht zur Partei gekommen. Wieder Glück! Ja, oder. Ich war trotzdem ein Nazi, auch wenn ich kein Parteimitglied war, oder.“⁵⁹

Mit diesem Zusatz spielte sie auf die den ehemaligen Parteimitgliedern der NSDAP auferlegten Beschränkungen – insbesondere Entzug des Wahlrechts und Berufsverbote – an. Sie stellte jedoch genauso klar, dass sie sich selbst nicht zu den OpportunistInnen zählte, die nach Kriegsende einfach die Fronten gewechselt hatten.

Deutlich wurde allerdings, dass die existierenden Begrenzungen von politischen Karrieremöglichkeiten von Frauen im Nationalsozialismus hier in zweierlei Richtungen gelesen werden müssen. Einerseits boten genau diese ehemaligen Begrenzungen in der Nachkriegszeit den

(meisten) Frauen die Möglichkeit der vollen Partizipationsrechte als Bürgerin innerhalb der nationalen Gemeinschaft. Andererseits wurden durch diese Argumentation, die die bestehenden Herrschaftsverhältnisse vollkommen außer acht ließen, neuerlich restriktive Begrenzungen für Frauen sowohl im Hinblick auf ihre Partizipationsmöglichkeiten auf politischer Ebene als auch in Bezug auf ihre sozialen Interaktionsmöglichkeiten gegenüber den Besatzungssoldaten begründet.

In der Rückschau auf ihre Jugend positionierte sich Elfriede C.* als unerfahrene, aber erfahrungshungrige, als gegen patriarchale Machtverhältnisse aufbegehrende, gleichzeitig aber auch vom wohlhabenden Prinzen träumende junge Frau. Sie wollte den erweiterten Abenteuerhorizont ihrer neuen Umgebung nicht durch eine frühzeitige Festlegung neuerlich beschränken und zeigte sich dennoch gerührt von der Lauter- und Ehrenhaftigkeit eines jungen Mannes, der ihr gleich zu Beginn ihrer Dienstzeit den Hof machte. Dass er sie nicht, wie für einen Prinzen gebühlich, geholt und geheiratet hatte, hing damit zusammen, dass er – wie so viele andere – „gefallen [war] für Großdeutschland“.⁶⁰

Ich möchte an dieser Stelle nochmals kurz ihre Selbstpositionierung, im Zentrum männlicher Begierde gestanden zu haben, herein nehmen, ein Erzählstrang, der in vielen Facetten und mit sehr unterschiedlichen Geschichten daherkam. In ihren Lebenserinnerungen deutet ziemlich einiges darauf hin, dass sie sich in der Nachkriegszeit dem Vorwurf ausgesetzt sah, als ehemalige Nationalsozialistin um die Gunst der Besatzungssoldaten gebuhlt zu haben. Durch die stark sexuelle Auflandung der Begehrlichkeiten von Seiten der ausländischen Soldaten und ihrem kategorischen „Du nix gut!“ stellte sie sich selbst in ihrer Rückschau ein ehrenhaftes Zeugnis in ihrer Identität als Frau aus. Eine weitere, entsprechend aufgeladene Erzählfigur tauchte ebenfalls in unterschiedlichen Ausformulierungen auf: Besatzungssoldaten nahmen ihr als Frau den Ausweis weg und verlangten für dessen Rückgabe einen Kuss. Hier dürfte wohl auch zusätzlich die Angst, durch den auf einen (männlichen) Willkürakt zurückgehenden Verlust des Ausweises im multinationalen Umfeld der frühen Besatzungszeit gleichzeitig die eigene – nämlich die nationale – Identität und die da-

mit verbundenen Rechte zu verlieren, mitgespielt haben. Diese Frage der nationalen Identität war für Elfriede C.* sehr virulent, hatte sie doch mit dem Zusammenbruch des 'Dritten Reiches' ihre ideologische Heimat verloren:

„Also ich muss sagen, ich habe mich immer als Deutsche gefühlt. (...) Ich war 14 Jahre alt, wie der Anschluss war, oder. Also, da war ich ein Kind bis dorthin. Und nachher war ich Deutsche, also es hat immer nur geheißen, wir sind Deutsche. Also, das war das Alter, wo du dich entwickelst, oder. Von 14 bis 21, ja und da war ich eine Deutsche.“⁶¹

Möglicherweise erlebte Repressionen in der Nachkriegszeit in Österreich konnte sie jedoch, da sie ja nicht Parteimitglied und damit auch keinerlei offiziellen Beschränkungen ausgesetzt gewesen war, nicht über diese Schiene artikulieren, sondern mag daher um so mehr die als Frau erlebten Anfeindungen als Aufhänger ihrer (verletzten) Gefühle verwendet haben. Ihre sehr viel offensichtlichere Verortung des Geschlechterdiskurses im nationalen Außen denn im Innen oder – anders ausgedrückt – im Kontext von Besatzung und fehlender Souveränität mag zudem den für sie selbst aufbrechenden, 'internen' Konflikt zwischen deutscher und österreichischer Nationalität ansatzweise entschärft haben.

Wo sie sich jedoch auch nach diesem lebensgeschichtlichen Bruch selbst ideologisch positionierte, lässt sich etwa ohne Probleme an ihrem Statement „der deutsche war der beste und der korrekteste Soldat“ und den folgenden umfangreichen Ausführungen zu diesem Thema ablesen. Einen weiteren Indikator solcher Grenzziehungsprozesse schnitt meine als Kleinkind nach Vorarlberg gekommene, im Burgenland geborene Interviewpartnerin mit einer aus Oberösterreich stammenden Mutter, im folgenden Gesprächsausschnitt an: „Ich hab nicht im Dialekt reden können. (...) Und da haben sie dann schon gesagt, äh was tust eigentlich du da, wirst du nicht ausgewiesen und so. Sag ich: Ja, wieso sollte ich? Ja, bist Du keine Deutsche nicht?“

Hier mutierte also Sprache in zweifacher Hinsicht zu dem Merkmal, an dem sich auch nach außen hin Grenzziehungen im Hinblick auf regionale und nationale Zugehörigkeiten festmachen ließen. Auf regionaler

Ebene entschied die Beherrschung des Dialektes über Zugehörigkeit oder Ausschluss. Die Verwendung der hochdeutschen Sprache mit deutscher Prägung in dieser Vorarlberger Nachkriegsgesellschaft hingegen wurde – so lassen zumindest die Erinnerungen von Elfriede C.* vermuten – als Affront gegenüber der österreichischen Staatsnation empfunden und als eindeutig nationale Trennlinie zwischen Österreich und Deutschland verstanden. Die Frage, ob sie denn nicht ausgewiesen werde, bezog sich denn auch nicht auf einen denkbaren Wechsel ihrer Staatsbürgerschaft aufgrund einer etwaigen Eheschließung mit einem Reichsdeutschen, sondern ganz allein auf ihren Sprachgebrauch – und möglicherweise auf ihre ideologische Ausrichtung.

Ich habe nun in diesen Gegenüberstellungen mehr das Konfliktive hervor gestrichen. Dieser Zugang mag wohl mehr den 'Zeitgeist' der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit widerspiegeln, denn jenen der langen 1950er, beginnenden 1960er Jahren der sogenannten „Wirtschaftswunder“-Zeit, wobei diese Erfahrungen natürlich auch in den so 'harmonischen' entworfenen Folgejahren massiv nach schwingt.

Es bleibt nicht mehr genügend Raum, auch die gerade auf die Erzeugung von Eintracht und Harmonie abzielenden Strategien der späteren Jahre hier analytisch detailliert aufzudröseln. Ich werde mich deshalb auf ein paar eher plakative Statements beschränken.

Die 1950er und 1960er Jahre sind quasi zum Inbegriff der Durchsetzung des bürgerlichen Familienideals und dem damit verbundenen Rückzug ins Private geworden.⁶² Sie repräsentieren jedoch genauso den Beginn unserer heutigen Konsumgesellschaft. In der Zusammenfügung heißt dies nichts anderes als dass diese Periode gesellschaftspolitisch ganz stark auf 'Tradition' ausgerichtet war, während auf der wirtschaftlichen Ebene *das* Schlagwort schlechthin der 'Fortschritt' war. Ein *spannendes* Spannungsverhältnis also zwischen bewahrenden Strategien und Modernisierungstendenzen am Beginn der Zweiten Republik!

Die Lösung dieses 'Konflikts' war – pointiert formuliert – eine ganz einfache: Die beiden unterschiedlichen Arbeitsaufgaben wurden je geschlechtsspezifisch zugeteilt. Diese Zuweisungen – Frauen als Be-

wahrerinnen der nationalen Tradition und Vergangenheit, Männer als vorwärtsschreitende Repräsentanten des nationalen Fortschritts – entstanden jedoch keineswegs zufällig. Sie sind vielmehr das logische Produkt des bürgerlichen Leistungsprinzip auf der Folie des bürgerlichen Familienideals. Während das bürgerliche Arbeitsethos prinzipiell für beide Geschlechter galt – nämlich „Schaffa, schaffa, ...“ –, wurden über die bürgerliche Konzeption der Arbeitsteilung separate Räume für Männer und Frauen geschaffen. Damit wurde jedoch auch die zu erbringende Leistung unterschiedlich konzipiert, nämlich als wahrnehmbare (Erwerbs)Arbeit im männlich-öffentlichen Produktionsgefüge einerseits, als verborgener (Liebes)Dienst im weiblich-privaten Reproduktionsbereich andererseits. Wird Arbeit jedoch als sichtbar vorgestellt, muss in gewisser Weise etwas Neues entstehen, damit die dahinterstehende Leistung überhaupt erkennbar wird. Umgekehrt, um als Tätigkeit unsichtbar zu bleiben, bedarf es der kontinuierlichen Wiederherstellung des Status quo und der Pflege des Bestehenden.

Damit möchte ich keinesfalls sagen, dass in dieser Nachkriegszeit Frauen generell ausschließlich an der Vergangenheit, Männer ausschließlich an der Zukunft orientiert waren – ganz im Gegenteil. Allerdings haben solche gesellschaftlichen Formatierungen durchaus nachhaltigen Einfluss auf das entsprechende Wünschen der Menschen. Entsprechende Erfahrungen konstituieren auch Erwartungen, auch wenn hier keineswegs einem Determinismus das Wort geredet werden soll.

Ich würde behaupten, dass es nicht zuletzt die diskursiv hergestellten 'Wunschmaschinen' mit geschlechtsspezifischer Ausprägung waren, die in der sich anbahnenden Konsumgesellschaft massiv dazu beitrugen, bestimmte Identitätsentwürfe und Identifikationsmöglichkeiten nachhaltig zu fördern. Als 'klassisches', wenn auch stereotypes, deswegen aber keineswegs falsches Beispiel kann etwa die Allzweck-Küchenmaschine für die Ausformung weiblicher Identitätsentwürfe dieser Zeit gelten. Die als von Männerhand geplant gedachte Maschine wirft die jeweiligen Produkte gleich in ihrer Endform aus, der dahinterstehende Arbeitsaufwand wird nicht mehr sichtbar. Der Liebesdienst, die Familie mit Leckereien zu versorgen, verursacht nun scheinbar keine Arbeit mehr.

Eindeutig anders sind die Wunschmaschinen der Männer dieser Zeit ausgestaltet. Ihnen wohnen eigentlich immer ganz stark raumgreifende Komponenten inne. Bewegung, Fortschritt, Mobilität sind da die Devisen, Motorräder, Autos, Flugzeuge, Modelleisenbahnen die konkreten Ausformungen dieser Träume. Natürlich profitierten auch Männer von den durch die Maschine geformten, in der Friteuse fritierten sonntäglichen Kartoffelkroquetten genauso wie Frauen von den sonntäglichen Motorradausflügen und Spritztouren mit dem Auto. Allerdings ist es doch ganz wesentlich, wer mit der jeweiligen 'Wunschmaschine' in Verbindung gebracht wird.

Dornbirner Marktplatz, 1966.



Schauen wir uns doch dieses Foto vom Dornbirner Marktplatz aus der Mitte der 1960er Jahren genauer an. Wer sitzt denn hier am Steuer dieser 'Wunschmaschinen'? Wenn wir uns ein konkretes Bild machen müssten, würden wir wohl zumindest bei den Lastautos vor der Kirche, dem VW-Bus und dem LKW rechts im Bild relativ automatisch von einem männlichen Lenker ausgehen und dann höchstwahrscheinlich auch in den PKWs zumeist männliche Fahrzeughalter vermuten. Wer der Besitzer und Lenker eines Autos jedoch wirklich war, können wir eigentlich nur beim direkt vor der Martinskirche geparkten Mercedes auch wirklich annehmen: An der Kühlerhaube lehnt ein in einem Anzug gekleideter Herr, der wohl auch der Lenker dieser Wunschmaschine sein dürfte. Bei den restlichen Fahrzeugen lassen wir uns von unserem Wissen über die gesellschaftlichen Realitäten dieser Zeit leiten, wobei ich glaube, dass es noch mehr die bis in die heutige Zeit nachwirkenden konstruierten und nicht notwendigerweise der Realität entsprechenden Identitätsentwürfe sind, die unseren Blick in eine bestimmte Richtung lenken. Keine Frage, niemand von uns kann sich den vorherrschenden Identitätsdiskursen vollkommen entziehen.

Lassen Sie mich nun zum Abschluss kommen. Tradition *und* Fortschritt bilden die ideellen Eckpfeiler der Identitätskonstruktionen innerhalb dieser Vorarlberger Nachkriegsgesellschaft, und zwar sowohl im Hinblick auf die Geschlechter- als auch auf die regionalen und nationalen Diskurse. Über entsprechende 'Verschiebungs-, Verortungs- und Verfügnungs-maschinen' konnten erlebter Mangel und erträumter Konsum ebenso wie erlebte politische Brüche und erträumte Kontinuität vernetzt werden, ohne die entsprechenden Fragmentierungen der Gesellschaft zu deutlich hervortreten zu lassen. Gespeicherte Erfahrungen und vorhandene Erwartungen wurden in den Elitendiskursen mit dafür geeignet erscheinenden Identitätsentwürfen verknüpft und mit erfolgsversprechenden Sinngehalten ausgestattet. Menschen nahmen diese wiederum auf oder boykottierten sie und überformten sie dadurch in der Praxis in vielfältiger Weise, was wiederum auf das Handeln der Eliten zurückwirkte. Dieser Prozess dauert bis heute an. Und – er wird auch in Zukunft fort dauern. Identitäten sind niemals fixiert, sondern immer für Veränderungen offen.

- ¹ Renate Huber, „I säg all, ma heat vrgessa höra schaffa ...“. Alltagsleben von Frauen in Vorarlberg während der französischen Besatzungszeit 1945-1953 anhand lebensgeschichtlicher Interviews, Phil. Dipl. Salzburg 1996.
- ² Der Beitrag der Autorin: Renate Huber, Ein französischer Herr im Haus, ungebetene Gäste und ein Liebäugeln mit den Schweizer Nachbarn. Wahrnehmungen und Deutungsmuster des Fremden und des Eigenen in Vorarlberg. In: Ingrid Bauer/Josef Ehmer/Sylvia Hahn (Hg.), Walz – Migration – Besatzung. Historische Szenarien des Eigenen und des Fremden (Publikationsreihe des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit, Band 6), Klagenfurt 2002, S. 147-195.
- ³ Renate Huber, Identität in Bewegung. Zwischen Zugehörigkeit und Differenz. Vorarlberg 1945-1965, Innsbruck 2004.
- ⁴ Renate Huber, Regionale und nationale Identitäten in Vorarlberg (1945-1965). Geschlecht, Migration und Besatzung als Interaktionsfelder zwischen Zugehörigkeit und Differenz, Ph.D. Thesis, European University Institute, Florenz 2002.
- ⁵ Programmheft „Aufbruch in eine neue Zeit. Vorarlberg nach dem Zweiten Weltkrieg. Jubiläumsjahr 2005 Vorarlberg. Österreich. Europa“, hg. v. der Vorarlberger Landesregierung 2005.
- ⁶ Seminar Paper EUR/1 von Stefano Bartolini/Thomas Risse/Bo Stråth, Between Europe and the Nation State: Introduction into the Forum Themes, 7. Oktober 1999, European Forum, Florenz, S. 14 f.
- ⁷ Vgl. auch Kathryn Woodward, Concepts of Identity and Difference. In: Kathryn Woodward (Hg.), Identity and Difference, London/Thousand Oaks/New Delhi 1997, S. 7-61, insbesondere das Kapitel über 'Is there a crisis of identity?', S. 15-29.
- ⁸ Vgl. Ingrid Bauer, „Die Amis, die Ausländer und wir“. Zur Erfahrung und Produktion des Eigenen und Fremden im Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Ingrid Bauer/Josef Ehmer/Sylvia Hahn (Hg.), Walz – Migration – Besatzung. Historische Szenarien des Eigenen und des Fremden, Klagenfurt 2002, S. 197-276, hier S. 205 ff.
- ⁹ Vgl. a. Ruth Wodak u. a., Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität, Frankfurt am Main 1998, S. 190.
- ¹⁰ Vgl. etwa Anton Pelinka, Von der Funktionalität von Tabus. Zu den „Lebenslügen“ der Zweiten Republik. In: Wolfgang Kos/Georg Rigele (Hg.), Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik, Wien 1996, S. 23-32; Gerhard Botz, Geschichte und kollektives Gedächtnis in der Zweiten Republik. „Opferthese“, „Lebenslüge“ und „Geschichtstabu“ in der Zeitgeschichtsschreibung. In: Ebenda, S. 51-85; Irene Etzersdorfer, „Am österreichischen Wesen soll die Welt genesen“. Zur gesellschaftlichen Funktion des Österreichmythos nach 1945. In: Ebenda, S. 86-102; Heidemarie Uhl, The Politics of Memory: Austria's Perception of the Second World War and the National Socialist Period. In: Günter Bischof/Anton Pelinka (Hg.), Contemporary Austrian Studies, Vol. 5, New Brunswick/London 1997, S. 64-94.
- ¹¹ Zum historischen Diskurs vgl. etwa Ernst Bruckmüller, Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse. Wien/Köln/Graz 1996², S. 44 ff.; bzw. Einleitung in Günter Bischof/Anton Pelinka (Hg.), Austrian Historical Memory & National Identity = Contemporary Austrian Studies, Vol. 5, New Brunswick/London 1997.
- ¹² Erste Strophe der 1946 eingeführten österreichischen Bundeshymne, zit. n. Peter Diem, Die Symbole Österreichs. Zeit und Geschichte in Zeichen, Wien 1995, S. 148.

- ¹³ Vgl. a. Silke Wenk, Gendered Representations of the Nation's Past and Future. In: Ida Blom/Karen Hagemann/Catherine Hall (Hg.), Gendered Nations. Nationalisms and Gender Order in the Long Nineteenth Century, Oxford/New York 2000, S. 63-77, hier S. 66.
- ¹⁴ Vgl. Laurence Cole, Province and Patriotism: German National Identity in Tyrol in the Years 1850-1914, PhD thesis, EUI Florenz 1995, insbesondere S. 175 ff.; Laurence Cole, Province and Patriotism: German National Identity in Tirol, 1850-1914. In: ÖZG. Österreich im Kopf 6 (1995) 1, S. 61-83.
- ¹⁵ Vgl. Markus Barnay, Die Erfindung des Vorarlbergers. Ethnizitätsbildung und Landesbewußtsein im 19. und 20. Jahrhundert, Bregenz 1988, S. 445ff; Wolfgang Weber, „Die Kleinen henkt man, die Großen läßt man laufen.“ Auszüge zur Vorarlberger Landesgeschichte am Beginn der Zweiten Republik. In: Montfort 49 (1997) 4, S. 373-390, hier S. 374.
- ¹⁶ Ausführlicher dazu s. Huber, Ein französischer Herr im Haus (wie Anm. 2), S. 163 ff.
- ¹⁷ Vgl. dazu a. Werner Dreier/Meinrad Pichler, Vergebliches Werben. Mißlungene Vorarlberger Anschlußversuche an die Schweiz und an Schwaben (1918-1920), Bregenz 1989.
- ¹⁸ Von den „Vorarlbergerinnen“ war in diesem Zusammenhang nie die Rede.
- ¹⁹ Vgl. a. Barnay, Die Erfindung des Vorarlbergers (wie Anm. 15), insbesondere S. 350 ff.
- ²⁰ Vgl. etwa Wolfgang Weber, NS-Herrschaft am Land. Die Jahre 1938 bis 1945 in den Selbstdarstellungen der Vorarlberger Gemeinden des Bezirks Bregenz, Regensburg 1999, S. 61 u. 109; vgl. a. Interview mit Frau Berta H.*, Transkript Nr. 1/3, S. 21.
- ²¹ Vgl. a. Nira Yuval-Davis, Gender & Nation, London/Thousand Oaks/New Delhi 1997, S. 45.
- ²² Vgl. Ela Hornung, 'Penelope und Odysseus'. Erzählungen über 'Warten' und 'Heimkehren' nach 1945. Biographische Fallkonstruktion eines Ehepaares, das Engagement der Frauendelegation und die Gesetzgebung der Kriegsofferfürsorge, Phil. Diss. Universität Wien 1998, S. 7.
- ²³ Sandra Maß, Das Trauma des weißen Mannes. Afrikanische Kolonialsoldaten in propagandistischen Texten, 1914-1923. In: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft. Soldaten 12 (2001) 1, S. 20.
- ²⁴ Hornung, 'Penelope und Odysseus' (wie Anm. 22), S. 10.
- ²⁵ Thomas Kühne, „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“. Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert. In: Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte: Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 174-192, hier S. 174 f.
- ²⁶ Zit. n. Hornung, 'Penelope und Odysseus' (wie Anm. 22), S. 171.
- ²⁷ Vgl. Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Hornung, Trümmerfrauen – ein kurzes Heldinnenleben. Nachkriegsgesellschaft als Frauengesellschaft. In: Andrea Graf, Zur Politik des Weiblichen. Frauen Macht und Ohnmacht. Beiträge zur Innenwelt und Außenwelt, Wien 1990, S. 93-120, hier S. 93 f.; Irene Bandhauer-Schöffmann, Trümmerfrauen - Realität und Mythos. In: Karin M. Schmidlechner (Hg.), Signale, Graz 1994, S. 24-43, hier S. 24.
- ²⁸ Matthias Marschik, Matthias, Vom Idealismus zur Identität. Der Beitrag des Sportes zum Nationsbewußtsein in Österreich (1945-1950), Wien 1999, S. 159.
- ²⁹ Vorarlberger Volksblatt, 26.7.1948, S. 4.

- ³⁰ Vgl. a. Marschik, Vom Idealismus zur Identität (wie Anm. 28), S. 159 ff.
- ³¹ Vgl. etwa a. Wodak u.a., Diskursive Konstruktion (wie Anm. 9), S. 199 ff. u. S. 335 f.
- ³² Vgl. a. Leo Haffner, Kultur und Religion als Machtfaktor. Ein Beitrag zur Ideologiegeschichte Vorarlbergs. In: Franz Mathis/Wolfgang Weber (Hg.), Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945. Vorarlberg. Zwischen Fußbach und Flint, Alemannentum und Weltoffenheit, Wien/Köln/Weimar 2000, S. 346-408; Klaus Plitzner, „Vorarlberg muß Österreichs gute Stube bleiben“. Die Vorarlberger Volkspartei von 1945 bis 1994. In: Robert Kriechbaumer/Franz Schausberger (Hg.), Volkspartei – Anspruch und Realität. Zur Geschichte der ÖVP seit 1945, Wien/Köln/Weimar 1995, S. 601-644, hier S. 604 ff.
- ³³ Vgl. etwa Norbert Leser, Karl Renner. In: Walter Pollak (Hg.), Tausend Jahre Österreich. Eine biographische Chronik. Band 3: Der Parlamentarismus und die beiden Republiken, Wien [1996?], S. 217-226.
- ³⁴ Vgl. dazu etwa die entsprechenden Beiträge in Pollak, Tausend Jahre Österreich (wie Anm. 33).
- ³⁵ Vorarlberger Nachrichten, 16.11.1955, S. 1 ff.
- ³⁶ Interview mit Frau Brigitte H.*, Transkript Nr. IV/3, S. 7.
- ³⁷ Interview mit Frau Brigitte H.*, Transkript Nr. IV/3, S. 12.
- ³⁸ Interview mit Frau Brigitte H.*, Transkript Nr. IV/3, S. 30.
- ³⁹ Interview mit Frau Brigitte H.*, Transkript Nr. IV/3, S. 3.
- ⁴⁰ Interview mit Frau Brigitte H.*, Transkript Nr. IV/3, S. 32.
- ⁴¹ Interview mit Frau Brigitte H.*, Transkript Nr. IV/3, S. 33.
- ⁴² Interview mit Frau Brigitte H.*, Transkript Nr. IV/3, S. 34 f.
- ⁴³ Interview mit Frau Brigitte H.*, Transkript Nr. IV/3, S. 36.
- ⁴⁴ Vgl. etwa Vorarlberger Nachrichten, 16.5.1955, S. 10.
- ⁴⁵ Vgl. Vorarlberger Nachrichten, 30.4.1946, S. 1.
- ⁴⁶ Vorarlberger Nachrichten, 7.6.1955, S. 1.
- ⁴⁷ Meinrad Ziegler, Erinnern und Vergessen. Zum Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Zweiten Republik. In: ÖZG 6 (1995) 1, S. 45.
- ⁴⁸ Lucie Varga, Ein Tal in Vorarlberg – zwischen Vorgestern und Heute. In: Lucie Varga. Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936-1939, hg. v. Peter Schöttler, Frankfurt am Main 1991, S. 163 u. S. 165.
- ⁴⁹ Wolfgang Weber, NS-Herrschaft am Land. Die Jahre 1938 bis 1945 in den Selbstdarstellungen der Vorarlberger Gemeinden des Bezirks Bregenz (Quellen zur Geschichte Vorarlbergs NF 1), Regensburg 1999; Wolfgang Weber, Nationalsozialismus und Kriegsende 1945 in den Vorarlberger Gemeinden des Bezirks Bludenz. Ein Quellenband (Quellen zur Geschichte Vorarlbergs NF 2), Regensburg 2001; Wolfgang Weber, Nationalsozialismus – Demokratischer Wiederaufbau. Lage- und Stimmungsberichte aus den Vorarlberger Gemeinden des Bezirks Feldkirch im Jahre 1945 (Quellen zur Geschichte Vorarlbergs NF 3), Regensburg 2001; vgl. a. Renate Huber, Rez.: Wolfgang Weber, Quellen-Trilogie zu NS und demokratischem Wiederaufbau in Vorarlberg, 5.3.2002 <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de>.
- ⁵⁰ Weber, Nationalsozialismus – Demokratischer Wiederaufbau (wie Anm. 49), S. 261.

- ⁵¹ Ebenda, S. 269.
- ⁵² Ebenda, S. 272.
- ⁵³ Vgl. a. Katharina Stourzh, Aspekte des französischen Justizwesens in Tirol und Vorarlberg 1947-1950 unter besonderer Berücksichtigung der Kriegsverbrecherfrage, Phil. Dipl. Wien 1998, S. 25 ff.
- ⁵⁴ Interview mit Frau Elfriede C.*, Transkript Nr. II/5, S. 1.
- ⁵⁵ Interview mit Frau Elfriede C.*, Transkript Nr. II/5, S. 15 f.
- ⁵⁶ Interview mit Frau Elfriede C.*, Transkript Nr. II/5, S. 67.
- ⁵⁷ Ausführlicher dazu vgl. Huber, Alltagsleben von Frauen, S. 99 ff.
- ⁵⁸ Interview mit Frau Elfriede C.*, Transkript Nr. II/5, S. 15.
- ⁵⁹ Interview mit Frau Elfriede C.*, Transkript Nr. II/5, S. 15.
- ⁶⁰ Interview mit Frau Elfriede C.*, Transkript Nr. II/5, S. 18.
- ⁶¹ Interview mit Frau Elfriede C.*, Transkript Nr. II/5, S. 55 f.
- ⁶² Vgl. dazu a. Monika Bernhold u.a. (Hg.), Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? Historische Schnitte ins Private, Wien 1990, insbesondere die Einleitung S. 9-13.

Die Dornbirner Export- und Musterschau: Textilfachmesse und Volksfest

Janet Diem



„Messestadt Dornbirn“, 1960er Jahre.

Im Sommer 1949 wurde in Dornbirn erstmals eine „Export- und Musterschau“ abgehalten. Dabei gelang es Wirtschaftstreibenden, nur vier Jahre nach Kriegsende ohne jegliche Erfahrung eine Messe zu veranstalten, die knapp 540 Aussteller und 150.000 Besucher zählte. Um diese Leistung in einen breiteren Kontext zu stellen, sollen zunächst die wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen für die Gründung der Dornbirner Messe beleuchtet werden.

Wirtschaftliche Rahmenbedingungen und politische Hintergründe

Vorarlbergs Wirtschaft nach 1945

Vorarlberg war von den unmittelbaren Schäden durch die Kriegs- und Nachkriegsereignisse größtenteils verschont geblieben. So waren nur wenige Betriebsanlagen durch Bomben zerstört worden und Demontagen durch die französische Besatzungsmacht hielten sich in Grenzen. Auch was die Wirtschaftsstrukturen betrifft, blieb Vorarlberg ein hochindustrialisiertes Bundesland und stellte mit Wien damit im gesamtösterreichischen Vergleich eine Ausnahme dar. So war in Vorarlberg im Jahr 1951 beinahe jeder zweite Erwerbstätige in der Industrie beschäftigt, während in allen anderen Bundesländern (außer Wien) noch die Landwirtschaft der wichtigste Einkommenszweig war. Innerhalb der Industrie blieb Vorarlberg ein Textilland – das heißt im Jahr 1950 waren beispielsweise 75 Prozent der in der Industrie Beschäftigten in der Textilindustrie tätig.¹

Doch trotz dieser positiven Ausgangssituation stand man auch im „goldenen Westen“ nach 1945 vor großen wirtschaftlichen Problemen. Die Lebensmittelversorgung war äußerst schlecht, das Transportwesen weitgehend lahmgelegt und die Industrie benötigte dringend Rohstoffe, Ersatzteile und Arbeitskräfte. Vor allem qualifizierte Fachkräfte waren zu dieser Zeit rar, da man bereits nach dem Anschluss im Jahr 1938 die Jugend in anderen, der Kriegswirtschaft eher „nützlichen“ Bereichen ausbildete. Somit waren die Produktionsstätten zwar größtenteils erhalten geblieben, da die Gebäude nicht zerbombt oder demonitiert worden waren, sie konnten aber nicht einmal zu einem Drittel ausgelastet werden.²

Ein weiteres Problem war die im Zuge der Entnazifizierung durchgeführte sogenannte „Wirtschaftssäuberung“. Nach dem „Verbotsgesetz“ und dem „Verfassungsgesetz über Maßnahmen zur Wiederherstellung gesunder Verhältnisse in der Privatwirtschaft“ sollten die Besatzungsmächte noch im Jahr 1945 die österreichische Gesellschaft und Wirtschaft vom nationalsozialistischen Gedankengut

„säubern“. So mussten beispielsweise Personen, die zwischen dem 1. Juli 1933 und dem 13. März 1938 der NSDAP angehört hatten, aus leitenden Stellungen in der Wirtschaft entlassen werden und es war ihnen untersagt ein Gewerbe zu betreiben.

In der Praxis wurde dieses Gesetz allerdings nur sehr inkonsequent durchgeführt, vor allem in Vorarlberg. Denn politisch war der französischen Besatzungsmacht eine Entnazifizierung zwar wichtig, wirtschaftlich wollte oder konnte man allerdings kaum auf die Zusammenarbeit mit heimischen Industriellen verzichten³. Diese hatten aber, vor allem in Dornbirn, vielfach der NSDAP angehört. Letztlich stand für die Franzosen der wirtschaftliche Aufschwung der Zone im Vordergrund, sodass die Zahl der „gesäuberten“ Fälle in Vorarlberg und Tirol österreichweit mit Abstand am geringsten war. So wurden im Jahr 1947 von 6712 zu behandelnden Fällen 6006 (das sind 89,4 Prozent) ad acta gelegt und von den 706 verbliebenen Fällen zog das Sekretariat der Landesexekutive des Österreichischen Gewerkschaftsbundes 307 zurück und beantragte lediglich 257 Entlassungen und 142 Kündigungen.⁴ Umso auffällender ist in diesem Zusammenhang die Personalpolitik der Export- und Mustermesse GmbH., denn hier waren sehr viele Personen, die der NSDAP angehört hatten und nach 1945 sogar eine Zeit lang in Internierungslagern verbringen mussten, in leitenden Stellungen tätig.

So zunächst einmal Komm.-Rat Dkfm. Hermann Rhomberg, Gesellschafter von Franz M. Rhomberg. Er engagierte sich für die Stadt Dornbirn und setzte sich bis zu seinem Tod im Jahr 1965 für die Dornbirner Messe ein. Er verstand es aber auch vor, während und nach dem Nationalsozialismus Karriere zu machen. So war er beispielsweise während des Austrofaschismus unter anderem Vertreter der Vorarlberger Industrie im Landtag. Während des Nationalsozialistischen Regimes trat er der NSDAP bei und übte hier leitende Funktionen aus, wie zum Beispiel als Vizepräsident der Gauwirtschaftskammer für Tirol und Vorarlberg und als Luftwaffenbeauftragter für den Wehrkreis XVIII (Tirol-Vorarlberg, Salzburg, Kärnten, Steiermark und nordjugoslawische Gebiete).⁵ Im Jahr 1945 wurde er im Zuge der Wirtschaftssäuberung verhaftet und verbrachte anderthalb Jahre in Internierungslagern, konnte dann aber rasch sein soziales Ansehen wieder herstellen und

übernahm bereits vier Jahre später (!) die Ausstellungsleitung der ersten Export- und Musterschau. Von 1954 bis 1964 war Hermann Rhomberg Messepräsident und erhielt eine Reihe von Auszeichnungen, darunter auch Ehrenbürger der Stadt Dornbirn.

Auch Hermann Rhombergs Schwager Eugen Rhomberg, Gesellschafter von Herrburger und Rhomberg, der von 1951 bis 1953 Messepräsident war, verbrachte im Zuge der „Wirtschaftssäuberung“ eine Zeit lang im Internierungslager, wie auch der an der Gründung der Dornbirner Messe beteiligte Mitbesitzer der Firma F.M. Hämmerle Arthur Hämmerle und der für die Pressearbeit zuständige Journalist Dr. Bruno Amann. Amann war allerdings nicht „nur“ Parteimitglied, sondern verfasste auch antisemitische Schriften und setzte sich aktiv für die NS-Propaganda ein. Ebenso war Komm.-Rat Oskar Rhomberg, der 1964 Messepräsident wurde, bereits im November 1933 wegen illegaler nationalsozialistischer Betätigung verhaftet worden.⁶

Der Dornbirner Historiker Dr. Werner Bundschuh fasst den Zusammenhang zwischen Entnazifizierung und der Gründung der Dornbirner Messe folgendermaßen zusammen:

„Wie die großen Textilfabriken [...] wieder in den Besitz der ‚belasteten‘ Industriellen gelangt sind, ist im Detail noch nicht geklärt. Tatsache ist jedoch, dass spätestens mit der Gründung der Dornbirner Messe (1949) die Reintegration dieser ökonomischen Eliten vollzogen war.“⁷

Doch im Jahr 1945 ging es zunächst um die Reintegration der Vorarlberger Wirtschaft in den Weltmarkt und um die Belebung der Textilindustrie. Einem Großteil der Unternehmungen drohte nämlich wenige Monate nach Kriegsende die Stilllegung, da die letzten Rohstoffreserven der Textilbetriebe verbraucht waren. So bemühten sich die Vorarlberger um wirtschaftliche Kontakte zur benachbarten Schweiz und es kam noch im Jahr 1945 zu einem Sonderabkommen, nach dem Vorarlberger Textilbetriebe für Schweizer Unternehmen spinnen und weben durften. Als Veredelungslohn erhielt Vorarlberg außer den begehrten Devisen noch Rohstoffe, Halbfabrikate und Chemikalien. Das Sonderabkommen wurde zwar zwei Jahre später von den österreichischen Behörden für verfassungswidrig erklärt, zu diesem Zeitpunkt hatte es aber seinen Zweck, nämlich der Vorarlberger Textilindustrie wieder auf die Beine zu helfen, bereits erfüllt.⁸

Als nächstes galt es den Handel wiederzubeleben. Hier stand Vorarlberg nach dem Zweiten Weltkrieg allerdings vor einer völlig neuen Situation. Durch den Verlust der traditionellen Märkte in Osteuropa blieb nur noch eine Umorientierung. Und dabei setzte man im Jahr 1949 große Hoffnung in die geplante Export- und Musterschau. Durch sie sollte die Vorarlberger Textilindustrie die Leistungen des Wiederaufbaus repräsentieren und neue Märkte im Westen erschließen. Dies war allerdings für Dornbirn ein gewagter Versuch. Hatte man doch in der Garten- und Industriestadt bis zu diesem Zeitpunkt so gut wie keine Messeerfahrung gesammelt. In Feldkirch hingegen war im September 1948 eine sehr erfolgreiche Gastgewerbeausstellung veranstaltet worden, weshalb die verantwortlichen Personen planten, von da an jährlich eine Schau abzuhalten und zur Messestadt Vorarlbergs zu werden.⁹

Im Konkurrenzkampf mit Feldkirch

Nun hieß es in Dornbirn rasch handeln, denn auch hier hatten Wirtschaftstreibende schon länger Zeit die Abhaltung einer Messe ins Auge gefasst, es waren aber noch keine konkreten Pläne vorhanden. Eine öffentliche Debatte über Vorarlbergs künftigen Messestandort entbrannte und wurde von den regionalen Tageszeitungen aufgegriffen. So richteten die Vorarlberger Nachrichten und das Vorarlberger Volksblatt eigene Diskussionsforen für Leserzuschriften ein und diese wurden so eifrig frequentiert, dass die Vorarlberger Handelskammer einen Monat später empfahl, der zu dieser Frage stattgefundenen öffentlichen Auseinandersetzung doch nun endlich ein Ende zu setzen.¹⁰ Als erste Maßnahme im Wettstreit um den Status der Messestadt wurde in Dornbirn im November 1948 der Verkehrsverein (heute „Dornbirn Tourismus“) neukonstituiert. Schon auf dieser ersten Sitzung wurde mit der Planung einer Export- und Musterschau begonnen und zu diesem Zweck ein Messeausschuss gegründet. Zum Obmann dieses Ausschusses wurde zehn Tage später auf der zweiten Sitzung des Verkehrsvereins der Textilunternehmer Komm.-Rat. Dkfm. Hermann Rhomberg gewählt, der zu diesem Zeitpunkt bereits ins Vorarlberger

Wirtschaftsleben reintegriert war. Am Ende dieser zweiten Sitzung erfolgten drei Beschlüsse:

I. Der Verkehrsverein Dornbirn besteht unter allen Umständen auf der [sic.!] Durchführung der Export- und Musterschau im kommenden Sommer in Dornbirn.

II. Diese Schau ist im Einvernehmen mit dem Verkehrsverein Bregenz zur gleichen Zeit wie die Festspiele dort abzuhalten.

III. Der Vorstand bzw. seine Vertreter, sowie Ing. Hopfner und Rhomberg Hermann haben Verbindung mit dem Verkehrsverein Bregenz aufzunehmen, um sich die Unterstützung desselben zu sichern. Weiters haben sie den Veranstaltern der Landesschau in Feldkirch die Unsinnigkeit zweier Ausstellungen in Vorarlberg klar zu machen und haben zu versuchen, Herrn Landesrat Ulmer als Vermittler zwischen Feldkirch und Dornbirn zu gewinnen.¹¹

Knapp eine Woche später standen bereits die Ergebnisse dieser Aussprachen fest. Der Verkehrsverein Bregenz stimmte einer Export- und Musterschau in Dornbirn unter der Bedingung zu, dass die Ausstellung zeitgleich mit den Bregenzer Festspielen abgehalten werde, damit die Veranstaltung auch den Bregenzern zugute komme. Seitens des Landes hingegen wurde immer noch auf eine Einigung bzw. Kompromisslösung zwischen Dornbirn und Feldkirch gedrängt.¹²

Doch daran dachte in Dornbirn niemand mehr – im Gegenteil. Im Jänner 1949 wurden die Stadt Feldkirch und die Vorarlberger Landesregierung vor vollendete Tatsachen gestellt. Die Ausstellung sei zum Großteil fertig geplant und bis zu diesem Zeitpunkt seien auch genügend Aussteller angeworben worden, verlautete der Messeausschuss.¹³ So fasste die provisorische Gemeindevertretung in Feldkirch im Jänner 1949 notgedrungen den Beschluss, auf die geplante Messe zu verzichten und stattdessen eine kleinere Ausstellung abzuhalten.¹⁴ Allerdings veröffentlichten die Feldkircher diesen Beschluss im Vorarlberger Volksblatt, um die Bevölkerung über den gesamten Verlauf des Wettstreits zu informieren. Es hieß:

Der provisorische Gemeindefausschuß hat in seiner Sitzung vom 21.10.1948 die Durchführung einer allgemeinen gewerblichen Landesschau für das Jahr 1949 beschlossen. Der Beschluß wurde öffentlich

verlautbart und war daher im ganzen Land bekannt. [...] Daher sind auch seitens der Stadt Feldkirch die vorbereitenden Maßnahmen in Angriff genommen worden. Die Stadtgemeinde Feldkirch erhielt aber von dritter Stelle die Mitteilung, dass Wirtschaftstreibende der Stadt Dornbirn die Durchführung einer Export- und Musterschau ohne vorherige Föhlungnahme mit den Feldkirchern Initianten ebenfalls für das Jahr 1949 beschlossen und zwischenzeitlich mit der Werbung begonnen haben. Die Stadtgemeinde sah sich daher veranlasst, diese neue Sachlage den verantwortlichen Wirtschaftskreisen der Stadtgemeinde Feldkirch bekanntzugeben. Bei der zu diesem Zwecke stattgefundenen Besprechung ergab sich die eindeutige Auffassung, daß die Durchführung von zwei gleichartigen wirtschaftlichen Schauen in unserem kleinen Lande zur gleichen Zeit nicht tragbar wäre und auch den Gesamtzielen unserer heimischen Wirtschaft nicht dienen würde. Man war weiter der Auffassung, die Stadt Feldkirch solle **den größten gemeinsamen Interessen unseres Ländles zuliebe** von ihrem schon am 21.10.1948 beschlossenen und bereits in Angriff genommenen Vorhaben einer allgemein gewerblichen Landesschau freiwillig zurücktreten.¹⁵

Planung und Durchführung der Export- und Musterschau

Terminwahl und Öffentlichkeitsarbeit

Da nun die Durchführung gesichert war, musste ein konkreter Termin für die Schau festgelegt werden. Nach Absprache mit dem Verkehrsverein Bregenz, der den Termin für die Festspiele im Jahr 1949 bereits fixiert hatte, wurde die erste Export- und Musterschau für den 24. Juli bis 7. August 1949 anberaumt.

Als nächstes galt es, da Dornbirn als Messestadt noch vollkommen unbekannt war, für die Export- und Musterschau zu werben und dies national und international, da man ja eine internationale Messe anstrebte, bei der sowohl die Aussteller als auch die Besucher aus dem

In- und Ausland nach Dornbirn kommen sollten. Verantwortlich dafür zeichnete der bereits erwähnte Journalist Dr. Bruno Amann. Amann über seine damalige Arbeit:

„Es war nicht schwer, die Vorarlberger für die Ausstellung zu begeistern [...]. Sobald die Werbung aber über die Landesgrenze hinausgriff, mußte sie mit einer anderen Einstellung rechnen. Die Berufung auf den Landespatriotismus wurde wirkungslos. Der auswärtige oder gar ausländische Aussteller oder Käufer mußte darauf aufmerksam gemacht werden, daß seine Anwesenheit geschäftlich lohnend sei.“¹⁶

Um Journalisten aus dem In- und Ausland über die bevorstehende Messe zu informieren, unternahm Bruno Amann – vielfach unterstützt von seinem Freund Hans Huebmer – zahlreiche Pressefahrten. Huebmer beschreibt eine dieser Pressefahrten folgendermaßen:

„In Wien klapperten Amann und ich die Redaktionen ab. Unsere Taktik hielt sich an ein Schema. Ich trachtete, einen alten Bekannten zu

finden, und ließ mir erzählen, wie er die bösen Jahre überstanden habe. Hatte er sich warm geredet, übergab ich das Wort an Bruno Amann.“¹⁷ Letztlich war Amann mit seinem Vorgehen erfolgreich. Wie er auf einer Sitzung des Verkehrsvereins berichtete, waren im Rahmen der Export- und Musterschau 1949 zirka 730 Artikel veröffentlicht worden und zahlreiche Zeitschriften und Zeitungen hatten Sondernummern herausgegeben.¹⁸



Plakat der Export- und Musterschau 1949: Der offene Grenzbalken symbolisiert den internationalen Charakter der Messe.

Neben der Pressearbeit setzte man aber auch auf andere Werbemittel, wie Straßentransparente, Plakate, Inserate in Printmedien und Rundfunk, Messeprospekte, Klebevignetten für Briefumschläge und

Werbestempel. Kurz vor der Schau versuchten die Verantwortlichen allerdings noch einmal verstärkt die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Hier wurde ein Sonderflug veranstaltet, bei dem in der Schweiz, in Liechtenstein und Vorarlberg an einem Vormittag rund 50.000 Flugzettel mit Messe-Einladungen abgeworfen wurden.

Kooperation mit den Bregener Festspielen

Bei der Organisation der Export- und Musterschau arbeitete der Verkehrsverein Dornbirn von Anfang an mit dem Bregener Verkehrsverein zusammen. Denn durch die zeitgleiche Abhaltung der Veranstaltung versprach man sich mehr überregionales und internationales Publikum. In Bregenz äußerte man den Wunsch, *dass auch die Gäste der Festspiele während des Tages in Dornbirn Zerstreuung und Unterhaltung finden, dass jedoch keine kulturellen Veranstaltungen an den Abenden zur Durchführung gelangen.*¹⁹ Damit die Gäste die beiden Großveranstaltungen mittels öffentlicher Verkehrsmittel leichter besuchen konnten, wurde eine zusätzliche private Omnibuslinie eingeführt, die siebenmal täglich zwischen Dornbirn und Bregenz nonstop verkehrte. Auch was den Grenzverkehr betraf, gelang es den Dornbirnern gemeinsam mit den Bregenzern für die Dauer der Messe eine Sonderregelung für den Grenzübertritt zu erwirken.

Ein an der Grenze abgestempelter Einladungsschein berechnete westdeutsche Besucher zu einem sechstägigen Aufenthalt in Vorarlberg. Für Schweizer gab es Tageskarten für ein- oder zweitägige Aufenthalte. Dass die somit erleichterte Möglichkeit zum Grenzübertritt auch anderweitig genutzt werden konnte, dokumentieren die Aufzeichnungen des Zeitzeugen Ernst Amann: „Ganz einfach konnte beim Grenzübertritt nach Österreich ein Tagesschein gelöst werden. Schweizerischerseits hatte jeder Ausreisende die Erlaubnis zur Mitnahme von einem Pfund Lebensmittel nebst getragener Kleidungsstücke, Wäsche, Schuhe u.a.m. Die Wiedersehensfreude mit Bekannten und Verwandten und die Hilfsbereitschaft der vom Krieg verschont gebliebenen Schweizer entwickelte sich großartig. Zahlreiche Festspielbesucher fuhren am gleichen Tag mehrere Male hin und her, um nur wieder 1 Pfund Lebens-

mittel u.a.m. über die Grenze zu bringen. Und oft trafen die so Eingereisten gar keine Freunde und Verwandte, sondern verteilten die mitgebrachten Gaben einfach an Leute auf der Straße.⁴²⁰

Mithilfe der Bevölkerung

Etwas schwieriger zu organisieren war die Unterbringung der Gäste, denn nur vier Jahre nach Kriegsende herrschte in Vorarlberg immer noch große Wohnungsnot. So wurden im Mai 1949 – also kurz vor Beginn der Export- und Musterschau – in Dornbirn beispielsweise 1500 wohnungssuchende Parteien registriert.²¹ Einzig durch die Mithilfe der Bevölkerung konnte dieses Problem gelöst werden. So findet sich im Dornbirner Gemeindeblatt folgender Aufruf an die Bevölkerung:

Der Erfolg der Ausstellung hängt im Wesentlichen davon ab, ob es Dornbirn gelingt, ausreichende Unterbringungsmöglichkeiten zu schaffen. In vielen Fremdenverkehrsgemeinden des Landes ist es üblich, dass die Einwohner für die Zeit einer Saison sich mit behelfsmäßigen Schlafstellen (Sofas, etc.) begnügen, um ihre Betten auf kurze Zeit den Gästen entgegenkommender Weise zur Verfügung zu stellen. Die Haushaltsvorstände werden trotz der heutigen Wohnungsnot aufgefordert, wo immer möglich, Zimmer und Betten für die Unterbringung der Gäste in der obengenannten Zeit freizumachen.²²

Und tatsächlich stellten viele Vorarlberger für die Touristen ihre eigenen Betten zur Verfügung, denn es konnten für die Dauer der Messe genügend Nächtigungsmöglichkeiten organisiert werden. Die Zimmervermittlung wurde ausschließlich über den Verkehrsverein Dornbirn abgewickelt. Je nach Kategorie wurde ein bestimmter Vermietungssatz festgelegt und der Verkehrsverein erhielt eine Mittlergebühr.

Aber nicht nur bei der Unterbringung der Gäste sollten die Dornbirner ihren Beitrag leisten. Trotz vorherrschender Armut forderte man sie dazu auf, das Stadtbild zu verschönern. So ermahnte der Verkehrsverein in einer Anzeige im Gemeindeblatt, dass:

die Hausgärten instand gesetzt und die Fenster wie einstmals geschmückt werden sollten. Desgleichen wird es manchem Hausbe-

sitzer möglich sein, sein Haus noch bis zur Ausstellung renovieren zu lassen.²³

Kurz vor Beginn der Export- und Musterschau wurde die Dornbirner Bevölkerung im Gemeindeblatt außerdem noch einmal an die wichtigsten Verhaltensregeln während der Veranstaltung erinnert:

Die Bevölkerung wird aufgefordert, bis Samstagmittag die Häuser zu beflaggen und während der Zeit der Ausstellung, also bis 8. August beflaggt zu lassen. Desgleichen werden alle Hausbesitzer nochmals aufgefordert, um ihre Häuser und in den Gärten peinlichste Ordnung zu halten, so daß der Ruf Dornbirns als Gartenstadt in allem und jedem gerechtfertigt erscheint. Die Bevölkerung Dornbirns wird gebeten, allen Gästen, ganz gleich, woher sie kommen, in aller Höflichkeit entgegenzukommen und in keinem Falle übermäßige Forderungen für Dienstleistungen und Lieferungen zu stellen. Dornbirn muss in den kommenden 14 Tagen als gastfreundlichste Stadt im Verkehrszentrum Vorarlbergs bekannt werden.²⁴

Auch für das korrekte Verhalten im Straßenverkehr erhielt die Bevölkerung Dornbirns vom Verkehrsverein Ratschläge:

Besonders hingewiesen sei auf die Notwendigkeit, daß innerhalb der Ausstellungszeit, während welcher ein für Dornbirn noch nicht bekannter großer Verkehr sich entwickeln wird, alle Einwohner die Verkehrsvorschriften peinlichst genau einhalten, um Unfälle zu vermeiden.²⁵

Stadtbild und bauliche Maßnahmen

Aber auch seitens der Stadt Dornbirn wurden stadtplanerische und -gestalterische Maßnahmen zur Verschönerung des Stadtbildes gesetzt. So wurde beispielsweise der im Zentrum gelegene Viehmarkt an den Stadtrand verlegt und stattdessen ein großer Parkplatz eingerichtet. Der Bahnhof bekam Wartebänke und ein Büfett und der Fahnenurm wurde renoviert und für die eintreffenden Gäste beflaggt. Auch der Dornbirner Marktplatz wurde für die Messsegäste mit internationalen Fahnen geschmückt.



Auch der Dornbirner Marktplatz wurde für die Messegäste mit internationalen Fahnen geschmückt.

Während der Messe erhielt die Innenstadt eine Festbeleuchtung, bei der das Rathaus, die Kirche und der Kirchturm sowie mehrere alte Dornbirner Häuser mit einem Scheinwerfer angestrahlt wurden. Dabei zeigt sich einmal mehr, dass die Export- und Musterschau den geglückten Wiederaufbau repräsentieren sollte, wenn man bedenkt, dass noch im Oktober 1946 in ganz Vorarlberg der Strombezug aus Spargründen für mehrere Stunden am Tag eingestellt werden musste. Neben diesen allgemeinen baulichen Maßnahmen musste aber vor allem auch das eigentliche Ausstellungsgelände geplant werden. Da im Jahr 1949 noch keine Ausstellungshallen zur Verfügung standen, galt es Alternativen zu suchen und man fand diese im Schulviertel in

der Dornbirner Innenstadt. Aus diesem Grund war auch klar, dass die Messe während der Schulferien veranstaltet werden musste.

Nachdem die Stadt Dornbirn die Bewilligung erteilt hatte, wurde das Schulareal zu einem einheitlichen Ausstellungsgelände umgestaltet, welches letztlich 23.000 m² umfasste. Wobei in der kurzen Zeit zwischen Schulende und Messebeginn Tag und Nacht an der Adaptierung des Geländes gearbeitet werden musste.



Die erste Export- und Musterschau wurde im „Schulviertel“ in der Innenstadt abgehalten.

Miteinbezogen in die Ausstellung wurden die Realschule (also das heutige Bundesgymnasium) samt Turnhalle, die Knabenschule, die Mädchenschule, die Notschule, das Vereinshaus mit Vereinsturnhalle und zur Unterbringung der Ausstellungsleitung das Arbeiterheim. Weitere überdachte Ausstellungsmöglichkeiten wurden mittels Zelten geschaffen, wovon eines das bis heute legendäre Wirtschaftszelt war. Es spielte von Anfang an eine Schlüsselrolle, wie auch die Vorarlberger Nachrichten bestätigen:

Ohne diese Einrichtung wäre die Durchführung der Ausstellung ernsthaft gefährdet gewesen, weil die vorhandenen Gastwirtschaften in

*Dornbirn nie ausgereicht hätten, auch nur einen Bruchteil der Fremden zu verköstigen, und ferner die Abwicklung der großen Geschäftsabschlüsse nicht gestört wird, weil sich Lieferanten und Kunden von den Kojen in das Wirtschaftszelt begeben können, ohne die Verhandlungen unterbrechen zu müssen.*²⁶

Das Wirtschaftszelt war jedoch nicht nur für Aussteller und Kunden von Bedeutung, sondern war auch Anziehungspunkt für viele Dornbirner, da in ihm eine Bar, ein Café, ein Weinausschank, ein Bierrestaurant und eine Speisehalle mit Musikbühne untergebracht waren. Da sich vier Jahre nach Kriegsende das Entertainmentangebot in Dornbirn verständlicherweise in Grenzen hielt, entwickelte sich die Musikbühne zum wahren Publikumsmagneten.

Es kam allerdings in und außerhalb des Geländes in den folgenden Jahren immer wieder zu Ausschreitungen und Übertretungen der Sperrstundenvorschriften, worüber sich Anrainer auch bei der Polizei öfters beschwerten.²⁷

Besonders hartnäckig wehrte sich hier der Dornbirner Professor Franz Wehinger. Er beschwerte sich in einem Brief an die Stadt Dornbirn über den *unangemessenen Vergnügungstrieb der Massen* und den *unsinnigen Alkoholverbrauch* und forderte die Regierung dazu auf, diese *Zeltitis* nach 19 Uhr abzustellen.²⁸ In einem Antwortbrief wurde Wehinger jedoch darauf hingewiesen, dass zur Finanzierung der Auslagen seitens der Wirtegemeinschaft auf den nächtlichen Betrieb keinesfalls verzichtet werden könne.²⁹ Im selben Atemzug wurde die Sperrstunde während der Ausstellung dann sogar noch auf 4 Uhr an Samstagen und 2.30 Uhr an Werktagen für das Wirtschaftszelt und alle Dornbirner Gaststätten verlängert.³⁰ Doch Wehinger gab nicht auf, sondern formulierte im April des darauffolgenden Jahres erneut einen Beschwerdebrief und veröffentlichte diesen in Form einer bezahlten Anzeige im Gemeindeblatt. Hier wies er auf den sittlichen moralischen Verfall durch die Ausschweifungen im Messezelt hin. Kopien des Schreibens ergingen auch an den damaligen Landeshauptmann Ulrich Ilg (der ja Dornbirner war), an die Österreichische Frauenbewegung, die Dornbirner Frauen- und Mädchenvereinigung und an die Bezirkshauptmannschaft Feldkirch. Von all diesen Parteien erhielt Wehinger letztlich

Unterstützung und die Sperrstunde des Wirtschaftszeltes wurde aufgrund einer Weisung der Bezirkshauptmannschaft Feldkirch im Jahr 1952 auf zwei Uhr an allen Wochentagen herabgesetzt.³¹

Mehrbranchenmesse mit textilem Schwerpunkt

Die erste Export- und Musterschau war eine Mehrbranchenmesse, bei der von der Büroklammer bis zur Betonmischmaschine alles vertreten war. Insgesamt 541 Firmen beteiligten sich laut Statistik an der ersten Export- und Musterschau im Jahr 1949, wobei jede Firma, deren Name auf der Messe vertreten war, als Aussteller galt. Stellte also beispielsweise eine Elektrofirma Produkte von Siemens, Grundig und Telefonen zur Schau, wurden alle diese Firmen als Aussteller gezählt.

Blick auf das Messegelände mit dem Eingang zum Wirtschaftszelt.



Am stärksten vertreten – mit knapp einem Drittel der Aussteller – war allerdings die Textilindustrie. So wurde die Realschule zum „Textilhaus“ umgebaut und alle namhaften Vorarlberger Textilunternehmen und einige internationale Aussteller waren hier vertreten. Die durchschnittliche Kojengröße betrug im ersten Ausstellungsjahr noch 10 m².

Daneben veranstaltete die Textilindustrie von Anfang an auch eine Modeschau. Sie war ein weiterer Publikumshit, sorgte aber auch aufgrund der neuen und außergewöhnlichen Art der Modepräsentation in Fachkreisen für Aufsehen.³² Täglich wurden im Vereinshaus unter dem Titel „Zauberspiegel der Mode“ insgesamt 76 Modelle vorgeführt. Dabei hatte man für das operettenhafte Märchenspiel extra Mannequins aus Wien (darunter auch Miss Austria 1948), das Theater für Vorarlberg und ein Ballett engagiert.

Volkstümliches Rahmenprogramm

Die Ausstellungsleitung – und damit die Mitglieder des Verkehrsvereins – bemühte sich aber auch sonst noch um ein attraktives Rahmenprogramm, wodurch diese erste Export- und Musterschau Volksfestcharakter annahm. Eröffnet wurde mit dem Landestrachtenfest, an dem 2.000 Personen aus Vorarlberg, Deutschland und der Schweiz teilnahmen. Laut Presseberichten zählte das Spektakel rund 60.000 Zuschauer, ebenso viele wie auf dem Ende Juli zum sechsten Mal abgehaltenen dreitägigen Dornbirner Volksfest.³³

Am Abend des 6. August wurde dem volkstümlichen Rahmenprogramm noch ein sportliches hinzugefügt. Beim sogenannten „Nacht-Radrennen rund ums Rathaus“ traten Radprofis aus mehreren europäischen Ländern gegeneinander an. Den Abschluss des Rahmenprogramms bildete ein Reitturnier, bei dem zum ersten Mal in Vorarlberg die spanische Hofreitschule zu sehen war.



Landestrachtenfest am 24. Juli 1949.

Positive Bilanz

Insgesamt hatten die Organisatoren dieser ersten Export- und Musterschau, vor allem in Hinblick auf die Tatsache, dass dies alles ehrenamtliche Mitglieder des Verkehrsvereins waren, eine beachtliche Leistung erbracht. Die Ausstellung war ein Erfolg, wie sich anhand der Besucherzahlen zeigt. Insgesamt sollen laut Vorarlberger Nachrichten rund 250.000 Menschen die Schau besucht haben, wobei diese Zahlen sicherlich etwas hoch gegriffen sind. Der Verkehrsverein berichtete von rund 150.000 Besuchern, wobei es sich auch hier um (äußerst großzügig) geschätzte Angaben handelt,³⁴ denn erst seit 1985 erstellt die Dornbirner Messe GmbH. ihre Statistiken nach der Anzahl an verkauften Karten. Letztlich war die Veranstaltung, in welchem statistisch exakten Ausmaß auch immer, gut besucht.

Die Aussteller selbst schienen ebenfalls zufrieden gewesen zu sein, zumal sich bei einer Umfrage des Verkehrsvereins 90 Prozent der Aussteller dafür aussprachen, die Schau im nächsten Jahr zu wiederholen.

Noch einmal erklärten sich die Mitglieder des Verkehrsvereins Dornbirn bereit, die Ausstellung zu organisieren. Es wurde allerdings vereinbart, dass dies das letzte Mal sei, da das Ganze die Kräfte von ehrenamtlichen Helfern übersteige. Für die Weiterführung der Export- und Musterschau hatte sich besonders der im Februar 1949 dem Verkehrsverein beigetretene Industrielle Arthur Hämmerle eingesetzt. Er war der Ansicht, dass, sollte die Schau zur Dauereinrichtung werden, kein Jahr ausgesetzt werden dürfe. Auch Hermann Rhomberg plädierte für eine Wiederholung der Messe, erklärte aber, dass er aufgrund einer berufsbedingten Auslandsreise die Leitung nicht übernehmen könne.³⁵

Die Export- und Musterschau 1950 „modern und sachlich“

Im Februar trat Rhombergs Schwager Eugen Rhomberg, Gesellschafter von Herrburger und Rhomberg, an die Spitze des Messeausschusses. Er stellte für die Export- und Musterschau 1950 die Parole „modern und sachlich“ auf. Das erworbene Ansehen sollte stabilisiert bzw. vermehrt und das unterhaltende Rahmenprogramm reduziert werden. Außerdem sollte die Schau noch stärker auf den textilen Sektor und den Bereich Textilmaschinenbau ausgerichtet werden.

Erneut erfüllten sich die Hoffnungen der Organisatoren und auch die zweite Export- und Musterschau wurde ein großer Erfolg. Sowohl die Aussteller- als auch die Besucherzahl stieg im Jahr 1950 an, vor allem konnte ein Zuwachs an ausländischen Messegästen festgestellt werden.

Auch Prominente aus Politik und Wirtschaft zählten wie überhaupt in den folgenden Jahren der Messe zu den Besuchern in Dornbirn. So eröffneten beispielsweise Bundespräsident Theodor Körner und sein Nachfolger Adolf Schärf die Veranstaltung. Anfang der 50er Jahre stattete der deutsche Bundesminister und spätere Kanzler Dr. Ludwig Erhard Dornbirn einen Besuch ab. Zu verdanken war dies laut Dr. Grete Rhomberg, der zweiten Ehefrau Hermann Rhombergs, ihrem Mann, der Erhard noch aus seiner Studienzeit in München kannte und zur Messe eingeladen hatte.³⁶



Dornbirns Bürgermeister Dr. Günther Anton Moosbrugger begrüßt den österreichischen Bundespräsidenten Theodor Körner zusammen mit Landeshauptmann Ulrich Ilg (v.l.n.r.), 1951.

Dabei war es oft gar nicht so einfach, die Prominenz zufrieden zu stellen. So wurde bei einer Aufsichtsratsitzung im Jahr 1962 darauf hingewiesen, dass jedes Jahr ein Geraufe um die Plätze in der ersten Reihe entstehe, woraufhin die Stühle beschriftet und Ordner zur Kontrolle aufgestellt wurden.³⁷ Außerdem finden sich in den Aufzeichnungen jedes Jahr mehrfach überarbeitete Notizen zur Sitzordnung beim Eröffnungsbankett der Messe.

Von der Mehrbranchenmesse zur Textilmesse

Gründung der Export- und Mustermesse GmbH.

Nach dem Erfolg der ersten beiden Ausstellungsjahre war klar, dass die Dornbirner Export- und Musterschau eine Dauereinrichtung werden sollte und wie vereinbart kam es im März 1951 zur Gründung der Export- und Mustermesse GmbH. Dornbirn und zur Umbenennung in „Export- und Mustermesse“.

Neben verschiedenen Unternehmen, Privatpersonen und dem Verkehrsverein war auch die Stadt Dornbirn und die Kammer der gewerblichen Wirtschaft an der Messegesellschaft beteiligt. Somit war die öffentliche Hand Teilhaber eines überwiegend privatwirtschaftlichen Unternehmens. Außerdem wurde darauf geachtet, dass Firmen aus ganz Vorarlberg an der Gesellschaft beteiligt waren und die Anteile zum überwiegenden Teil niedrig gehalten wurden, sodass eine breite Basis von insgesamt 89 Teilhabern geschaffen wurde. Das Stammkapital betrug 1,2 Millionen Schilling.

Der Vorstand der Messegesellschaft konstituierte sich aus den Geschäftsführern Komm.-Rat Fritz Hillinger, Komm.-Rat Dkfm. Hermann Rhomberg und Eugen Rhomberg, der zum Präsidenten gewählt wurde. Sparkassendirektor Dr. Eugen Lecher war Vorsitzender des zehnköpfigen Aufsichtsrates, dem unter anderem auch Bürgermeister Dr. Günther Anton Moosbrugger und der aus Dornbirn stammende Wirtschaftslandesrat Eduard Ulmer angehörten.

Im Jahr 1954 übernahm Hermann Rhomberg wieder das Amt des Messepräsidenten. Er übte es bis 1964 aus, dann musste er aus gesundheitlichen Gründen zurücktreten. Alle Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder waren ehrenamtlich tätig.

Spezialisierung auf den textilen Sektor

Die Dornbirner Export- und Messe war stets eine Mehrbranchenmesse, bei der es bereits in den ersten Ausstellungsjahren immer wieder Innovationen und Kuriositäten zu bewundern gab. So stellten z.B. 1950 die 100 Mitglieder des Patentinhaber- und Erfinderverbands Wien in einer eigenen Ausstellungshalle Erfindungen vor, u.a. einen „denkenden Trichter“, bei dem keine Flüssigkeit mehr überfließen konnte. 1952 gab es ein ferngesteuertes Garagentor zu bewundern und ein Jahr später einen Fernsehapparat. Aus dem Bereich der Textilindustrie wurde 1955 ein aus Schafwolle gestrickter Bolero präsentiert, der in drei verschieden aussehende Pullover, sechs Boleros, eine Stola oder eine Kaputzenweste verwandelt werden konnte.

Im Laufe der Jahre konzentrierte sich die Ausstellerstruktur aber ver-

stärkt auf den textilen Sektor, was nicht zuletzt auf das Bestreben des Präsidenten Dkfm. Hermann Rhomberg zurückzuführen war, wie auch seine Frau Dr. Grete Rhomberg dazu berichtet:

Ab und zu suchten meinen Mann Interessenten aus nichttextilen Branchen auf und baten ihn, auf der Messe ausstellen zu dürfen. Er lehnte jedoch meistens ab, da er aus der Messe eine ausgesprochene Textilmesse machen wollte. Dabei wäre es natürlich wesentlich einfacher gewesen, eine Messe mit einer breiteren Branchenstruktur zu organisieren. Vor allem die Anwerbung wichtiger textiler Aussteller aus dem Ausland war oft sehr zeitaufwändig und mühsam. Wenn mein Mann Zeit hatte, besuchten wir zunächst sämtliche Textilfabrikanten in Vorarlberg, damit diese ja vollständig auf der Messe vertreten waren. Aber auch zahlreiche Textilunternehmer im Ausland kontaktierte mein Mann persönlich, um sie für eine Teilnahme an der Export- und Mustermesse zu gewinnen. Durch eine auf die Textilindustrie konzentrierte Messe erhoffte er sich auch die Textilindustrie Vorarlbergs indirekt zu fördern. Textilien und Dornbirn sollten zu einem untrennbaren, international bekannten Begriff werden.³⁸

Rhombergs Intension wurden schon bald Realität. So nahm im Jahr 1949 die Textilindustrie rund ein Drittel, im Jahr 1953 schon 70 Prozent und 1954 bereits 75 Prozent der gesamten Ausstellungsfläche ein. Mit der Zeit war aber nicht nur die Teilnahme an der Messe, sondern auch die Gestaltung der Kojen für Vorarlbergs Textilunternehmen relevant. Die Präsentation des eigenen Unternehmens wurde zur Prestigesache und es wurden keine Kosten und Mühen gescheut.

Messekoje der F.M. Rhomberg, 1951.





Messekoje der Firma I.M. Fussenegger, 1951.

Um dem internationalen Vergleich mit anderen großen Textilmessen, wie beispielsweise der INTERSTOFF in Frankfurt oder der MITAM in Mailand Stand zu halten, bemühte sich die Messeleitung in Dornbirn auch um eine qualitative Auslese der textilen Aussteller. Sogenannte „Kontingentjäger“ sollten aussegmentiert und die Export- und Mustermesse auf Basis von Dauerausstellern mit größeren Kojenflächen gefestigt werden.

Der seriöse Charakter der Messe sollte außerdem gewahrt werden, indem zur Zeit der Veranstaltung in Dornbirn keine Vergnügungsparks oder Jahrmarktbuden zugelassen wurden, weshalb 1953 unter anderem das Ansuchen einer Bürgerin, die auf dem Gelände eine Geisterbahn aufstellen wollte, abgelehnt wurde. Auch auf ein Gastspiel des „Original Tiroler-Pradl-Theaters“ musste die Bevölkerung in diesem Zusammenhang verzichten, wobei hier zudem die mögliche Konkurrenzgefahr zu den Bregenzer Festspielen (!) konstatiert wurde.³⁹

Erweiterung des Messegeländes

Mit der Professionalisierung und Etablierung der Messe wurde zunehmend ein fixes – also fest verbautes und größeres Messeareal benötigt. Auf längere Sicht versprach man sich von einem messeeigenen Gelände auch große Kosteneinsparungen, da der Löwenanteil der Ausgaben noch immer auf die Mietkosten für Leihzelte entfiel. Die Bereitstellung eines modernen, den Anforderungen entsprechenden Geländes war auch notwendig, um mit anderen internationalen Messen mithalten zu können.

Die Expansionspläne der Messegesellschaft konnten 1951 erstmals im kleinen Rahmen umgesetzt werden, als beim Neubau einer Knabenhauptschule im Schulviertel die Eignung des Gebäudes für Ausstellungszwecke während der Messe berücksichtigt wurde. So erhielt die Schule beispielsweise extra große Pausenhallen, breite Gänge und Klassen mit Balkon. In einer Rekordzeit von neuen Monaten wurde der Mehrzweckbau schließlich fertiggestellt, sodass eine zusätzliche Ausstellungsfläche von 1.000 m² im Jahr 1952 erstmals zur Verfügung stand. Im November 1952 wurde innerhalb der Messegesellschaft ein eigener Bauausschuss gebildet, der sich mit dem nächsten Projekt – einer eigenen Messehalle – befassen sollte. Diesem Ausschuss gehörten bezeichnenderweise auch die im Aufsichtsrat sitzenden Vertreter der Stadt Dornbirn, Bürgermeister Günther Anton Moosbrugger und Stadtrat Johann Sepp, sowie der Dornbirner Landesrat Eduard Ulmer an, wodurch eine Subventionierung des Projekts durch die Stadt Dornbirn und das Land Vorarlberg gesichert war.

Am 31. Jänner 1953 erhielt die Arbeitsgemeinschaft der Vorarlberger Baufirmen Josef Hinteregger, Walter Rhomberg und Anton Pferschy den Auftrag zum Bau der Messehalle (der heutigen Stadthalle) und am 3. Juni wurde bereits das Richtfest gefeiert. In einer zu diesem Anlass gehaltenen Rede verteidigte Bürgermeister Moosbrugger noch einmal die Subventionierung der Halle durch die Stadt Dornbirn:

Das Gebäude dient nicht nur der Messe, es erfüllt einen langgehegten Wunsch der Dornbirner nach einem Konzerthaus und einer Halle für andere Großveranstaltungen. Auf die Frage, warum man mit diesem Geld

nicht lieber neue Wohnungen errichtet habe, muss ich als Bürgermeister antworten, dass die Messe und ihre Bedürfnisse wichtiger sind, da ihre Erfolge Arbeitsplätze in der Wirtschaft sichern. Damit kommt die neue Messehalle der ganzen Dornbirner Bevölkerung zugute, so Moosbrugger.⁴⁰

Da der Eröffnungstermin der Export- und Mustermesse im Jahr 1953 auf den 31. Juli anberaumt worden war, Anfang Juni aber erst mit dem Innenausbau der Halle begonnen werden konnte, wurde bis zum Eröffnungstermin auf Hochtouren gearbeitet. Dies war allerdings für die Messeorganisatoren bereits Routine, da der Aufbau der Ausstellung Jahr für Jahr ein Wettlauf mit der Zeit war. Noch zehn Jahre später kann man in den Vorarlberger Nachrichten dazu folgenden Kommentar lesen:

Die Messewoche hat ihren Anfang genommen und das Gesicht einer Stadt sich wiederum verwandelt. Schon sind wir im Laufe von 15 Jahren an das Aufwachen aus dem Dornröschenschlaf gewöhnt und es ist geradezu selbstverständlich für uns geworden: nämlich, daß bis zum

Die erste Messehalle wurde im Juli 1953 nach nur siebenmonatiger Bauzeit fertiggestellt.



Eröffnungstage um 9 Uhr gehämmert, geklebt, gesägt und aufgestellt wurde. So kursiert seit einigen Tagen das Bonmot im Messegelände, daß die Kojen erst dann fertigwerden, wenn die Messe zu Ende ist!⁴¹

Nur wenige Tage vor Messebeginn war der moderne Stahlbetonbau schließlich bezugsbereit, womit der Messegesellschaft zusätzliche 6.200 m² Ausstellungsfläche zur Verfügung standen. Im vorderen Teil war außerdem ein Cafe untergebracht und darüber befand sich das Kongresshaus, damit die Ausstellungshalle – wie von Bürgermeister Moosbrugger angekündigt – während des Jahres auch für andere Zwecke genutzt werden konnte. Aufgrund der hohen Räume wurden in der Halle vor allem Textilmaschinen und größere Ausstellungsgegenstände präsentiert.

Trotzdem reichten die Ausstellungsflächen noch nicht aus, da wiederholt Anfragen von Ausstellern aus Platzmangel abgewiesen werden mussten. Außerdem entsprachen die gemieteten Zelte und Schulen den ständig steigenden Ansprüchen der Stammaussteller nicht mehr und Dornbirn musste mit der Konkurrenz, wie z. B. der Wiener Messe, Schritt halten. Eine weitere Messehalle wurde benötigt, allerdings musste die vom Bau der ersten Messehalle finanziell noch schwer belastete Messegesellschaft zuerst die dazu benötigten Mittel aufbringen. Unterstützung erhoffte man sich vor allem von Stadt, Land und Bund, außerdem wurde über eine Kapitalerhöhung der Messegesellschaft beraten.⁴²

Zur selben Zeit plante zufällig die Direktion der Realschule, die Messegesellschaft um die Bereitstellung weiterer Klassenzimmer zu bitten, da an die Realschule ein Realgymnasium angeschlossen werden sollte. So kam es am 22. November 1955 zu einem ersten Gespräch zwischen Hermann Rhomberg, Bürgermeister Moosbrugger und dem Direktor der Realschule Dr. Reinhold Hefel. Bald waren sich die Beteiligten darüber einig, dass gegenüber der Schule an der Ecke Schulgasse – Realschulstraße ein neues Messegebäude entstehen sollte, in dem auch zusätzliche Klassen für das Gymnasium untergebracht werden könnten.⁴³ Im Frühjahr 1956 war es dank einer Bürgerschaft der Stadt Dornbirn und des Landes Vorarlberg der Messegesellschaft möglich, ein Darlehen von 12,7 Millionen Schilling aufzunehmen.

Außerdem wurde das Stammkapital der Messegesellschaft auf 2,3 Millionen Schilling angehoben und somit war die Finanzierung gesichert.

Die Bebauung eines rund 5000 m² großen Areals mitten im Stadtkern erforderte allerdings eine Neugestaltung des gesamten Zentrums. Da außerdem zur selben Zeit die Vorarlberger Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft ein Hochhaus in der Schulgasse errichten wollte, kam es zu einer Übereinkunft aller Beteiligten und es entstand Ende der 50er Jahre zwischen der Marktstraße und der Schulgasse eine Geschäftspassage, die den Namen „Messepassage“ trug, dann aber im Jahr 1998 nach einem Stadtratsbeschluss in „Europa-Passage“ umbenannt wurde. Außerdem wurde der Bau einer zweiten Messehalle, samt Messehochhaus genehmigt. Im Juni 1958 war das Gebäude bezugsbe-

Die zweite Messehalle samt Messehochhaus entstand 1958.



reit. Es beinhaltete eine zweigeschossige Messehalle (wobei im Obergeschoss vier Klassenzimmer des Realgymnasiums untergebracht waren), einen Geschäftstrakt für fünf Läden und ein neunstöckiges Hochhaus, von dem der Arbeiterkammer und der Sparkasse mehrere Stockwerke gehörten.

In der neuen Messehalle war nunmehr die Textilindustrie untergebracht, wobei erst ab 1963 die Realschule für Ausstellungszwecke nicht mehr benötigt wurde.

Bau der Karrenseilbahn

Die Messe hatte auch indirekt Einfluss auf Bautätigkeiten in Dornbirn, vor allem im Bereich des Tourismus. So sind im Zusammenhang mit der Messegesellschaft und hier insbesondere mit Dkfm. Hermann Rhomberg zwei in den 50er Jahren entstandene Fremdenverkehrsprojekte zu nennen: die Karrenseilbahn und das Parkhotel.

Im Jahr 1893 hatte der Industrielle Viktor Hämmerle auf dem Karren, dem „Hausberg“ der Dornbirner, einen Aussichtsturm errichten lassen, der bis in die 30er Jahre ein Wahrzeichen der Stadt war. Im Jahr 1945 befasste sich der Bregenzer Ingenieur Sepp Luger erstmals mit dem Gedanken, eine Seilbahn auf den Berg zu bauen. Konkrete Formen nahm diese Idee aber erst auf der Generalversammlung der seit 1950 bestehenden Dornbirner Seilbahngesellschaft, der auch Hermann Rhomberg angehörte, am 31. August 1953 an. Im Jahr 1956 erfolgte die Fertigstellung des Großprojekts, an dem sich laut Dr. Grete Rhomberg ihr Ehemann Hermann durch erhebliche private finanzielle Einlagen beteiligt hatte.

Das Ganze hat meinen Mann so viel wie ein Einfamilienhaus gekostet, so Grete Rhomberg.⁴⁴ Seitens der Seilbahngesellschaft wird Rhombergs Fürsprache bei der mit großen Problemen behafteten Geldbeschaffung in einer zur Eröffnung der Seilbahn herausgegebenen Festschrift dankend erwähnt. In dieser äußert sich Hermann Rhomberg auch persönlich in Zusammenhang mit der Messe folgendermaßen zur Erschließung des Karrens:

Als Präsident der Dornbirner Messe begrüße ich dieses neue Werk ganz besonders, bietet doch diese Bahn auch für den Messebesucher eine angenehme Erholung und Abwechslung von den Messegeschäften. Es ist mir deshalb ein ganz besonderes Bedürfnis, allen Mitarbeitern an diesem Gemeinschaftswerk im Namen der Messegesellschaft meinen herzlichsten Dank auszusprechen.⁴⁵

Das Parkhotel

Auf einer Sitzung des Dornbirner Stadtrats am 16. November 1950 wurde die Idee, in Dornbirn ein Hotel zu errichten, erstmals thematisiert. Bürgermeister Moosbrugger berichtete über eine Unterredung mit dem Fabrikanten und späteren Messepräsidenten Komm.-Rat Oskar Rhomberg. Hierbei habe ihm Rhomberg mitgeteilt, dass seitens der Industriekreise die Gründung einer Gesellschaft zum Bau eines

Die Messeprominenz traf sich im 1955 eröffneten Parkhotel.



Hotels geplant sei. Rhomberg habe sich erkundigt, wie denn die Haltung der Stadt gegenüber eines solchen Projekts sei.⁴⁶ Doch obwohl die Stadtregierung dem Vorhaben positiv gegenüber stand, kam es erst im Jahr 1955 zur Grundsteinlegung des Parkhotels. Es sollte zur Unterbringung von anspruchsvollen Touristen und Messegästen, vor allem aber auch für die Prominenz errichtet werden. Schließlich zeichnete sich das Parkhotel insgesamt durch ein hohes Maß an Komfort und eine durchdachte Architektur aus. So konnten die Halle, der Frühstücks- und Speisesaal sowie ein Konferenzsaal durch Verschieben der Glaswände zu einem einzigen Raum von 237 Quadratmetern umfunktioniert werden. Dieser Saal wurde dann auch für offizielle Messeempfänge und Bankette genutzt. Die Zimmer waren alle mit einem Bad, einer Fußboden- und Deckenheizung, Telefon und Radio ausgestattet. Damit war auch das Parkhotel ein Symbol für den geglückten Wiederaufbau Dornbirns.

Vergleicht man das heutige Messezentrum mit den Messebauten der ersten Jahre, kann man gewisse Parallelen feststellen. Auch heute sind im Messeareal Klassenzimmer (nämlich des Sportgymnasiums Schoren) untergebracht, der Messepark stellt eine Erweiterung der früheren Messepassage dar und mit dem im Herbst 2005 eröffneten Panoramahaus erhielt das Areal ein Hochhaus und ein exklusives Hotel. Dabei hat sich noch etwas nicht geändert: Genau an dem Tag, an dem die Herbstmesse eröffnet wurde, wurde auch das Panoramahaus soweit fertiggestellt, dass hier erstmals Gäste übernachten konnten.

Resümee

Insgesamt kann die Gründung der Export- und Musterschau nur vier Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs als ein kleines Wirtschaftswunder für Dornbirn gewertet werden. Welche persönlichen Interessen auch immer hinter der Initiative standen, letztlich profitierte ein Großteil der Dornbirner bzw. sogar Vorarlberger Wirtschaft von dieser Ausstellung.

Die Export- und Musterschau hätte allerdings nicht ohne die Mithilfe

der Dornbirner Bevölkerung abgehalten werden können, weshalb vor allem die ersten Messejahre als ein Gemeinschaftsprojekt der Dornbirner gesehen werden können. Dies ist möglicherweise auch mit ein Grund, warum für viele Dornbirner die Messe jahrzehntelang einen hohen Stellenwert hatte oder noch immer hat.

- ¹ Franz Mathis, Die österreichische Wirtschaft. In: Österreich im 20. Jhdt. Ein Studienbuch in 2 Bänden, hg. von Rolf Steininger/Michael Gehrler, Bd. 2, Wien 1997, S. 415-453, hier S. 449.
- ² Werner Bundschuh, Die Vorarlberger Textilindustrie und Textilarbeiterschaft nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Heft 113, Friedrichshafen 1995, S. 149.
- ³ Klaus Eisterer, Französische Besatzungspolitik. Tirol und Vorarlberg 1945/46 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 9), Innsbruck 1991, S. 231 f.
- ⁴ Bundschuh, Textilindustrie (wie Anm. 2), S. 167.
- ⁵ Harald Walser, Bombengeschäfte. Vorarlbergs Wirtschaft in der NS-Zeit (Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 6), Bregenz 1989, S. 39.
- ⁶ Werner Bundschuh, Bestandsaufnahme: Heimat Dornbirn 1850-1950 (Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 8), Bregenz 1990, S. 193.
- ⁷ Ebd., S. 263.
- ⁸ Klaus Eisterer, Die Schweiz als Partner. Zum eigenständigen Außenhandel der Bundesländer Vorarlberg und Tirol mit der Eidgenossenschaft 1945-1947 (Schriftenreihe des Instituts für Förderalismus 64), Wien 1995.
- ⁹ Vorarlberger Nachrichten (fortan: VN), 16.11.1948.
- ¹⁰ Ebd.
- ¹¹ Verkehrsverein Dornbirn (fortan: VVD), Protokoll über die Hauptausschusssitzung des Verkehrsvereins Dornbirn, 29.11.1948.
- ¹² VVD, Protokoll über die Hauptausschusssitzung des Verkehrsvereins Dornbirn, 8.12.1948.
- ¹³ Max Strobl, 25 Jahre Dornbirner Messe. In: Export- und Mustermesse G.m.b.H. (Hg.), Dornbirner Messe-Spiegel 1973, Dornbirn o.J., S. 3-9.
- ¹⁴ Stadtarchiv Feldkirch, Protokoll über die Sitzung der Feldkircher Gemeindevertretung, 21.1.1949.
- ¹⁵ Vorarlberger Volksblatt, 22.1.1949.
- ¹⁶ Bruno Amann, Wie die Export- und Mustermesse entstanden ist. In: Die Gartenstadt Dornbirn. Ein Heimatbuch zum 50. Jahrestag der Stadterhebung (1951), S. 268-274, hier S. 270.
- ¹⁷ Vorarlberger Nachrichten, 30.1.1966.

- ¹⁸ VVD, Protokoll über die Hauptausschusssitzung des Verkehrsvereins Dornbirn, 8.8.1949.
- ¹⁹ VVD, Erinnerungsprotokoll des Verkehrsvereins Dornbirn, 2.2.1949.
- ²⁰ Ernst Amann, Nachkriegsjahre in der Vorarlberger Industrie. 1945-1955 (Zeitzeugen der Vorarlberger Wirtschaft 1), Feldkirch 1997.
- ²¹ VN, 12.5.1949.
- ²² Dornbirner Gemeindeblatt (fortan: DGBL), 1949, Nr. 13, S. 208.
- ²³ DGBL, 1949, Nr. 11, S. 177.
- ²⁴ DGBL, 1949, Nr. 30, S. 493.
- ²⁵ Ebd.
- ²⁶ VN, 5.8.1949.
- ²⁷ Stadtarchiv Dornbirn (fortan: StAD), Amt der Stadt Dornbirn (fortan: AdSD), I-10/1951: Meldung über den Verlauf der Export- und Mustermesse 1951, 7.8.1951.
- ²⁸ StAD, AdSD, I-10/1951: Korrespondenz, 2.5.1951.
- ²⁹ Ebd.
- ³⁰ StAD, AdSD, I-10/1951: Bescheid über die Sperrstundenverlängerung, 26.7.1951.
- ³¹ StAD, AdSD, I-26/1952: Bezirkshauptmannschaft Feldkirch, 8.7.1952.
- ³² VN, 4.4.1949.
- ³³ VN, 3.8.1949.
- ³⁴ Vorarlberger Landesarchiv (fortan: VLA), Amt der Vorarlberger Landesregierung, VLA-291/1952: Abschlussbericht über die 4. Export- und Mustermesse Dornbirn 1952.
- ³⁵ VVD, Protokoll über die Hauptausschusssitzung des Verkehrsvereins Dornbirn, 7.12.1949.
- ³⁶ Gespräch mit Dr. Grete Rhomberg, 12.2.1998.
- ³⁷ StAD, AdSD, I/1-22/1962: Niederschrift über die 20. Aufsichtsratsitzung der Messengesellschaft, 5.6.1962.
- ³⁸ Gespräch mit Dr. Grete Rhomberg, 12.2.1998.
- ³⁹ StAD, AdSD, I-31/1953: Korrespondenz, Original Tiroler-Pradl-Theater, 16.5.1953.
- ⁴⁰ Österreichische Textilzeitschrift, 11.6.1953.
- ⁴¹ VN, 15.7.1963.
- ⁴² StAD, AdSD, I-12/1951: Niederschrift über die 10. Aufsichtsratsitzung der Messengesellschaft, 13.12.1955.
- ⁴³ Reinhold Hefel, Dornbirner Export- und Mustermesse – Realschule und Realgymnasium. In: Bundes-Realschule und Realgymnasium in Dornbirn, 82. Jahresbericht – Schuljahr 1959/60, Dornbirn 1960.
- ⁴⁴ Gespräch mit Dr. Grete Rhomberg, 12.2.1998.
- ⁴⁵ Hermann Rhomberg, Ohne Titel. In: Festschrift zur Eröffnung der Karrenseilbahn in Dornbirn, Dornbirn 1956, ohne Seitenangaben.
- ⁴⁶ StAD, Protokoll über die Sitzung des Dornbirner Stadtrats, 16.11.1950.

Bildnachweis

Seiten

10, 12, 15, 17, 20, 22, 28, 29, 35, 42, 42, 51, 56, 60, 65, 68, 75, 78
Karikaturen von Martin Rhomberg

Seite

- 84 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Schenkung Heinz Schurig, o. Sign.
- 85 Gemälde in der Bürgermeister-Galerie des Dornbirner Rathauses
- 87 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Sign. 22547
- 88 Aus: Rudolf Hämmerle, Geschichte der Familie Rhomberg, Dornbirn 1974, Abb. 20
- 90 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, o. Sign.
- 96 Gemälde in der Bürgermeister-Galerie des Dornbirner Rathauses
- 97 Orig. Silvia Bonadimann, Repro Stadtarchiv Dornbirn, Sign. 3125
- 104 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Foto Heim, Sign. 2761
- 105 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Foto Bauamt, Sign. 311
- 107 Repro Stadtarchiv Dornbirn, o. Sign.
- 122 Amt der Vorarlberger Landesregierung
- 128 Patrick Choinier
- 151 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Foto Franz Beer, Sign. 601
- 157 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Foto Branz, Lustenau, Sign. 121
- 164 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Bestand Dornbirner Messe GmbH, Akz.-Nr. 181/1998
- 168 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Bestand Dornbirner Messe GmbH, Akz.-Nr. 181/1998
- 169 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Verlag WUB Innsbruck, o. Sign.
- 171 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Bestand Dornbirner Messe GmbH, Akz.-Nr. 181/1998
- 173 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Schenkung Renate Hahn, Sign. 24538
- 175 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Bestand Dornbirner Messe GmbH, Akz.-Nr. 181/1998
- 177 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Bestand Dornbirner Messe GmbH, Akz.-Nr. 181/1998
- 178 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Bestand Dornbirner Messe GmbH, Akz.-Nr. 181/1998
- 180 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Bestand Dornbirner Messe GmbH, Akz.-Nr. 181/1998
- 182 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Bestand Dornbirner Messe GmbH, Akz.-Nr. 181/1998
- 184 Orig. Stadtarchiv Dornbirn, Bestand Dornbirner Messe GmbH, Akz.-Nr. 181/1998

So wie man ein ursprüngliches Werk im Gegensatz zu Kopien oder Abschriften als „Original“ bezeichnet, ist auch ein eigenständiger, nicht in eine Schablone passender Mensch volkstümlich ein Original. Nun gleicht bekanntlich kein Ei dem anderen und Kopien können oft nur von Fachleuten als solche erkannt werden. Originale sind in allen Schichten zu finden, doch sind sie dort eher selten, wo der gesellschaftliche Stand oder das Leitbild des Vorgesetzten von vornherein eine gewisse Norm verlangt. Der unabhängige Handwerker- und Bauernstand erlaubte jedenfalls mehr Freiheiten. Frauen sind unter den bekannten Originalen eher selten, weil sie viel mehr im Hintergrund des Mannes standen und die widmungswidrige Verwendung des Kochlöffels oder der Teigwalze nicht in der Zeitung stand.

Auszug aus dem Artikel „Dornbirner Originale“ von Franz Kalb

